

# **Bruchstellen in Europa!?**

## **Religion und Nation im 21. Jahrhundert**

**12. Internationaler  
Kongress Renovabis**

**4. bis 6. September 2008  
in Freising**

Internationale Kongresse Renovabis  
12/2008

12. Internationaler Kongress  
Renovabis  
2008

# Bruchstellen in Europa!?

Religion und Nation  
im 21. Jahrhundert

Veranstalter und Herausgeber:  
Renovabis – Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken  
mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa

Redaktion: Christof Dahm (verantw.), Burkhard Haneke, Thomas Hartl  
und Thomas Schumann

Fotos: Thomas Pinzka (Seite 196, 205, 209, 212, 217, 221, 222), Daniela Schulz (Seite 105, 123,  
129), Thomas Schumann (Seite 8, 10, 12, 23, 27, 69, 152 [2x], 154, 173, 194, 226 [2x])

© Renovabis – Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken  
mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa,  
Kardinal-Döpfner-Haus, Domberg 27, D-85354 Freising.

ISBN 978-3-88916-297-7

Zu beziehen bei:  
MVG Medienproduktion  
und Vertriebsgesellschaft mbH  
Postfach 101 545, 52015 Aachen  
Telefon (0241) 479 86-200  
Telefax (0241) 479 86-745  
E-Mail: renovabis@eine-welt-mvg.de

**Bestellnummer: 3 518 09**

Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung des Herausgebers.  
Die hier abgedruckten Beiträge sind autorisiert. Sie stimmen nicht unbedingt und in jedem  
Fall mit der Meinung des Veranstalters und der Teilnehmer des Kongresses überein.

Umschlag und Gestaltung: Thomas Schumann, Renovabis, Freising  
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt/Do. - Mühlhausen

# INHALT

Vorwort .....	9
---------------	---

## I. ANSPRACHEN UND GRUSSWORTE

<i>P. Dietger Demuth CSsR, Freising</i> Begrüßung der Kongressteilnehmer .....	13
-----------------------------------------------------------------------------------	----

<i>Erzbischof Dr. Reinhard Marx, München</i> Eröffnung des 12. Internationalen Kongresses Renovabis .....	18
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

<i>Dr. Gerhard Albert, Freising</i> Anliegen und Ziele des Kongresses .....	24
--------------------------------------------------------------------------------	----

Grußworte an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 12. Internationalen Kongresses .....	29
---------------------------------------------------------------------------------------------	----

## II. REFERATE UND PODIEN

<i>Gräfin Róza Thun, Warschau</i> Schicksalsjahr 1989 – Beginn der Wiedervereinigung Europas. Anmerkungen einer Zeitzeugin .....	71
----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

<i>Erzbischof Stanislav Hočevár SDB, Belgrad</i> Staat – Kirche – Nation. Aspekte eines komplizierten Miteinanders in Südosteuropa .....	80
------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

<i>Dr. Gerhard Albert, Freising</i> Einführung in den zweiten Kongresstag .....	103
------------------------------------------------------------------------------------	-----

*Prof. Dr. Thomas Bremer, Münster*  
Konfession und Nation in Mittel- und Osteuropa ..... 105

*Podiumsgespräch:*

Konfession – Nation – Nationale Identität ..... 121

- *Andrea Haagn, München (Moderation)*
- *Dr. Lilya Berezhnaya, Münster*
- *Prof. Dr. Thomas Bremer, Münster*
- *Weihbischof Donal McKeown, Belfast*
- *Bischof Dr. László Némethy, Zrenjanin*

*Dr. Gerhard Albert, Freising*

Einführung in den dritten Kongresstag ..... 152

*Visitor Dr. Alexander Hoffmann, Bonn*

„Wanderer zwischen den Welten“:

Als Christ im Spannungsfeld zwischen den Völkern ..... 154

*Podiumsgespräch:*

Probleme der Seelsorge in einer multikulturellen Gesellschaft ..... 174

- *Burkhard Haneke, Freising (Moderation)*
- *P. Provinzial Gabriele Parolin CS, Basel (Moderation)*
- *Diakon Nikola Čapin, München*
- *Pfarrer Dr. Willi Klinkhammer, Budapest*
- *Zornitsa Kutlina-Dimitrova, Aachen*
- *Iryna Lenyshyn, Eichstätt*

### III. BERICHTE AUS DEN ARBEITSKREISEN

*Arbeitskreis 1*

Kulturträger und Stifterin nationaler Identität?

Kirche und Nation in Polen und der Ukraine ..... 197

*Arbeitskreis 2*

Rumänien: Chancen und Gefahren im Zusammenleben

verschiedener Nationen und Konfessionen ..... 204

<i>Arbeitskreis 3</i>	
Serbien: Erfahrungen von Miteinander .....	209
<i>Arbeitskreis 4</i>	
Brennpunkt Kosovo .....	212
<i>Arbeitskreis 5</i>	
Roma in Mittel- und Osteuropa: ihre besondere nationale und religiöse Situation .....	215
<i>Arbeitskreis 6</i>	
Aspekte der Pastoral nichtdeutschsprachiger Katholiken .....	217
<i>Arbeitskreis 7</i>	
Armenien und Georgien als Beispiele für religiös-ethnische Spannungsfelder im Kaukasus .....	220
<i>Arbeitskreis 8</i>	
Nation und Religion im Bild der neuen Aufbruchstudie .....	223
<i>Arbeitskreis 9</i>	
Auf dem Weg in die Freiheit. Das Jahr 1989: Wendepunkt in meinem Leben? .....	225
 IV. ABSCHLUSSSTATEMENT – SCHLUSSWORT	
<i>Erzbischof Stanislav Hočevár SDB, Belgrad</i>	
Gedanken zu einer christlichen Identität .....	229
<i>P. Dietger Demuth CSsR, Freising</i>	
Schlusswort .....	231
 Liste der Referenten, Moderatoren und Protokollanten .....	 234



Renovabis



*Mit Menschen in Osteuropa!*

www.renovabis.de



# Vorwort

Zur Identität des Menschen gehört seine Zugehörigkeit zu einem Volk. Seit der frühen Neuzeit ist neben diese umfassende Größe als zweiter Begriff die Nation getreten, wobei beide Begriffe oft gleichgesetzt werden. Weiterhin sind für die Entwicklung Europas die von Nation abgeleiteten Termini „Nationalität“ und „Nationalismus“ von weitreichender Bedeutung. Ein übersteigerter Nationalismus war die Ursache für die großen Krisen und Kriege der letzten einhundert Jahre.

Ebenso wichtig für das Selbstverständnis des Menschen war und ist bis in die Gegenwart hinein die religiöse Bindung. Bei vielen Völkern Europas (und auch anderer Kontinente) kam es im Laufe der Zeit zu einer engen Verbindung, manchmal sogar Verschmelzung der religiösen Zugehörigkeitsgefühle mit dem Bewusstsein, einem bestimmten Volk anzugehören. In Europa sind „klassische“ Beispiele dafür das „katholische“ Polen, das „evangelische“ Schweden und das „orthodoxe“ Russland. Bei genauerem Hinsehen gehen diese Gleichungen nicht auf, prägen dennoch bis heute sowohl das Selbstverständnis dieser Völker als auch das Bild, das sich die Nachbarn von ihnen machen.

Das Verhältnis zwischen „Religion“ und „Nation“, das gerade auch in Mittel- und Osteuropa während des 19. und 20. Jahrhunderts Ursache zahlreicher Konflikte war, bietet Stoff für Überlegungen theologischer, historischer und politischer Art. Neue Facetten gewinnt die Problematik gegenwärtig angesichts der in allen Teilen Europas vorhandenen Ängste gegenüber einer scheinbar übermächtigen Europäischen Union bzw. ihrer Zentrale in Brüssel. In den neuen Mitgliedsstaaten der Union, aber auch auf Seiten der „alten“ Mitglieder machen sich vielfach Unmut und Resignation breit. Vielerorts greifen die Menschen auf althergebrachte Identifikationsmodelle zurück und suchen ihre Identität in Sprache, Kultur und Religion bzw. Konfession.

Der 12. Internationale Kongress hat sich im September 2008 mit dem komplexen Miteinander von Religion und Nation befasst und versucht,

möglichst viele Facetten der Thematik vorzustellen und zu diskutieren. Gleichzeitig bot der Kongress auch erste Reflexionen auf die zwanzig Jahre zurückliegenden Ereignisse der politischen und gesellschaftlichen Wende in Mittel- und Osteuropa. Der vorliegende Dokumentationsband enthält die Vorträge des Kongresses und bietet auch die Möglichkeit, die Diskussionsrunden und Arbeitskreise nachzuvollziehen.

Allen, die an der Gestaltung des Kongresses und auch an der Gestaltung der Dokumentation mitgewirkt haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

*Freising, im Juli 2009*

*Christof Dahm, Redaktion*



*Persönliche Erfahrungen und Erlebnisse bestimmten den Vortrag von Gräfin Róza Thun*

# **I. Ansprachen und Grußworte**



*Pressekonferenz zu Beginn des Kongresses (ganz links:  
Erzbischof Stanislav Hočevár)*

P. Dietger Demuth CSsR, Freising

## **Begrüßung der Kongressteilnehmer**

Bereits zum 12. Mal lädt Renovabis, die Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa, zu einem Internationalen Kongress ein. Als Hauptgeschäftsführer habe ich die Ehre, Sie hier in Freising ganz herzlich zu begrüßen.

Sehr dankbar bin ich, dass uns das Domgymnasium auch in diesem Jahr wieder seine Aula als Tagungsraum zur Verfügung gestellt hat. Wir befinden uns hier in unmittelbarer Nähe des Domes, in dem der heutige Papst Benedikt XVI. zum Priester geweiht worden ist, und des früheren Priesterseminars der Erzdiözese München und Freising, in dem er als Student eine Zeitlang gewohnt hat und in dem er dann auch Professor war. Ich freue mich sehr, dass sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhl der Erzdiözese München und Freising, Reinhard Marx, dieses Jahr unseren Kongress eröffnen wird.

Mit rund 340 Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus 29 Ländern zählt der diesjährige Kongress zu den am besten besuchten Veranstaltungen von Renovabis, und ich vermute, dass dies insbesondere mit dem Thema zusammenhängt, mit dem wir uns in den nächsten Tagen beschäftigen werden. „Bruchstellen in Europa!? Religion und Nation im 21. Jahrhundert“ – unter dieser Überschrift soll es um das nicht immer spannungsfreie Verhältnis zwischen zwei grundlegenden gesellschaftlichen Bezügen gehen, die die Geschicke Europas seit Jahrhunderten prägen. Die Aktualität der Thematik liegt im Blick auf Südosteuropa und den Kaukasus auf der Hand. Dennoch möchte ich auf diese Problematik jetzt nicht näher eingehen. Anschließend wird mein Stellvertreter, Herr Dr. Albert, Ihnen die Anliegen und Ziele des Kongresses noch etwas näher erläutern.

Repräsentanten der Kirchen, Politiker, Wissenschaftler und Experten, Vertreter der Caritas und zahlreicher anderer Organisationen und Einrichtungen sind unserer Kongresseinladung gefolgt. Ihnen allen spreche ich meinen herzlichen Willkommensgruß aus. Ganz besonders freue ich mich, dass wir für heute Nachmittag Róza Gräfin Thun, Leiterin der Vertretung der Europäischen Kommission in Polen, als Referentin gewinnen konnten. Herzlich willkommen in Freising!

Mein herzliches Grüß Gott gilt ebenso allen anwesenden bzw. angekündigten Vertretern der diplomatischen und konsularischen Korps. Besonders begrüßen möchte ich Generalkonsulin Elżbieta Sobótka vom Polnischen Generalkonsulat in München.

Als Repräsentanten der Stadt Freising heiße ich mit Dank für die Verbundenheit Herrn Oberbürgermeister Dieter Thalhammer willkommen.

Ein besonderer Gruß gilt allen geistlichen Würdenträgern und Vertretern der katholischen Kirche, darunter auch den Mitgliedern der unierten Kirchen. Als Repräsentant der Deutschen Bischofskonferenz und Ortsordinarius von Freising wird, wie ich schon erwähnte, Erzbischof Reinhard Marx den Kongress offiziell eröffnen. Herzlich willkommen und vielen Dank im Voraus, werter Herr Erzbischof! Erfreulicherweise sind wieder viele Bischöfe vor allem aus Mittel- und Osteuropa angereist. Wegen der großen Zahl kann ich an dieser Stelle nicht alle namentlich begrüßen. Nennen möchte ich nur Erzbischof Stanislav Hočevár, Erzbischof von Belgrad und Vorsitzender der Internationalen Bischofskonferenz der Heiligen Kyrill und Method, und Erzbischof Paolo Pezzi von der Erzdiözese Mutter Gottes in Moskau.

Da derzeit die Synode der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche tagt, wird diese Kirche von einigen Laien vertreten, namentlich genannt seien Frau Tetiana Stawnychy und Frau Anita Prokopovych. Auch ihnen gilt mein herzlicher Willkommensgruß.

Dass unser Kongress wieder das Interesse und die Wertschätzung des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen findet, wird

durch die Anwesenheit von Pater Milan Žust deutlich. Mich freut auch sehr, dass Dr. Ferenc Janka, der Vize-Generalsekretär des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), bei uns ist.

Ein herzliches Grüß Gott gilt den Ansprechpartnern von Renovabis in den deutschen Diözesen und natürlich meinen Vorgänger, Pater Eugen Hillengass.

Sehr gerne begrüße ich auch die zahlreichen Mitglieder von Ordensgemeinschaften, die unter uns sind, gehören sie doch an vielen Orten in Mittel- und Osteuropa zu den wichtigsten Partnern von Renovabis. Ganz herzlich willkommen heißen möchte ich Sr. Ludgardis Craeynest, eine Salesianerin, in diesem Jahr neugewählte Präsidentin der Europäischen Ordensobernvereinigung (UCESM). In diesem Zusammenhang begrüße ich auch Pater Mariano Sedano Sierra (Claretiner), ebenfalls Vorstandsmitglied der UCESM und Präsident der Russischen Ordensobernkonferenz. Genannt seien außerdem Schwester Margaret Hutnyk (Basilianerin), Stellvertretende Vorsitzende der Ordensoberinnenkonferenz der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche, aus Lwiw, und Sr. Jolanta Radzik, Generaloberin der Engelsschwestern.

Grüßen möchte ich weiterhin die Vertreter katholischer Organisationen, die mit Renovabis verbunden sind. Stellvertretend genannt seien das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, die Caritas, die Ackermann-Gemeinde sowie Kirche in Not, deren Direktorin der Projekt-Abteilung, Regina Lynch, bei uns ist. Die weite Reise aus den USA hat Reverend James McCann vom Office to Aid the Catholic Church in Central and Eastern Europe der Amerikanischen Bischofskonferenz auf sich genommen. Nicht unerwähnt bleiben sollen auch die Vertreter der Justitia et Pax-Kommissionen verschiedener Länder. Auch bei den Vertretern der Auslandspastoral ist unser Kongressthema auf Interesse gestoßen und ich sage Ihnen gerne ein herzliches „Grüß Gott“.

Ein ganz herzliches Willkommen gilt allen Angehörigen der orthodoxen Kirchen, mit denen Renovabis auf vielfältige Weise zusammenarbeitet. Unter ihnen ist als offizieller Vertreter der Serbischen Ortho-

doxen Kirche Vater Vukašin Miličević hier anwesend. Metropolit Augustinos von der griechisch-orthodoxen Metropolie von Deutschland, Exarch von Zentraleuropa, wird von Erzpriester Apostolos Malamoussis vertreten.

Unsere Gäste aus den evangelischen Kirchen heiÙe ich ebenfalls herzlich willkommen.

Ein besonders herzlicher Willkommensgruß gilt allen Referenten, Mitwirkenden an Podiumsgesprächen und Arbeitskreisen sowie den Moderatoren. Schon jetzt möchte ich mich bei Ihnen bedanken, dass Sie sich zur Übernahme dieser Aufgaben bereit erklärt haben.

Nicht vergessen möchte ich, die Vertreter der Presse und der Medien zu begrüßen, verbunden mit der Hoffnung, dass Sie Eindrücke, Impulse und Ergebnisse aus diesem Kongress in eine breitere Öffentlichkeit hinein vermitteln werden.

Aus nah und fern haben Renovabis Grußbotschaften erreicht, in denen dem Kongress ein guter und erfolgreicher Verlauf gewünscht wird und die Bemühungen um das Verhältnis zwischen Religion und Nation in Europa gewürdigt werden. Aus zeitlichen Gründen kann ich nicht alle Grußworte im Einzelnen nennen. Erwähnen möchte ich die Grußbotschaft Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI., die ich auch gleich noch vorlesen werde, genannt seien auch die GrüÙe des Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, Walter Kardinal Kasper, des Präsidenten des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), Péter Kardinal Erdó, des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Robert Zollitsch, des Vorsitzenden der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Ludwig Schick, des Vorsitzenden des Trägerkreises von Renovabis, Erzbischof Joachim Kardinal Meisner, des Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Professor Dr. Hans Joachim Meyer, des griechisch-orthodoxen Metropoliten Augustinos von Deutschland und Exarchen von Zentraleuropa, des Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirchen in Deutschland, Bischof Dr. Wolfgang Huber, des Weite-



ren das Grußwort des Präsidenten des Europäischen Parlaments, Hans-Gert Pöttering, sowie der Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland, Angela Merkel und des Premierministers von Luxemburg, Jean-Claude Juncker.

Wir haben einige Grußworte hinten an einer Stellwand aufgehängt, sodass Sie sie dort im Einzelnen lesen können.

Vielleicht haben Sie beim Hereinkommen das Sofa am Info-Point gesehen und sich gefragt, was es denn damit auf sich hat. Renovabis wollte mit seiner letztjährigen Pfingstaktion in der deutschen Öffentlichkeit auf die Bedeutung und auch die besondere Gefährdung der Familie aufmerksam machen. Rolf Bauerdick und Achim Pohl haben deswegen Familien in mehreren Ländern Mittel- und Osteuropas besucht. Sie haben Bilder und Geschichten mitgebracht, die in dem ausgelegten Fotoalbum zu finden sind. Ich lade Sie also herzlich ein, auf dem Sofa gleichsam wie in einem Wohnzimmer Platz zu nehmen und sich anhand des Albums die Lebensbedingungen und Schicksale von Familien in Mittel- und Osteuropa erzählen zu lassen.

Doch nun wünsche ich uns allen Gottes Segen für ein gutes Gelingen des Kongresses, anregende Gespräche und neue Impulse für den Umgang mit dem spannungsreichen Verhältnis zwischen religiöser und nationaler Identität.

Ich verlese nun die Grußbotschaft, die uns Seine Heiligkeit Papst Benedikt XVI. anlässlich des 12. Internationalen Kongresses Renovabis<sup>1</sup> hat zukommen lassen. Im Anschluss daran wird der Oberbürgermeister der Stadt Freising, Dieter Thalhammer, kurz zu uns sprechen.

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu unten S. 36.

## Eröffnung des 12. Internationalen Kongresses Renovabis

Meine Herren Bischöfe, liebe Mitbrüder im priesterlichen Dienst, verehrte Ordensleute, verehrter Herr Oberbürgermeister und Herr Abgeordneter, lieber Pater Demuth, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder, verehrte Gräfin Thun!

Es ist mir eine besondere Freude, zum ersten Mal als Erzbischof von München und Freising diesen Kongress zu eröffnen. Ich war selber schon einmal als Referent eingeladen, kann mich gut an die Gespräche und Diskussionen erinnern und weiß deshalb, wie wichtig dieses Treffen für Renovabis ist, aber auch für die vielen Gäste aus Osteuropa, aus Südosteuropa, aus Mitteleuropa. Hier ist wirklich etwas entstanden, das Signalwirkung hat, das Auswirkungen hat, das Konsequenzen hat für die praktische Arbeit, und deswegen ist der Zuspruch zu diesem Kongress stetig gewachsen. Pater Demuth hat eben darauf hingewiesen: Es ist in diesem Jahr eine der größten Anmeldezahlen seit Bestehen des Kongresses zu verzeichnen, und das zeugt eben auch von der Notwendigkeit des Renovabis-Kongresses.

Es sei mir erlaubt, ein paar Hinweise zum Thema zu geben, ausgehend vom „genius loci“. Freising hat eine besondere Bedeutung, eine große Geschichte, eine europäische Geschichte. Die Frage von Identität, Abgrenzung, Integration, Bewusstsein des Eigenen ist sehr wichtig – auch im Kleinen, nicht nur in der Frage der Nation, sondern auch bezüglich konkreter Orte wie Freising und München. Dies sind nur kleine Hinweise darauf, dass es wichtig ist, sich auch der eigenen Geschichte stolz zu vergewissern und sie prononciert zu vertreten, wie es Herr

Oberbürgermeister eben in seinem Grußwort getan hat. Aber vielleicht darf ich noch ein paar weitere Hinweise zum „genius loci“ geben.

Die Frage ist ja, wie entstehen Nationen, was macht Nationen zu Nationen, was macht Völker zu den Völkern, die eine eigene Identität haben. Als der heilige Korbinian nach Freising kam – er wurde geboren in der Nähe von Paris, in Arpajon, – hatte er schon einige Wegstrecken hinter sich gebracht. Er hat dort als Einsiedler gelebt, dann ist er nach Rom gezogen und der Papst hat ihn gegen seinen Willen zum Missionar gemacht. Er wurde schließlich mehr zwangsweise in Freising festgehalten, hat hier auf diesem heiligen Berg eine Gemeinschaft von Mönchen und Klerikern geführt, praktisch am Hof des Herzogs. Und da gibt es immer wieder die Überlegung: Wie sind eigentlich die Bayern entstanden? Woher kommt Bayern? Woher kommen die Bayern? Eine unendliche Geschichte, auf die ich mich hier nicht einlassen möchte, darüber sollen die Einheimischen weiter streiten. Aber ein wesentlicher Punkt ist doch – und deswegen sage ich das hier –, dass gerade in Deutschland, wenn man die Geschichte unserer Landschaften anschaut, die Geschichte der Germanen und der anderen Völker, die zugewandert sind, dass da die Verkündigung des Evangeliums ein ganz wesentlicher Teil der Volkwerdung war. Über die eigene Familie hinaus einen Stamm zu sehen und dann von diesem Stamm aus sich auch mit Anderen zu verbinden, dabei war der gemeinsame Glaube an Christus ein wesentliches Element. Man wird unendlich streiten können, inwieweit die Religion zur Identität der Bayern oder auch der anderen Stämme Deutschlands beigetragen hat. Ein wesentlicher Beitrag ist es auf jeden Fall gewesen.

Der heilige Korbinian hat es dann noch nicht geschafft, ein wirklich stabiles Bistum zu gründen, das hat der heilige Bonifatius in Altbayern getan. Aber auch für ihn gilt, dass der christliche Glaube zweierlei ermöglicht hat in der Geschichte Europas: Auf der einen Seite, dass die Völker, die verschiedenen Stämme und Sprachen ihre Identität gefunden haben, und zwar neu gefunden haben in Christus, das heißt, im christlichen Glauben getauft zu sein. Sie haben etwas Neues aufgenommen und so ist eigentlich ihre Identität über Jahrhunderte hin erst zu einer wirklichen Größe geworden. Und zum Anderen – und das ist

etwas ganz Typisches für Europa, was man gerade in der deutschen Geschichte der verschiedenen Stämme nachprüfen kann –, dass die Verkündigung des Evangeliums, besonders auch die Aktivität des Bonifatius, dazu geführt hat, dass man über den eigenen Stamm und die eigene Familie hinaus gedacht hat – auf etwas Größeres, etwas Gemeinsames hin. Da spielt natürlich auch die Verbindung zu Rom eine ganz entscheidende Rolle – die Verbindung in eine Welt hinein, die größer ist als mein Stamm, meine Kultur, meine Sprache. Die Missionare, die bei uns gewirkt haben, kamen ja nicht aus unserem Land. Sie kamen aus anderen Ländern, sie kamen aus Irland, England, Frankreich – wie Korbinian – und haben so beigetragen zur Volkwerdung der Menschen hier.

Das Thema des Kongresses ist also ein sehr interessantes Thema, und es wirft nicht nur eine geschichtliche Frage auf, sondern ist auch für die Zukunft von Bedeutung. Deswegen werden wir in den nächsten Tagen wahrscheinlich spannende Debatten erleben, und ich möchte Sie alle sehr dazu ermuntern, dieses Thema, den Zusammenhang von Religion und Nation intensiv zu diskutieren. Es ist für die Zukunft Europas von außerordentlicher und wichtiger Bedeutung. Darauf hat auch Papst Johannes Paul II. hingewiesen. Ich möchte Ihnen die Ansprache empfehlen, die er am 5. Oktober 1995 vor der UNO gehalten hat<sup>2</sup>. Dort ging es ihm darum, über die universellen Menschenrechte hinaus auch die Rechte der Nationen und Völker mit ihren je eigenen Identitäten in die menschenrechtliche Debatte mit hinein zu nehmen, weil er natürlich von der Katholischen Soziallehre und von der Christlichen Anthropologie her denkt und weiß, dass der Mensch nicht allein ist, dass er immer verwoben ist mit Anderen. Er lebt in seiner Kultur und Nation. Nation kommt von „nasci“: geboren werden, und „patria“, das ist die Familie, der Vater, das Herkommen. Es gibt keinen Menschen, der losgelöst wäre von seinem Herkommen, von seiner Verwandtschaft, von seiner Familie, von seiner Religion, von seiner Sprache, die ihn geprägt hat. Und daher ist es dem Papst wichtig, dass auch Nationen ihr Recht haben.

---

2 Text unter [http://www.vatican.va/holy\\_father/john\\_paul\\_ii/speeches/1995/october/documents/hf\\_jp-ii\\_spe\\_05101995\\_address-to-uno\\_en.html](http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/speeches/1995/october/documents/hf_jp-ii_spe_05101995_address-to-uno_en.html) (letzter Zugriff: 26.06.2009).

Ich kann darauf nicht im Einzelnen eingehen, das würde manche Diskussionen vorwegnehmen, aber ich kann Ihnen diese Ansprache nur sehr empfehlen. Der Papst sagt etwa – ich zitiere hier wörtlich – „diese Spannung“; die ich eben auch im Blick auf Bonifatius benannt habe, „zwischen partikular und universal kann man in der Tat als dem Menschen innewohnend betrachten. Kraft der Gemeinsamkeit ihrer Natur sind die Menschen als solche gedrängt, sich als Glieder einer einzigen großen Familie zu fühlen.“ Das fordert der christliche Glaube selbst, diesen Gedanken der einen Menschheitsfamilie. „Aber“, sagt der Papst weiter, „durch die konkrete Geschichtlichkeit dieser gleichen Natur sind sie in stärkerer Weise an bestimmte menschliche Gruppen gebunden, vor allem an die Familie, sodann an verschiedene Gruppen der Zugehörigkeit, bis hin zum Gesamten der betreffenden ethnisch-kulturellen Gruppe, die nicht von ungefähr als Nation bezeichnet wird, was an Geborgenwerden, an Vaterland, an Familie erinnert.“

Der Mensch ist also zwischen diese beiden Pole: Universalität, Offenheit für alle Menschen in der einen Menschheitsfamilie, und: Partikularität, Gebundensein an die eigene Familie, an das eigene Herkommen, eingebunden. Pole, die in lebendiger Spannung zueinander stehen, in einer unvermeidlichen Spannung, die aber fruchtbar werden kann und werden soll. Dass hier fruchtbare Begegnungen möglich sind, ist – glaube ich – für die Zukunft von Europa von außerordentlicher Bedeutung. Wir wollen ein Europa, in dem es eine Vielfalt der Nationen, der Kulturen, der Sprachen gibt, in dem diese Kulturen und Nationen nicht Angst davor haben müssen, ausgelöscht zu werden durch eine Einheitskultur, in der sie ihre Identität verlieren, sondern in dem sie sogar die Begegnung mit dem Anderen, den Anderen auch als Reichtum erfahren, wie der Papst sagt, nicht als Bedrohung, und wo die Vielfalt mehr ist als die Uniformität.

Vielfalt ist Reichtum – und sie ist gewollt, von Gott gewollt. Das anzuerkennen ist für die Zukunft Europas von großer Bedeutung, und wir Christen sollten da eigentlich die Motoren sein, nicht einer engstirnigen nationalistischen Verengung oder eines religiösen Egoismus, der nur um sich selber kreist, sondern wir sollten – ich zitiere Johannes Paul II.

jetzt frei aus seiner Ansprache vor der UNO – mit dem Reichtum der eigenen Geschichte in den Dialog, in die Begegnung hineingehen und so zum Reichtum für Andere werden. Und deswegen wird Europa – wenn es das Thema „Religion und Nation“ reflektiert und geschichtlich betrachtet, das heißt auch die Wahrheit über diese Geschichte zum Sprechen bringt – nur dann eine Zukunft haben, wenn es der Religion und der Nation, diesen beiden wesentlichen Elementen der kulturellen und anthropologischen Identität, Raum gibt und sie nicht als Bedrohung ansieht.

Johannes Paul II. sagt sehr schön in seiner Ansprache, Nationalismus sei etwas, das die Kirche verurteilt, aber Patriotismus, die Liebe zur eigenen Heimat, zur eigenen Kultur, sei etwas Großartiges, ein Geschenk, und etwas, das weiterführt, das in den Dialog hinein führt. Und das gilt natürlich auch für die Religion. Wir wollen ein Europa, das weltanschaulich offen ist, sich aber der eigenen Wurzeln bewusst bleibt, das nicht indifferent ist und Toleranz nicht als Gleichgültigkeit missversteht. Ein Europa, das sich den eigenen Wurzeln stellt, das sieht, dass die wesentliche Aufklärung Europas die Verkündigung des Evangeliums gewesen ist, ein ganz wesentlicher Teil unserer Kultur – nicht nur der vergangenen, sondern auch der gegenwärtigen. Das ist das Europa, für das wir miteinander kämpfen müssen. Wir engagierten Christen sollten dies tun – in Ost- und Westeuropa – wir sollten dieses Europa nicht anderen überlassen, sondern selber die Motoren, Inspiratoren, ja Akteure Europas sein und dabei nicht nur über die schlechten Zeiten jammern, sondern sie positiv gestalten.

In seiner Ansprache sagte Johannes Paul II. noch sehr viel mehr über Identität, über Sprache, Kultur und Pluralismus. Das kann man alles nachlesen und das wird sicher weiter diskutiert werden. Immer wieder gibt es im Westen natürlich auch die Diskussion, ob die Religion nicht eher eine Quelle des Unfriedens in der Geschichte Europas gewesen sei. Ich werde das auch bei Interviews ab und zu gefragt: Ist denn nicht Religion eher eine Quelle der Gewalt, wenn wir das aktuell anschauen? Dieser Frage müssen wir uns auch stellen. Natürlich antworte ich zunächst – und wie ich glaube richtigerweise –, dass der Missbrauch von Religion



zu Gewalt und zum Gegeneinander führt. Wenn sich das Christentum wirklich auf die eigenen Ressourcen, auf seine eigenen geistlichen Inhalte besinnt, kann es nie abgrenzen, kann es nie menschenverachtend sein, können wir Christen nie den anderen als Feind sehen. Das ist unmöglich und es wäre Verrat an unserem Glauben. Ob dieser nun orthodox, evangelisch oder katholisch geprägt ist, es wäre ein Verrat am Evangelium selbst. Eine solche Haltung wäre inakzeptabel.

Umso wichtiger ist es, dass wir hier in einer solchen Runde zusammenkommen und deutlich machen: Nein, nicht Religion ist Quelle des Unfriedens, das Christentum ist im Gegenteil, wenn wir an Bonifatius denken, eine Inspiration für die eine Menschheitsfamilie, für das Miteinander von Kulturen und Gemeinschaften, die zwar unterschiedlich sind und ihre eigene Identität haben, ihre Sprache, ihre Geschichte, ihre Tradition, die aber auch zusammen wirken und nicht gegeneinander. Das ist der Traum, den wir von Europa nicht nur träumen, sondern für den wir arbeiten – und ich denke, dieser Kongress könnte einen kleinen Beitrag dazu leisten, dass dieser Traum nicht nur ein Traum bleibt, sondern Schritt für Schritt zur Realität wird.

## Anliegen und Ziele des Kongresses

Im Namen der Veranstalter darf ich Sie ebenfalls herzlich begrüßen und Ihnen einige Hinweise zu Anliegen und Zielen des Kongresses sowie zum organisatorischen Ablauf geben. Vor allem bedanke ich mich aber bei Ihnen, sehr verehrter, lieber Herr Erzbischof, für die Eröffnung des Kongresses und die Einführung in seine Problematik. Daraus spricht Ihr leidenschaftliches Engagement für das Europa von morgen und Ihre Verbundenheit mit der Arbeit von Renovabis. Über diese Bestärkung freuen wir uns sehr.

### I.

In den vorbereitenden Gesprächen und in den Grußworten zu diesem Kongress wurde den Veranstaltern immer wieder bescheinigt, dass sie mit dem Thema „Bruchstellen in Europa!? Religion und Nation im 21. Jahrhundert“ eine zentrale Frage der Zukunft unseres Kontinents aufgreifen. Europa kann nur unter Berücksichtigung der Prägung seiner Kultur durch die Religion verstanden werden. Jeder Versuch, diese Dimension zu ignorieren, nimmt Europa ein entscheidendes Stück seines Wesens und verkennt, dass es der Glaube an die Geborgenheit in Gott ist, der im Menschen auch die Kräfte freisetzt, für das Wohl des Gemeinwesens – und somit auch Europas – einzutreten. In der Identität, die die Zugehörigkeit zu den verschiedenen Nationen schafft, haben sich in der Geschichte Europas die besten Überlieferungen von Kultur, Recht und Politik ausgedrückt; nur auf ihnen kann eine neue Gemeinschaft der Völker aufbauen.



Andererseits war es gerade in der europäischen Geschichte immer wieder die Übersteigerung des jeweils eigenen nationalen Anspruchs zu Lasten der anderen, die Eifersucht, Herabsetzung, Gewalt, Krieg, Unterdrückung und ungezügelter Herrschaftswillen bis in unsere unmittelbare Gegenwart hinein verursachte. Deshalb können bei diesem Kongress die jüngsten Ereignisse in Georgien nicht außer Betracht bleiben. Europas Vergangenheit und Gegenwart hat uns gegenüber jeglicher Instrumentalisierung von Religion für die Zwecke eines exklusiven nationalen Anspruchs empfindlich gemacht. Für viele Zeitgenossen ruht daher auf Religion und Nation der Verdacht, jeweils für sich oder in verhängnisvoller Wechselwirkung miteinander für Bruchstellen im Gefüge des gemeinsamen Hauses Europa verantwortlich zu sein.

So ist das Kongressthema also bewusst provozierend formuliert. Bei der Bewertung der genannten Faktoren zeigen sich nämlich immer wieder beträchtliche Unterschiede, ja Verständigungsschwierigkeiten im heutigen Europa – auch in der Kirche, auch zwischen Renovabis und seinen Partnern. Meist machen sie sich gerade am Prozess der europäischen Integration fest, der für die Länder Mittel- und Osteuropas deckungsgleich mit tiefgreifenden, aus westlicher Sicht oft genug unterschätzten Veränderungen ist. Erst allmählich wurde klar, dass in den letzten Jahren bei vielen Menschen die forcierten Anstrengungen einiger Länder, die von der EU postulierte Beitrittsreife zu erreichen, zu Überforderungen und dem subjektiven Erleben von Verlust nationaler und vielfach auch religiöser Identität geführt haben. Kardinal Peter Erdö, der Primas von Ungarn und Präsident des Rates der Bischofskonferenzen Europas, hat dies in seinem Grußwort an unseren Kongress deutlich formuliert: „So kam die Wende als eine Art Machtwechsel. Viele haben die ... Europäische Union als den nächsten international bestimmten Machthaber betrachtet. Gleichzeitig meldeten sich in diesen Ländern die Folgen der sozial nicht genügend geregelten Marktwirtschaft und der Globalisierung. Kultur und soziale Sicherheit schienen – unter dem ökonomischen Druck des Wettkampfes und der angeblichen Notwendigkeit, den EU-Kriterien zu entsprechen – als unwichtig. So haben die nationalen Sprachen und Kulturen an ihrem ökonomischen Wert viel verloren.“

## II.

Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen nationaler und religiöser Identität und ihre Konsequenzen für gesellschaftliches und kirchliches Handeln auf eine gemeinsame Zukunft in Europa hin soll an jedem der drei Kongresstage unter einem besonderen Aspekt formuliert werden.

Im Mittelpunkt des heutigen Eröffnungstages stehen zwei Referate, in denen Erfahrungen aus zentralen Vorgängen und Situationen der jüngsten Zeit zu Wort kommen, die das Gesicht des heutigen Europas bestimmen.

Die zentrale Erfahrung der letzten Jahrzehnte für ganz Europa, das „Schicksalsjahr“ 1989, wird sich bald zum zwanzigsten Mal jähren. Die meisten der Staaten Mittel- und Osteuropas haben inzwischen den ihnen zustehenden Platz in der Europäischen Union gefunden. Sie bringen freilich ihre eigenen Prägungen und Erfahrungen ein, die mit dem Gründungsmythos der alten, westeuropäisch bestimmten Gemeinschaft oft nicht kompatibel erscheinen. Ihr eigenwilliges Beharren auf dem Vorrang der nationalen Souveränität trifft sich jetzt mit der Verweigerung gegenüber weiteren Integrationsschritten in der Bevölkerung westlicher Mitgliedsländer. Demgegenüber ist es wichtig, die epochale Bedeutung des Jahres 1989 von neuem zu erkennen. Als „Beginn der Wiedervereinigung Europas“ bezeichnet sie unsere erste Rednerin Róża Gräfin Thun, die Leiterin der Vertretung der Europäischen Kommission in Polen, die ich herzlich begrüße und für deren Kommen ich im Namen von Renovabis besonders danke. Wir freuen uns auf ihre Anmerkungen zum Thema, die sie ausdrücklich auch als Zeitzeugin der damaligen Vorgänge machen wird.

Die Urerfahrung der nach dem Zweiten Weltkrieg geborenen Generation in Europa über die Zerstörungskräfte nationalistischer Traditionen bilden die Kriege in Südosteuropa in den neunziger Jahren. Der Zerfall des alten Jugoslawiens, bis heute von Europa nur unvollkommen bewältigt, hat auch gelehrt, wie leicht religiös-konfessionelle Identitäten zu Unterscheidungsmerkmalen in gewaltsamen Auseinander-

setzungen werden können. Über die positive Bedeutung kultureller und nationaler Identität für den Weg der dortigen Völker in eine dauerhafte europäische Integration wird freilich gerade im Westen zu wenig nachgedacht. Erzbischof Stanislav Hočevar, Oberhirte des katholischen Erzbistums Belgrad und Vorsitzender der Internationalen Bischofskonferenz der Hll. Kyrill und Method, die die katholischen Bischöfe Serbiens, Montenegros, des Kosovo und Mazedoniens umfasst, wird über Staat, Kirche und Nation in Südosteuropa referieren. Als langjähriger Partner von Renovabis, aber vor allem auch als wichtiger Vermittler im ökumenischen Gespräch heißen wir ihn heute herzlich willkommen.

An den beiden folgenden Kongresstagen soll auf den Aussagen von heute Nachmittag aufgebaut werden. Der morgige Tag ist der vertieften Reflexion und der Ausfaltung der Thematik in den Arbeitskreisen zu verschiedenen Einzelaspekten gewidmet. Am dritten Tag wollen wir für die Praxis der kirchlichen Gemeinschaften nach Antworten aus der christlichen Ethik auf die Herausforderung suchen, in den eigenen Reihen die Spannung zwischen dem nationalen Kontext und der universalen Sendung auszuhalten. Schon jetzt danke ich Ihnen allen für die aktive Mitwirkung am Gelingen dieses Kongresses.





**Grußworte an die  
Teilnehmerinnen und Teilnehmer  
des 12. Internationalen  
Kongresses Renovabis**



# Grußworte von kirchlichen Würdenträgern





## **Grußwort des Vorstehers der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland und des Exarchats von Zentraleuropa des Ökumenischen Patriarchats**

Europa ist nach den schrecklichen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts auf der Suche nach einer neuen Gestalt. Dabei zeigt sich, dass die alten Dämonen noch nicht überwunden sind. Nationalismus, Konfessionalismus, Integritismus scheinen wie resistente Viren die Eiszeit des Ost-West-Duopols überlebt zu haben. Säkulare Kräfte drapieren sich religiös und konfessionalistisch und füllen das geistige Vakuum, das der Zusammenbruch der Ideologien hinterlassen hat.

Dabei zeigt sich abermals, was wir schon wussten: Die physischen Bedrohungen der Freiheit sind leichter zu besiegen als die geistigen. Es ist leichter, physische Fesseln abzustreifen als geistige.

Auf die Revolution folgte die Restauration. Diese ist nicht nur die Reaktion auf das Trauma des Zusammenbruchs der alten Ordnung und das diesem Zusammenbruch folgende politische, ökonomische und moralische Chaos. Sie ist auch der vermeintliche Rettungsanker in einer immer unübersichtlicheren globalisierten Welt. Je fragmentierter und komplexer die Lebenswirklichkeit, desto unwiderstehlicher ist die Versuchung zur ideologischen Vereinfachung und zur Lagerbildung. Die geistige und materielle Globalisierung provoziert alte und neue Antagonismen. In dieser Situation müssen wir uns unserer europäischen Identität von neuem vergewissern.

Wenn es stimmt, dass Europa im Kern die Vorstellung vom Menschen als Person, d. h. vom Menschen als Bild und Gleichnis Gottes ist, dann beruht unsere Kultur nicht auf der Idee menschlicher und weltlicher Autonomie, sondern auf einer Beziehung, über die wir nicht verfügen: auf der Gemeinschaft von Gott und Mensch. Solange unsere Zivilisation – das kulturelle Ganze aus Kunst, Wissenschaft und Politik – diesem Kern treu bleibt, wird Europa sich behaupten und das Herz der Weltkultur bleiben.

Europa in diesem Sinn ist – an und für sich – ein unvorstellbarer Reichtum, eine unerschöpfliche Schatzkammer aller Nahrungsmittel, Arzneien und Gifte, die wir brauchen, um nicht nur physisch, sondern vor allen Dingen geistig und geistlich zu leben, d. h. nicht nur zu überleben, sondern zu leben und gut zu leben. Die Quelle dieses Lebens ist die Liebe zu Gott und den Menschen, d. h. am Beginn unserer Kultur steht ein unableitbares „Wissen“ von der schöpferischen Liebe Gottes und ihrer Offenbarung in Adam. Nur dieses „Wissen“ bewahrt uns vor der Hybris, die in jeder Hinsicht der Anfang vom Ende ist.

Die Kirche hütet die Glut dieses „Wissens“. Sie ist der Sauerteig, der unter die drei Maß Mehl dieser Weltzeit gemengt ist (vgl. Mt 13,33). Um das sein zu können, darf sie nicht selbst Teil und Partei werden. Als Ort und Quelle der Einheit darf sie sich von keiner Partei, keiner Nation, keiner Ideologie vereinnahmen lassen. Sie darf nicht zur Legitimitätsbeschafferin einer Partei oder eines politischen Systems entarten.

Denn sie hat das große und herrliche Privileg, inmitten aller Weisheit und Klugheit dieser Welt „der Torheit“ des Kreuzes treu zu bleiben. „Wir aber verkünden Christus, den Gekreuzigten“ (1 Kor 1,23). Dieses Privileg ermöglicht es ihr, jenseits aller Parteien, Lager, Spaltungen und Brüche das unanfechtbare Unterpfand und die Quelle der Einheit für Europa und für die Welt zu sein.

Der Glaube befähigt uns, der modernen Orientierungslosigkeit und Verzagtheit in Europa nicht mit einer quasi manichäischen Flucht vor der Welt, sondern mit dem Mut und dem Willen zur Globalität des Evangeliums entgegenzutreten. Der auferstandene und erhöhte Herr sendet die Kirche bis an die Grenzen des Erdkreises, indem er uns gebietet: „Gehet hin und lehrt alle Völker“ (Mt 28, 19).

Die Kirche kann allerdings diese ihre Mission nur erfüllen, wenn das Salz, das sie ist, auch Salz bleibt. Eine Kirche, die sich jedem Hauch des Zeitgeistes hingibt, wird selbst ein Teil des Problems, zu dessen Lösung sie berufen ist.

Der Name der Organisation, die diese Tagung durchführt, ist, wie ich weiß, ein Zitat aus Psalm 103 – nach der Zählung der hebräischen Bibel aus Psalm 104 – , mit dem die orthodoxe Kirche ihr tägliches Abendgebet beginnt. Da heißt es im 30. Vers:

„Emittes spiritum tuum et creabuntur et *renovabis* faciem terrae“

„ἐξαποστελεῖς τὸ πνεῦμά σου, καὶ κτισθήσονται, καὶ *ανακαινεῖς* τὸ πρόσωπον τῆς γῆς“

„Du sendest Deinen Geist aus, und sie werden geschaffen, und Du wirst das Angesicht der Erde *erneuern*.“

Diesem Geist der Erneuerung, der alle Spaltung und Entfremdung überwindet, empfehle ich uns alle.

*Metropolit Augoustinus von Deutschland und  
Exarch von Zentraleuropa*

## Grußwort des Heiligen Vaters<sup>3</sup>

An die Teilnehmer am 12. Internationalen Kongress Renovabis, Freising

Der Heilige Vater Papst Benedikt XVI. hat davon Kenntnis erhalten, dass die Solidaritätsaktion Renovabis vom 4. bis 6. September 2008 ihren zwölften Internationalen Kongress in Freising veranstaltet. Mit den Teilnehmern dieser Tagung, die sich mit dem Thema „Bruchstellen in Europa!? Religion und Nation im 21. Jahrhundert“ befasst, verbindet sich seine Heiligkeit gerne im Gebet.

Im Zuge der fortschreitenden Einigung Europas scheinen Religion und Nation nebensächlich zu werden, ja sogar hinderlich zu sein. In einer pluralistischen Welt, in der vor allem eine funktionale Rationalität zählt, werden Gott und das Religiöse bloß als dem subjektiven Entscheiden zugehörig und als öffentlich irrelevant eingestuft. Daneben ist eine Angst vor Vereinnahmung zu beobachten, die einer Abgrenzung von Volksgruppen und einem übersteigerten Nationalgefühl Raum schaffen will. Hier kommt uns Christen, die wir durch die Taufe „Einer in Christus“ (Gal 3,28) und ein Volk Gottes sind, die Aufgabe zu, eine die Grenzen überschreitende Gemeinschaft zu fördern und Brücken des Miteinanders zu bauen, das die Verschiedenheit nicht wegnimmt, sondern im Ganzen erstrahlen lässt. Wenn die Menschen zu ihrer Verwurzelung in der eigenen religiösen Tradition und zu ihrer sprachlich-kulturellen wie nationalen Identität Ja sagen, dann vermögen sie wirklich, sich als Bürger unter Bürgern in die Weltgemeinschaft einzubringen.

Von Herzen erteilt seine Heiligkeit Papst Benedikt XVI. allen, die sich zum diesjährigen Renovabis-Kongress in Freising versammeln, den Apostolischen Segen.

*Tarcisio Kardinal Bertone, Staatssekretär Seiner Heiligkeit*

---

<sup>3</sup> Das Grußwort wurde von Pater Demuth verlesen; vgl. auch oben S. 17.

## **Grußwort des Vorsitzenden der Ungarischen Bischofskonferenz, Präsidenten des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen und Erzbischofs von Esztergom-Budapest**

Mit Freude habe ich erfahren, dass Renovabis eine Reihe von Veranstaltungen eröffnet, die die europäischen kulturellen und menschlichen Fragen unserer Zeit erörtern werden. Der Anfang des dritten Jahrtausends nach Christi Geburt ist wirklich ein *kairos*, eine dichte und intensive Zeit, die an menschlicher und heilsgeschichtlicher Bedeutung besonders reich ist.

Seit der europäischen politischen Wende von 1989 stellten sich einige menschliche und kulturelle Grundfragen mit besonderer Klarheit und Radikalität. Eine von diesen ist die Frage der Nationen. Der Begriff Nation hatte im Mittelalter eher noch dynastische Nebentöne. Seit der Aufklärung wurde dann die Nation immer mehr mit sprachlichen, kulturellen, religiösen und vor allem staatlichen und politischen Kriterien identifiziert und aufgrund dieser Elemente definiert. Dies führte – parallel mit der voranschreitenden Säkularisierung – manchmal sogar zur Vergötzung der Nation. Zu einer Idee also, deren unmenschliche und unchristliche Folgen im 20. Jahrhundert jedem Europäer klar geworden sind. Die ganze Bewegung für die europäische Einheit wurde nicht zuletzt von einem aufrichtigen Streben nach Frieden und Versöhnung der Nationen in unserem Kontinent motiviert. Natürlich, dieser Gedanke lag auch den gläubigen Katholiken sehr am Herzen.

Man hat auch erkannt, dass das Gemeinwohl der einzelnen Menschen und der Völker – auch in der Wirtschaft und darüber hinaus – eine intensive Zusammenarbeit fordert. Dafür hat die Europäische Union bereits einen wertvollen Beitrag geleistet. Wir hoffen, dass die gegenseitige Ergänzung in der Verschiedenheit der Nationen wächst und das Bewusstsein um die christlichen Wurzeln Europas sich stärkt.

Seit der Wende ist diese Zusammenarbeit auch für die Völker Mittel- und Osteuropas möglich geworden. Diese Völker waren aber nicht Grün-

der der Europäischen Union, sie haben vielmehr die Kriterien der Zugehörigkeit vom Westen fertig übernommen und konnten über diese nicht ernsthaft verhandeln. Es gab zwar Verhandlungen mit den Beitrittsländern über ihre Zulassung, ihre Position war dabei jedoch sehr schwach.

Die nationale Identität bekam in diesen Ländern nach der Wende eine neue Funktion. In der kommunistischen Zeit herrschte offiziell eine internationalistische Einstellung. Die zusammenhaltenden Kräfte der meisten Ostblockländer waren: die Sowjetarmee, die übernationale, marxistisch-leninistische Ideologie, die Partei und die staatliche Organisation. Die wirtschaftlichen Aspekte wurden durch die Planwirtschaft im Rahmen des „Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe“ geregelt. Viele Völker haben irgendwann gegen das kommunistische System gekämpft. Sie mussten – vor allem die kleineren – aber erleben, dass ihr Schicksal von den internationalen Kräfteverhältnissen bestimmt wird. Man hatte das Gefühl, dass nicht einmal die westlichen Mächte an einer großen Änderung Interesse haben. So kam die Wende als eine Art Machtwechsel. Viele haben die damals noch Europäische Gemeinschaft genannte Union als den nächsten international bestimmten Machtinhaber betrachtet. Gleichzeitig meldeten sich in diesen Ländern die Folgen der sozial nicht genügend geregelten Marktwirtschaft und der Globalisierung. Kultur und soziale Sicherheit schienen – unter dem ökonomischen Druck des Wettkampfes und der angeblichen Notwendigkeit, den EU-Kriterien zu entsprechen – als unwichtig. So haben die nationalen Sprachen und Kulturen an ihrem ökonomischen Wert viel verloren.

Einige Kulturnationen, die bis dahin keinen eigenen Staat hatten, konnten ihre staatliche Souveränität erreichen. Dies hatte mancherorts die Betonung der nationalen und sogar der nationalistischen Ideen zur Folge. Es ist aktuell geworden, dass die katholische Kirche symbolische Versöhnungsaktionen vorantreibt, die die berühmte Versöhnung zwischen Deutschen und Polen als Vorbild haben. Diese Versöhnung ist weiterhin aktuell.

Heute müssen wir also über die verschiedenen Begriffe der Nation theologisch reflektieren. Die Kirche ist ja selbst eine große „heilige

Nation“: Das Evangelium ist eine gute Nachricht für die ganze Menschheit. Wo ist also der theologische Wert der Nationen? – Im christlichen Bewusstsein wird heutzutage die Schöpfung immer höher geschätzt. Naturschutz, Umweltschutz, Schutz der Pflanzen und Tiere sind immer mehr Themen der Moralthologie. So einen wunderbaren Reichtum, wie eine menschliche Sprache oder die ganze Kultur einer Nation oder eines Volkes kann man ja auch nicht als ein einfaches Hindernis der größeren Einheit aus dem Weg räumen. Man kann also als Christ die Werte der eigenen kulturellen Identität wohl mit erhobenem Haupt, aber auch mit offenem Herz vertreten. Dies könnte sogar ein Beitrag der Christen zur Entwicklung der europäischen geistlichen Union sein.

Darum sind wir *Renovabis* sehr dankbar, weil es nicht nur in der Förderung der ökonomischen Solidarität, sondern auch mit der Vertiefung des intellektuellen und theologischen Dialogs zur Sache der christlich gemeinten europäischen Einheit einen wertvollen Beitrag leistet.

Ich wünsche den Teilnehmern dieses Kongresses viel Segen und Erfolg!

*Péter Kardinal Erdő*

## **Grußwort des Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland**

Mit dem Thema „Bruchstellen in Europa!? Religion und Nation im 21. Jahrhundert“ greift die Aktion Renovabis eine höchst aktuelle und ökumenisch sensible Herausforderung für die Kirchen in Europa auf. Die politischen Veränderungen, die vor zwei Jahrzehnten mitten in Europa begannen, haben auch das Wechselverhältnis von Nation(en) und Kirche(n) wieder neu in den Vordergrund treten lassen. Dabei trat die zwiespältige Rolle des Begriffs der Nation in der europäischen wie außereuropäischen Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte wieder deutlich ins Bewusstsein. Unter Rückgriff auf den Begriff der Nation wurde immer wieder versucht, die regionale, sprachliche und kulturelle Vielfalt in Europa im Sinne des evangelischen Theologen und Schriftstellers Johann Gottfried Herder als gottgegebenen Reichtum, ja als pfingstliche Gabe des Heiligen Geistes zu deuten. Doch zugleich wurde die jeweilige nationale Identität in den Dienst machtpolitischer Ziele eingesetzt; das trug zur Rechtfertigung kriegerischer Auseinandersetzungen, ja auch von Vertreibung und Unterdrückung anderer Völker und nationaler Minderheiten bei. Bis zum heutigen Tag beschäftigt uns insbesondere der in solchen Zusammenhängen auftretende Missbrauch religiöser oder konfessioneller Differenzen für die Legitimation von Gewalt.

Vor diesem geschichtlichen Hintergrund tritt die Verantwortung der Kirchen für Frieden und Versöhnung in ein besonderes Licht. Diese Verantwortung fußt auf dem Bekenntnis zu Jesus Christus, der selbst der Frieden ist; aus ihr folgt, dass Differenzen nicht zu Gegensätzen gesteigert werden und dass in Konflikten nach Möglichkeiten zu deren gewaltfreier Beilegung gesucht wird. Spät erst haben die Kirchen zu der – in ihrem Bekenntnis selbst angelegten – Einsicht gefunden, dass die allen Menschen gemeinsamen Menschenrechte eine fundamentalere Bedeutung haben als nationale Differenzen. Zu dieser Einsicht gehört auch, dass die Anerkennung der unantastbaren Menschenrechte auch den Respekt vor den Rechten von Minderheiten einschließt. Aus diesem Geist heraus stehen die Kirchen heute vor der Aufgabe, Fragen der



innereuropäischen Migration und des multikulturellen Zusammenlebens im weltweiten Kontext aufzugreifen und wahrzunehmen. Diese Verantwortung wird in einem europäischen Horizont wahrgenommen, bei dem die Zusammenarbeit über nationale und sprachliche Grenzen hinweg nicht gefürchtet, sondern befürwortet und mitgestaltet wird.

Diesen Herausforderungen versuchen wir als Kirchen und als Christen in Europa gemeinsam zu entsprechen. Dies hat die Charta Oecumenica schon 2001 wegweisend zum Ausdruck gebracht. Die 3. Europäische Ökumenische Versammlung in Hermannstadt hat 2007 daran angeknüpft. Ich bin zuversichtlich, dass der Austausch auf dem 12. Internationalen Kongress Renovabis einen Beitrag dazu leistet, dieses gemeinsame Zeugnis unserer Kirchen zu vertiefen und den Einsatz für Frieden und Versöhnung in einem zusammenwachsenden Europa zu stärken.

Im Namen des Rates der EKD grüße ich alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 12. Internationalen Kongresses Renovabis sehr herzlich und wünsche ihm ein gutes Gelingen unter Gottes Segen.

*Bischof Dr. Wolfgang Huber*

## Grußwort des Großerzbischofs von Kiew und Halyč

Hochwürdiger Pater Demuth,

herzlichen Dank für die Einladung für den diesjährigen Kongress Renovabis „Bruchstellen in Europa!? Religion und Nation im 21. Jahrhundert“. Leider findet dieser in der Zeit unserer Synode statt. Darum kann kein Bischof daran teilnehmen. Aber unsere Kirche wird von einigen Laien vertreten. Gerne würde ich an dieser wichtigen Versammlung teilnehmen, wo die Bruchstellen der heutigen Zeit besprochen werden.

Religion und Nation, oder besser gesagt: Nationalismus, werden schuldig erklärt für Missverständnisse unter den Völkern in Europa. Meiner Meinung nach stammt das Missverständnis nicht von Religion und Nationalismus, sondern von den Leuten, die jene großen Werte missbrauchen. Nationalismus wird dämonisiert als eine Ursache der Kriege, aber in der echten christlichen Tradition ist Nationalismus unter dem Begriff des Patriotismus als eine Tugend angesehen. Das eigene Volk zu lieben und allen anderen Völkern ihre Rechte zuzusprechen, kann kein Grund für Missverständnisse sein. Können wir richtig verstandene und ehrlich gelebte Religion schuldig machen für den Mangel an Gerechtigkeit und Nächstenliebe? Es sind nicht Religion und Patriotismus, die unsere europäische Gesellschaft brüchig machen, sondern unsere Sünden. Und das sollte man ganz offen gestehen. Das würde ich gerne persönlich darlegen. Da ich aber nicht kommen kann, möchte ich Sie bitten, diese Gedanken an die Anwesenden weiter zu leiten.

Mit den besten Wünschen für einen erfolgreichen Kongress, den wir mit unseren Gebeten unterstützen werden, verbleibe ich in Christo ergeben

*Großerzbischof Lubomyr Kardinal Husar*

## **Grußwort des Präsidenten des Päpstlichen Rates für die Einheit der Christen**

Lieber Pater Demuth,

von Herzen danke ich Ihnen für Ihre Einladung zum 12. Kongress von Renovabis. Da ich selber leider verhindert bin an dem Kongress teilzunehmen, möchte ich Ihnen ein Grußwort an die Teilnehmer des Kongresses zukommen lassen.

Das Thema „Bruchstellen in Europa!? Religion und Nation im 21. Jahrhundert“ berührt einen zentralen Punkt christlicher Identität und ist gleichzeitig von hoher Aktualität. Der Apostel Paulus, dessen zweitausendjährigen Geburtstag wir in diesem Jahr begehen, hat die Konsequenzen gezogen aus dem Bekenntnis zu dem einen Gott, dem Vater aller Menschen, und an Jesus Christus, der sein Leben für alle hingegen hat und uns durch die eine Taufe zu neuen Geschöpfen gemacht hat. So konnte er schreiben: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht mehr Mann und Frau, denn ihr alle seid eins in Jesus Christus“ (Gal 3,26).

Alle nationalen Grenzen und erst recht alle nationalen Konflikte übersteigende Universalität ist demnach ein konstitutives Wesensmerkmal des Christentums. Auf der anderen Seite war Paulus stolz darauf, ein Hebräer zu sein, wie er stolz darauf war, römischer Bürger zu sein. Er hat die durch die Geschichte, die Kultur und die Sprache gegebenen Unterschiede nicht geleugnet oder abgewertet. Er wollte allen alles sein (1 Kor 9,22).

Die Liebe zum eigenen Volk und zur eigenen Kultur ist daher zu unterscheiden vom Nationalismus, der eben diese Werte vergötzt und der Europa und insbesondere die Völker Ost- und Südosteuropas schon in viele blutige Konflikte und in schweres Leid gestürzt hat. Leider hat die Häresie des Nationalismus (Bartholomäus I.) in der Vergangenheit auch zur Trennung und teilweise zur Verfeindung zwischen Christen und Kirchen beigetragen.

Glücklicherweise haben die europäischen Völker nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs einen Prozess der Integration begonnen, der seit der Wende von 1989/90 auch den Völkern Ost- und Südosteuropas offen steht. Die Kirchen haben mit der ökumenischen Annäherung und Versöhnung auf ihre Weise einen ähnlichen Weg beschritten; sie sind sich heute, wie das Dokument von Ravenna zeigt, gemeinsam der universalen Dimension der Kirche bewusst und streben nach Einheit in der Vielfalt und Vielfalt in der Einheit. Nur so können sie ihrer Sendung gerecht werden, Zeichen und Werkzeug der Einheit und des Friedens mit Gott und zwischen den Völkern zu sein.

Ich wünsche dem 12. Kongress von Renovabis Gottes Segen und Erfolg. Ich bin Ihnen und allen Teilnehmern an dem Kongress im Gebet um jene Einheit verbunden, die unser Herr gewollt hat und um die er am Abend vor seinem Leiden gebetet hat (Joh 17,21.23).

Mit herzlichen Grüßen an alle Teilnehmer verbleibe ich Ihr

*Walter Kardinal Kasper*

## Grußwort des Erzbischofs von Köln

*„Danach sah ich: eine große Schar aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen; niemand konnte sie zählen. Sie standen in weißen Gewändern vor dem Thron und vor dem Lamm und trugen Palmzweige in den Händen. Sie riefen mit lauter Stimme: Die Rettung kommt von unserem Gott, der auf dem Thron sitzt, und von dem Lamm“ (Apk 7,9-10).*

Liebe Kongressteilnehmer!

Ein Angehöriger der heutigen katholischen Weltkirche mit ihren weltweit 1 Milliarde Gläubigen wird sich schwer tun zu ermessen, welch ungeheurer Anspruch mit diesem Vers aus der Geheimen Offenbarung des Johannes verknüpft ist. Die junge Kirche trat ja eben erst als eigenständige Glaubensgemeinschaft ans Licht der Öffentlichkeit. In dieser Situation eine Vision von einer unzählbar großen Schar aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen vorzutragen grenzte an Tollkühnheit.

Und doch ist dieser Anspruch, lokale, regionale und selbst nationale Kategorien zu übersteigen, von den Ursprüngen der Kirche an mit ihrer Frohbotschaft verknüpft. „Unsere Heimat ... ist im Himmel“, so schärft der heilige Paulus den Philippern ein (3,20). Und der Hebräerbrief gibt zu verstehen, dass wir letztlich alle „Fremde und Gäste auf Erden“ sind, die „eine Heimat suchen“ (11,13.14), welche wir hier niemals finden können: „Denn wir haben hier keine Stadt, die bestehen bleibt, sondern wir suchen die künftige“ (13,14). Dem Katholiken geht es niemals um das Enge, Provinzielle, rein Diesseitige, sondern immer um das Universale, Allumfassende, Grenzen Überschreitende.

Sind wir als „Himmelsbürger“ auch Fremde und „Beisassen“ in dieser Welt, wie es im 1. Brief des Apostels Petrus heißt, so bedeutet dies

doch nicht, dass wir keine Heimat brauchten. Es ist gerade Wesenszug des geistlichen Reichtums innerhalb der katholischen Kirche, den einen Glauben auf mannigfaltige Weise zu bekennen. Wer die katholische Kirche für uniform hält, der muss nur hinausgehen in die verschiedenen Länder, auf die unterschiedlichen Kontinente, Kulturen und Zivilisationen, um eine Vielzahl von Ausdrucksformen und Glaubenswegen zu finden.

So erfreulich diese reiche Vielfalt für die Kirche ist, so betrüblich erscheint es, wenn nationale Eigenarten zu Steinen des Anstoßes, ja zu Gründen der Entzweiung werden. Von „Bruchstellen“ soll während dieses Kongresses die Rede sein. Dabei denkt man wohl unwillkürlich daran, dass noch vor vergleichsweise kurzer Zeit in Südosteuropa gerade dort Krieg geführt wurde, wo vor so vielen Jahrhunderten die Grenzen zwischen dem oströmischen und dem weströmischen Reich verliefen. Katholiken und Orthodoxe kämpften gegeneinander mit der Waffe in der Hand, während gleichzeitig ihre Kirchen sich darum bemühten, in einem Dialog der Liebe und der Wahrheit die verlorene Einheit wiederzufinden. Ein solcher Bruderkrieg hätte niemals stattfinden dürfen!

So bin ich der Solidaritätsaktion Renovabis sehr dankbar, dass sie dieses wichtige Thema aufgreift und mithilfe kompetenter Referenten näher beleuchtet. Ich selbst kann wegen unverschiebbarer Termine diesmal nicht dabei sein, wünsche aber allen Beteiligten von Herzen Gottes reichen Segen und für die Beratungen den Beistand des Heiligen Geistes.

*In herzlicher Verbundenheit Ihr  
Joachim Kardinal Meisner*

## Grußwort des Erzbischofs von Bamberg

Sehr verehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 12. Internationalen Kongresses Renovabis!

„Bruchstellen in Europa!? Religion und Nation im 21. Jahrhundert“ – eine Vielzahl von Referenten, Experten und Diskussionsteilnehmern werden während der Tagung dieses Thema aus inhaltlich und regional unterschiedlicher Perspektive beleuchten. Durch das umfangreiche Programm und die herausragende Besetzung ist garantiert, dass auch der 12. Internationale Kongress Renovabis zu einer wichtigen „Dreh-scheibe“ der Begegnung zwischen Ost und West in Europa werden wird. Die von Ihnen diskutierte Frage nach dem Verhältnis von Nation und Religion lässt sich meines Erachtens auch im 21. Jahrhundert nicht anders beantworten, als sie schon in der Antike beantwortet wurde, zumindest was das Christentum betrifft. Am eindrucksvollsten ist das im so genannten „Brief an Diognet“ geschehen, einer Schrift aus dem zweiten Jahrhundert. Darin heißt es: „Die Christen ... bewohnen das eigene Vaterland, aber wie Gäste. Sie nehmen an allem Teil wie Bürger, und sie ertragen alles wie Fremde ... Auf Erden leben sie, aber im Himmel sind sie Bürger. Sie gehorchen den erlassenen Gesetzen, aber mit ihrer Lebensweise überbieten sie die Gesetze ... Sie sind arm und machen doch viele reich ... Um es aber kurz zu sagen: Genau das, was im Leib die Seele ist, das sind in der Welt die Christen. Die Seele wohnt zwar im Leib, aber sie ist nicht vom Leib. Auch die Christen wohnen in der Welt, sind aber nicht von der Welt.“ Diese altbewährte christliche Haltung, zwar die bürgerlichen Pflichten ernst zu nehmen, ohne den Staat oder die Nation überzubewerten, kann uns auch für die Zukunft Richtschnur sein. „Sie bewohnen das eigene Vaterland, aber wie Gäste“: Das Bewusstsein, nur Gast auf Erden zu sein, kann uns helfen beim Umgang mit Andersdenkenden, Angehörigen fremder Nationen und Ausländern im eigenen Land. Für „Nationalismen oder gar Neoznazismus bleibt da kein Platz mehr, und potenzielle „Bruchstellen“ in Europa könnten vorbeugend vermieden werden, wenn alle nach dieser Maxime lebten.

In diesem Sinn grüße ich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 12. Internationalen Kongresses Renovabis in Freising. Ich wünsche Ihnen Gottes Segen beim Nachdenken über die Aufgabe, wie wir auch im 21. Jahrhundert als Christen Bürger des Himmels und damit Seele der Welt und in unseren Nationen sein können.

*Dr. Ludwig Schick*



## **Grußwort des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz**

Sehr herzlich danke ich für die Einladung zum Internationalen Kongress Renovabis, der nun schon zum 12. Male in Freising durchgeführt wird. Da ich aufgrund anderer Verpflichtungen leider nicht an der Veranstaltung teilnehmen kann, wünsche ich den zahlreichen Teilnehmern aus allen Teilen Europas sowie den engagierten Gastgebern auf diesem Wege einen erfolgreichen Verlauf der Tagung und viele bereichernde Begegnungen im Geiste unseres Herrn Jesus Christus.

Der Kongress steht in diesem Jahr unter dem Leitwort „Bruchstellen in Europa!? – Religion und Nation im 21. Jahrhundert“. Damit ist eine Kernfrage der politisch-kulturellen Debatte unserer Zeit angesprochen. In der Periode nach dem Zweiten Weltkrieg bestimmte der Streit über das politische System und die dahinter stehende Weltanschauung das Ringen um die Identität von Gesellschaften und Staaten in Europa. Nach dem Ende der Ost-West-Konfrontation ist in vielen Ländern, vor allem in Mittel- und Osteuropa, eine neue Suche nach den Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Zusammenlebens in Gang gekommen. Mit dem Zusammenbruch des Zwangsinternationalismus kommunistischer Prägung hat dabei die Frage nach der nationalen Identität wieder an Bedeutung gewonnen. Dies sollte weder verwundern noch zu vorschneller Verurteilung Anlass geben. Ebenso aber gilt, dass die Gefahren, die sich mit einer Renaissance völkisch-nationalistischer Ideologien und einer übersteigerten Wertschätzung der eigenen Geschichte und Kultur verbinden, unübersehbar sind. Vor allem das ehemalige Jugoslawien bietet reiches Anschauungsmaterial für die Zerstörungskräfte, die vielerorts unter der Oberfläche schlummern.

Sogleich rückt hier auch die Frage nach der Religion ins Blickfeld. Denn Religionen und Konfessionen sind nicht allein in der Lebenspraxis der heute Glaubenden präsent, sondern bestimmen das in der Gegenwart wirksame geschichtliche Erbe der Völker wesentlich mit. Mit ihren Werten und ihrer Lebens- und Weltdeutung bleiben sie mindestens als Tiefenschicht des kulturellen Bewusstseins auch in die heutigen Prozesse nationaler Selbstverständigung einbezogen. Die Verfas-

ser des Lissabonner Vertrages wollten das Offenkundige nicht zur Kenntnis nehmen, als sie sich weigerten, die christlich-jüdischen Wurzeln Europas zur Sprache zu bringen. Dem Frieden in Europa wird durch solche selbstverschuldete Blindheit jedoch gerade nicht gedient. Stattdessen nämlich kommt es darauf an, dass die Völker und Nationen das Bewusstsein für ihre religiösen Prägungen und Vorprägungen schärfen. Denn nur durch Aufklärung kann verhindert werden, dass Religion sich im Reich der Geschichtsmymen verfängt und so zum Spielmaterial nationalistischer Identitätspolitik wird.

Vor allem sind hier natürlich die Kirchen und die Religionsgemeinschaften selbst gefordert. Nicht allein die Entwicklungen der neunziger Jahre auf dem Balkan haben gezeigt, wie leicht religiös-konfessionelle Identitäten zu Unterscheidungsmerkmalen in manchmal sogar blutigen Auseinandersetzungen werden können. Auch andernorts steht die Religion offenkundig in der Gefahr, für den politischen Traum nationaler Größe verzweckt zu werden.

Die Kirchen müssen die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Nation im heutigen Europa deshalb zunächst einmal als Anfrage an sich selbst begreifen. Wie kann das religiöse Erbe eines Volkes zur Kraftquelle für eine friedliche und gerechte Zukunft statt zu einer Mauer der Abgrenzung gegenüber anderen werden? Wie kann das Bewusstsein der Gläubigen von den falschen religiös-nationalen Amalgamen gereinigt werden, die sich in der Vergangenheit gebildet haben und bis in die Gegenwart überdauern? Wie können die Gläubigen der verschiedenen Religionen und Konfessionen das sie Verbindende erkennen, damit innerhalb der Nationen und in ihrer Zusammenarbeit die Werte der Menschlichkeit gefördert werden?

Auf all diese Fragen gibt es keine einfachen Antworten. Es ist deshalb gut, dass der diesjährige Renovabis-Kongress zu ausführlicher Diskussion darüber einlädt. Ich wünsche allen Teilnehmern eine gute Zeit des nachdenklichen Gesprächs. Für Sie alle erbitte ich den reichen Segen Gottes.

*Dr. Robert Zollitsch,  
Erzbischof von Freiburg*

# Grußworte aus Politik und Gesellschaft



## **Grußwort des Thüringer Ministerpräsidenten**

Allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern des 12. Internationalen Kongresses Renovabis meine herzlichen Grüße! Der Solidaritätsaktion Renovabis meinen Dank für ihr beispielgebendes Engagement! Sie initiiert und begleitet Partnerschaften zwischen Ost und West und fördert so den Erfahrungsaustausch, menschliche Begegnungen und gemeinsames Lernen. Mehr als 1.800 Partnerschaftsgruppen bauen lebendige Brücken der Verständigung zu den Menschen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa. Die an den zahlreichen Projekten Beteiligten und die großzügigen Spender haben viel Gutes getan – für die weitere gemeinschaftliche Arbeit viel Erfolg!

Renovabis leistet auch in diesem Jahr mit dem hochkarätig besetzten Internationalen Kongress ein Stück Vergangenheitsbewältigung. Vor knapp 20 Jahren noch trennte eine unmenschliche Grenze mit Stacheldraht und Todesstreifen die Menschen in Thüringen, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern von ihren Mitbürgern in den westlichen Ländern. Unter dem Eindruck der Maueröffnung am 9. November 1989 sagte Willy Brandt: „Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört.“ Eine Sehnsucht hatte sich erfüllt – nach Unabhängigkeit, Reisefreiheit und dem Recht auf freie Meinungsäußerung. Das zwanzigjährige Jubiläum der Wende gibt uns im kommenden Jahr Anlass, dankbar zurückzuschauen und daran festzuhalten, die Chancen einer freiheitlichen, offenen Gesellschaft zukunftsfest zu gestalten.

Der 12. Internationale Kongress fragt nach „Bruchstellen in Europa!“ – Bruchstellen, die nicht nur ehemalige Grenzen markieren, sondern auch Risse im europäischen Haus. Eigenstaatliche Interessen und die Angst vor einer übermächtigen Europäischen Union behindern vielfach die notwendige Integration. Der Theologe Josef Isensee hat einmal geschrieben: „Es wäre weise, wenn sich die Europäer wieder auf die europäische Idee besännen, die über die europäische Organisation in Vergessenheit geraten ist.“ Wir sollten uns wieder auf die europäischen Stärken besinnen, die über die wirtschaftlichen und sozialen

Erfolge weit hinausgehen. Der Reichtum Europas besteht vor allem in der ethnischen, kulturellen und religiösen Vielfalt der Traditionen. Dabei ist die Subsidiarität eine tragende Säule der europäischen Identität. Nach der Charta Oecumenica, die gemeinsam von der Konferenz Europäischer Kirchen und dem Rat der Europäischen Katholischen Bischofskonferenzen erlassen wurde, können Kirchen als Wertegemeinschaften einen unterstützenden Rückhalt für die europäische Einigung bilden: Die Solidarität ist Grundlage für verlässliche Beziehungen und lebendige Kontakte zwischen verschiedenen Regionen. Hoffnung, Versöhnung und Vergebung sind das Rückgrat des Einigungsprozesses.

Für Ihr Engagement bei der Förderung von Toleranz, Dialog und Versöhnung meinen herzlichen Dank! Dem Internationalen Kongress einen guten Verlauf, Ihnen allen informative Tage und anregende Gespräche!

*Dieter Althaus*

## **Grußwort des Ministerpräsidenten des Landes Rheinland-Pfalz**

Zum 12. Internationalen Kongress Renovabis 2008 übermittle ich allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern meine herzlichen Grüße.

Der Kongress beschäftigt sich in diesem Jahr mit der Bedeutung von Religion und Nation in Europa im 21. Jahrhundert, einem Thema von zunehmender gesellschaftlicher und politischer Bedeutung.

Nach dem Entstehen der Nationalstaaten in Europa sah es lange Zeit nach einer Klärung des Verhältnisses von Religion und Nation aus. Mit dem Ende der kommunistischen Systeme in Ost- und Südosteuropa vor rund 19 Jahren gewann dieses Thema jedoch für viele überraschend große politische Relevanz. Erinnert sei nur an die kriegerischen Auseinandersetzungen im ehemaligen Jugoslawien, bei denen neben ethnischen auch religiöse Unterschiede die Konflikte anheizten.

Auch für die Zukunft der Europäischen Union ist dieses Thema von Bedeutung, wie nicht zuletzt die kontroversen Debatten um den Gottesbezug in einer europäischen Verfassung zeigten. Dabei ist deutlich geworden, welche Unterschiede in den 27 Mitgliedsstaaten hinsichtlich Kultur, Religion und Geschichte bestehen, die die Entwicklung einer gemeinsamen europäischen Identität zu einer großen Herausforderung werden lassen.

Es gibt also genug Anlass, sich mit diesen Fragen aus kirchlicher, politischer und wissenschaftlicher Sicht auseinander zu setzen. Ich bin sehr daran interessiert, welche Antworten auf dem 12. Internationalen Kongress Renovabis 2008 zu diesen schwierigen Fragen gegeben werden. Ich sehe den Ergebnissen des Kongresses mit Interesse entgegen.

Gleichzeitig danke ich für das, was seit 1993 von Renovabis für ein gemeinsames Europa geleistet wurde. Die Bilanz kann sich wahrlich sehen lassen. Das Engagement von Renovabis ist nach wie vor dringend

erforderlich, sei es in der Partnerschaftsarbeit, im Versöhnungsfonds oder in der Projektarbeit. Wir dürfen die Menschen in Mittel- und Osteuropa nicht alleine lassen. Zeichen der Solidarität, persönliche Begegnungen und gegenseitiger Austausch müssen weiter gefördert werden. In einem „gemeinsamen Haus Europa“ kann dies nur „auf gleicher Augenhöhe“ geschehen. Freiheit und Demokratie dürfen keine anderen Wörter für wirtschaftliche Not, Elend und Orientierungslosigkeit sein. Gerade unser Christentum kann eine Brücke bilden und zwischen Ost und West verbinden. Hilfe zur Selbsthilfe, Partnerschaft und Übernahme von Verantwortung – diese Wege zeigt Renovabis, um aktiv die demokratische Gesellschaft mit zu gestalten.

*Kurt Beck*



## **Grußwort des Bayerischen Ministerpräsidenten**

Zum 12. Internationalen Kongress Renovabis richte ich meinen herzlichen Gruß nach Freising.

Diese Veranstaltung hat sich in den vergangenen Jahren einen glänzenden Ruf als Forum der Begegnung erworben. Im Zeichen des Kreuzes finden hier Gesprächspartner aus Mittel- und Osteuropa zusammen. Bei allem, was sie mitunter trennt, stimmen sie doch nahezu immer in dem Gedanken überein, dass das Christentum ein entscheidendes Element europäischer Identität ist.

Das gilt gerade auch für die Völker, in denen die christliche Religion an den Rand der Gesellschaft gedrängt worden ist. Wenn gelegentlich deutlich wird, dass der Dialog zwischen Mittel- und Osteuropa nicht immer einfach ist, kann man sich leicht vorstellen, wie viel schwieriger er noch wäre, gäbe es nicht jenes gemeinsame christliche Erbe der europäischen Völker!

Diese Gemeinsamkeit erleben wir als ein Element der Zusammengehörigkeit. Das Christentum hat unseren Kontinent tief geprägt, es verbindet die Menschen, ungeachtet der Unterschiede, die theologisch begründet und geschichtlich gewachsen sind und deshalb Respekt verdienen.

Wie die Beispiele Südosteuropa oder Irland zeigen, können religiöse Differenzen auch politische und soziale Gegensätze hervorrufen.

Umso notwendiger ist der Dialog zwischen den Religionen und Kulturen, aber ebenso die fruchtbringende Arbeit von Renovabis, für die ich herzlich danke.

Dialog und Solidarität können die Bruchstellen in Europa, die längs der konfessionellen und nationalen Trennungslinien verlaufen, heilen und zu stabilen Nahtstellen werden lassen. Das wünsche ich uns allen.

*Dr. Günther Beckstein*

## **Grußwort des Präsidenten des Deutschen Bundestages**

Schon die eigenwillige Kombination von Frage- und Ausrufezeichen in der Beschreibung des Themas, unter dem der Kongress steht, macht deutlich, welche Sprengkraft Religion und Nation im 21. Jahrhundert noch zugetraut wird. Zumindest auf den ersten Blick überraschend ist allerdings, dass dies auch Staaten in Europa betreffen soll. Denn dieser Kontinent gilt bekanntlich nicht nur als in starkem Maße säkularisiert. Jedenfalls innerhalb der Europäischen Union gilt er darüber hinaus auch als eine weitgehend integrierte und grenzenlose Region – so weitgehend, dass man es für notwendig erachtete, mit der Beschreibung als „supranational“ einen neuen Begriff einzuführen, um sie zu charakterisieren.

Religion und Nation, und vor allem die Kombination von beidem, gewinnen jedoch in einigen Staaten Europas wieder an Attraktivität und Relevanz – zuweilen auch als Faktoren politischer Identifikation und politischen Handelns. Als solche werden sie gegen andere Nationen, Religionen und Konfessionen und auch gegen die Europäische Union in Stellung gebracht. Die Ursachen und Formen dieses Phänomens unterscheiden sich je nach historischem und gesellschaftlichem Hintergrund beträchtlich. Davon unabhängig dürfte ein Grund für die Entwicklung aber auch in unserer Vorstellung von Europa liegen. Diese leidet an Defiziten, die es vielen schwer machen, neben der nationalen eine europäische Identität zu entwickeln. So wird Europa häufig auf bürokratische Behörden oder einen großen Markt zum Austausch von Gütern und Dienstleistungen reduziert – auf ein Bild von Europa mit hin, das kaum geeignet ist, Sympathien zu wecken.

Europa ist aber viel mehr, nämlich eine grandiose Idee: Die Vorstellung eines Kontinents, der von einem gemeinsamen Verständnis des Verhältnisses von Individuum und Staat, der Unantastbarkeit der Menschenwürde und des Anspruchs auf persönliche Freiheit bei gleichzeitiger Zumutung persönlicher Verantwortung geprägt wird. Wir müssen

lernen, Europa in diesem Sinne als eine Idee zu begreifen. Und wir müssen dieses Bild von Europa vermitteln – nach außen und nach innen. Dann werden wir zumindest das Ausrufezeichen in der Überschrift dieses Kongresses streichen und uns der aus meiner Sicht noch wichtigeren Frage zuwenden können, was Religion für die europäische Integration bewirken kann – nicht als Bruchstelle, sondern als Basis einer gemeinsamen Kultur. Ich wünsche der Tagung einen guten Verlauf und viele anregende Diskussionen.

*Prof. Dr. Norbert Lammert*

## **Grußwort der Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland**

„Cuius regio, eius religio“, „wessen Land, dessen Glaube“ – dieser Grundsatz des Augsburger Religionsfriedens von 1555 beschreibt einerseits eine enge Beziehung zwischen Nation und Religion. Andererseits markiert er in der Geschichte Europas einen Punkt, an dem der Prozess der Trennung von Staat und Kirche einen neuen Schub bekommen hat. Dieser Teil des Augsburger Religionsfriedens ist für unser heutiges Verständnis vom Verhältnis zwischen Staat und Kirche konstitutiv geworden.

Die Bundesrepublik Deutschland ist im Hinblick auf die Kirchen neutral, sie ist sich aber der Verantwortung vor Gott und den Menschen bewusst, wie die Präambel des Grundgesetzes ausdrücklich festhält. Zweifellos ist ein moderner Staat ungeachtet seiner religiösen und weltanschaulichen Neutralität – nach dem berühmten Wort von Ernst-Wolfgang Böckenförde – „von Voraussetzungen abhängig, die er selbst nicht garantieren kann“. Der demokratische Rechtsstaat erhält seine Grundlage durch den Gottesbezug. Aber er kann und darf kein Gottesstaat sein. Eine staatlich verordnete Religionszugehörigkeit ist für uns heute zu Recht undenkbar.

Ebenso betrachten wir mit Sorge jeglichen Versuch, das Bekenntnis zu einer Religion für nationalistische Zwecke zu missbrauchen. Denn Nation definiert sich nach unserem Verständnis nicht durch Religion. Dass Staat und religiöse Autoritäten an den Einzelnen jeweils unterschiedliche und unterscheidbare Ansprüche stellen, darauf weist schon das Evangelium hin. So heißt es etwa bei Matthäus: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Mit Dankbarkeit erinnern wir uns aber auch daran, dass die friedliche Einigung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg auf der Grundlage der Maxime „Vergebung statt Vergeltung“ von Menschen vorangetrieben wurde, deren politisches Handeln fest in ihrem christlichen Glauben

verwurzelt war. Die europäische Integration liegt nicht bloß in wirtschaftlichen Erwägungen begründet, sondern beruht vor allem auf dem tiefen Wunsch nach einem Zusammenleben in Frieden und Freiheit, unter Wahrung der Würde des Menschen als Ebenbild Gottes.

Renovabis steht für die Stärkung der zivilgesellschaftlichen Kräfte in Europa, die das weitere Zusammenwachsen unseres Kontinents aus allen kulturellen, geistigen und religiösen Quellen speisen wollen. Dafür wünsche ich der katholischen Solidaritätsaktion weiterhin viel Erfolg und allen, die sie tragen und mit Leben erfüllen, Kraft und Gottes reichen Segen.

*Dr. Angela Merkel*

## **Grußwort des Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken**

Herzlich grüße ich Sie zum 12. Internationalen Kongress von Renovabis in der Domstadt Freising. Auch die diesjährige Begegnung will darüber nachdenken, was uns als Christen in Europa heute bewegt. Europa ist die einzige Chance, Frieden und Freiheit für uns und für die nachfolgenden Generationen zu erhalten und zu bewahren. Darum müssen wir uns zu unserer gemeinsamen Zukunft in Europa bekennen und uns dafür einsetzen. Das Kongressthema „Bruchstellen in Europa“ spricht offen aus, dass diese Zukunft bedroht ist. Denn für viele ist die Frage noch nicht überzeugend beantwortet, welche Bedeutung unserem religiösen Bekenntnis und unserer nationalen Zugehörigkeit in einem Europa des Zusammenlebens und des wechselseitigen Respekts zukommen werden. Realistische und zukunftsfähige Antworten auf diese Frage finden wir nur auf dem Weg nach vorn, nicht auf dem Weg zurück. Auf diesem Weg bedürfen wir gleichermaßen einer gut begründeten Überzeugung und eines festen Willens zur Toleranz. Religion und Nation können uns keine Argumente gegen Europa sein, sondern wir müssen konstruktive Antworten auf die Frage finden, wie wir sie für das künftige Europa fruchtbar machen können.

Europa ist – wie jede freiheitliche Ordnung – stets in Bewegung. Als ein dynamischer Prozess ereignet sich Europa in der konkreten Realität und kann auch nur in dieser Realität gestaltet werden. Heute sagen nicht wenige: „Wir wollen nicht dieses Europa, sondern ein anderes Europa.“ Aber wie könnte das Europa, das wir schon erreicht haben und das wir uns bemühen, weiter zu vervollkommen, durch ein anderes Europa ersetzt werden, ohne dass Wertvolles unwiederbringlich verloren geht? Der größte Wert des europäischen Einigungsprozesses ist der Friede in Europa. Dieser europäische Friede ist alles andere als selbstverständlich, sondern das Ergebnis jahrzehntelanger Bemühungen der europäischen Politik. Europa ist eine höchst komplexe und spannungsvolle Wirklichkeit, eine Wirklichkeit mit vielen Brüchen. Mit Wünschen allein ist diese Wirklichkeit nicht zu gestalten. Selbstver-

ständig erwuchs die Europäische Union aus Konsenssuche und Kompromissen. Die Alternativen wären Zwang, Unfreiheit und Krieg. Ganz unbestreitbar gibt es im heutigen Europa Bruchstellen. Meist sind sie Aufforderungen zum Brückenbau, manche sind Wunden, die nur die Zeit heilen kann. Gründe, sich von Europa abzuwenden, sind sie jedenfalls nicht.

Ich wünsche dem 12. Internationalen Kongress von Renovabis einen guten Verlauf und seinen Ergebnissen Gottes Segen.

*Prof. Dr. Hans Joachim Meyer*

## **Grußwort des Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg**

„Bruchstellen in Europa!? Religion und Nation im 21. Jahrhundert“ – unter diesem Motto widmet sich der 12. Internationale Kongress Renovabis vom 4. bis 6. September in Freising der Frage, wie das Spannungsverhältnis zwischen theologischen und politischen Differenzen gelöst werden kann. Die Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa greift auch in diesem Jahr ein interessantes Thema auf. In der Vergangenheit waren ungeklärte und nicht selten unausgesprochene Konfrontationen zwischen Völkern unterschiedlicher Herkunft und Prägung Auslöser zahlreicher Konflikte. Renovabis leistet einen großen Beitrag auf dem Weg zu einem friedvollen Europa. Ich begrüße alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung sehr herzlich.

Als Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg, das enge Partnerschaften zu Ländern aus Mittel- und Osteuropa pflegt, freue ich mich außerordentlich, dass sich der Kongress mit diesem wichtigen Thema beschäftigt. Die Frage nach der Rolle der Kirche in unserer Gesellschaft stellt sich in einem Europa der offenen Grenzen mehr denn je.

Mit dem Zusammenwachsen Europas ergeben sich für die Bürger in der Europäischen Union ganz neue Chancen und Möglichkeiten. Allerdings ist die Aufgabe, den Menschen die Vorzüge der immer enger werdenden Bande zwischen den Völkern auf unserem Kontinent näher zu bringen, in diesem Zusammenhang von entscheidender Bedeutung. Denn Chancen bergen nur allzu oft auch Risiken. Mehr noch als in den alten Mitgliedstaaten der Europäischen Union besteht bei den Neumitgliedern – beispielsweise in den jungen Demokratien Osteuropas – die Gefahr, dass die positive Einstellung gegenüber Europa in Angst, Unmut und Resignation umschlagen könnte. Damit der Prozess der Integration in allen Bereichen weiter voran schreitet, muss der interkulturelle Austausch gefördert werden. Schließlich geht es in einem modernen Europa nicht darum, seine nationale Identität, die Mutter-



sprache oder die spezielle Ausprägung der eigenen Religion hinter sich zu lassen. Erstrebenswert ist vielmehr ein friedliches Miteinander, bei dem am Ende alle von gegenseitigen Erfahrungen und den Stärken des Anderen profitieren.

Ich danke den Veranstaltern der Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken ganz herzlich für ihren Einsatz und den Mut, offene Fragen anzusprechen. Allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern wünsche ich interessante Gespräche und dem Internationalen Kongress Renovabis einen guten Verlauf.

*Dr. Günther H. Oettinger*

## Grußwort des Präsidenten des Europäischen Parlaments

Der Vertrag von Lissabon, von dem wir auch nach dem Referendum in Irland hoffen, dass er noch rechtzeitig vor den Europawahlen im Juni 2009 in Kraft treten kann, enthält ein eindrucksvolles Bekenntnis zu unserem geistigen Fundament: „Schöpfend aus dem kulturellen, religiösen und humanistischen Erbe Europas, aus dem sich die unverletzlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen sowie Freiheit, Demokratie, Gleichheit und Rechtsstaatlichkeit als universelle Werte entwickelt haben, haben (wir) beschlossen, eine Europäische Union zu gründen.“ Diese Grundsätze sind der Kompass für unser Handeln in der Europäischen Union.

Für Renovabis und Sie alle, die Sie auf 15 erfolgreiche Jahre solidarischen Handelns zur Stärkung der Kirchen und Gesellschaften in Mittel-, Ost und Südosteuropa zurückblicken, sind diese Werte ein praktizierter Kanon.

Was als eine Antwort der deutschen Katholiken im Jahr 1993 auf den gesellschaftlichen und religiösen Neuanfang in den Staaten des ehemaligen Ostblocks nach dem kommunistischen Systems begann, gehört heute zu den größten Solidaritätsaktionen in Deutschland. Mit mehr als 400 Millionen Euro half Renovabis Menschen in 28 Staaten in Mittel-, Ost- und Südosteuropa bei der Verwirklichung von mehr als 14.000 Projekten. Nach dem Grundsatz „Hilfe zur Selbsthilfe“ wird neben materiellem Beistand auch der Austausch, Dialog und die Partnerschaft zwischen Ost und West gefördert.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich heute feststelle, dass Ihre vielfältigen Formen menschlicher und materieller Solidarität einen wichtigen Anteil zu jenem Traum und Wunsch unseres verstorbenen heiligen Vaters Johannes Paul I. beigetragen haben, in dem er Europa aufforderte die Bedingungen dafür zu schaffen, dass unser Kontinent wieder mit seinen beiden Lungenflügeln würde atmen können. Die Solidaritätsaktionen von Renovabis sind ein Teil dieses Atems, der heute wieder die beiden Lungenflügel der einen europäischen Lunge belebt.

Wie für wohl jeden von uns ist auch für mich selbst die Wiedervereinigung unseres ehemals gewaltsam geteilten Kontinents das Wunder unserer Zeit und sicher der größte Erfolg europäischer Politik. Wenn mir bei meiner ersten Wahl 1979 im Europäischen Parlament jemand gesagt hätte, dass ich es als Parlamentarier eines Tages erleben würde, dass der politische Einigungsprozess in Europa drei Länder einschließen würde, die damals von der Sowjetunion okkupiert waren (Estland, Lettland und Litauen) sowie die ehemaligen Mitglieder des Warschauer Paktes: Polen, Tschechoslowakei (heute die Tschechische Republik und die Slowakei), Ungarn ebenso wie Bulgarien und Rumänien, und auch Slowenien (das damals zu Jugoslawien gehörte) – und dass sogar Deutschland vereint sein würde – , hätte ich ihm damals geantwortet: „Das ist eine Hoffnung, eine Vision, aber leider ist es unwahrscheinlich, dass wir es erleben werden.“

Und doch haben wir es erlebt, auch deshalb, weil wir immer an unseren Werten und unserem Glauben festgehalten haben. Aus unserem christlichen, philosophischen und humanistischen Erbe, der Theologie der großen monotheistischen Weltreligionen, der griechischen Philosophie und dem römischen Recht haben sich jene universellen Werte entwickelt, die den „European way of life“ ausmachen. Dieser ist undenkbar ohne die Achtung vor der Würde des Menschen, die Freiheit, die in Europa mit dem Rechtsstaat, der Gewaltenteilung und dem Demokratieprinzip geschützt wird, die Solidarität, die mit dem Prinzip der Sozialen Marktwirtschaft praktisch umgesetzt wird, und die Gerechtigkeit, die seit den philosophischen Dialogen Platons unser Streben nach einer auf Ausgleich und Recht basierenden, zutiefst europäischen Idee beschreibt.

Dass Sie sich auf Ihrem 12. Internationalen Kongress auch mit Fragen des Verhältnisses zwischen Religion und Nation und ihrem Verhältnis zur Europäischen Union befassen wollen, kann dabei für eine katholische Organisation nur fruchtbar sein. Denn immer tragen katholische Organisationen ein ganz besonderes Spannungsverhältnis in sich. Sie sind gleichzeitig einem nationalen Kontext als auch dem Prinzip der Universitas – also dem Ganzen, übernationalen und europäischen Denken und Handeln – verpflichtet.

Ich bin davon überzeugt, dass dieses fruchtbare Spannungsverhältnis auch weiterhin jene Dynamik und Energie hervorbringen wird, die Sie bei den Projekten der Hilfe zur Selbsthilfe voranträgt. Und diese Energie kommt ja auch in Ihrem Wahlspruch aus Psalm 104,30 „renovabis faciem terrae – du erneuerst das Antlitz der Erde“ zum Ausdruck, der Sie bis heute so erfolgreich motiviert und begleitet hat.

Ihrer Konferenz und dem weiteren Wirken von Renovabis wünsche ich von Herzen viel Erfolg und den Segen Gottes.

*Prof. Dr. Hans-Gert Pöttering*

## II. Referate und Podien



*Erzbischof  
Stanislav Hočevár  
vermittelte wichtige  
Informationen über  
Südosteuropa*



## Schicksalsjahr 1989 – Beginn der Wiedervereinigung Europas

### Anmerkungen einer Zeitzeugin

Im Sommer 2008 bin ich wie schon seit einer Reihe von Jahren mit dem Auto von Warschau nach Bayern gefahren. Auf den Straßen in Polen fährt man langsam, weil überall Baustellen die Straßen versperren. Es herrscht reger Verkehr mit riesigen Baumaschinen, am Straßenrand stehen große Tafeln mit zwölf gelben Sternen auf blauem Hintergrund und einer Information, dass diese Baumaßnahmen aus Mitteln des europäischen Strukturfonds kofinanziert werden. Man kommt zur tschechischen Grenze, wo gerade die Grenzgebäude abmontiert werden, ungehindert geht es auf die schon heute sehr guten tschechischen Schnellstraßen oder Autobahnen. Die herrlichen Barockbauten leuchten frisch angestrichen in gelber Farbe, Geschäfte laden ein. Wir kaufen eine Autobahnvignette und wie immer die köstlichen süßen Oblaten, und in Kürze sind wir am ehemaligen „Eisernen Vorhang“. Schilder der Österreichischen Republik heißen uns willkommen. Auch hier wird an den Straßen kräftig gearbeitet, um Ost- und Westeuropa miteinander zu verbinden. Die polnische EC-Karte funktioniert weiterhin, wir trinken Kaffee im Kloster Melk und erreichen in bester Laune Passau. Im Radio schallt der berühmte Sänger aus Haindling<sup>1</sup> in Niederbayern: „Spinn’ i’ oder bin i’ jetzt im Himmi?“ – und ich frage mich immer wieder neu: Kann das wirklich sein, dass das Gesicht Europas sich so unglaublich verändert hat zu meinen Lebzeiten? Bin ich verrückt oder

---

1 Anspielung auf den Sänger Hans-Jürgen Buchner und dessen Schlager „Spinn i’“ (1985) mit dem Refrain „Hey, spinn i’ – oder bin i’ jetzt im Himmi?“

bin ich jetzt im Himmel? Mein Akzent ist mehr polnisch als bayerisch, aber das Staunen überwältigt mich. Ich, aufgewachsen hinter dem „Eisernen Vorhang“, im so genannten realen Sozialismus, habe in meinen mutigsten Träumen solche Visionen nicht gewagt.

Warum eigentlich erinnern und sich erinnern? Warum Jahrestage feiern? Wenn ich so durch Europa fahre mit meinen Kindern im Auto, mit ihren Freunden, wie soll ich ihnen den Grund meiner Emotion, meiner Rührung erklären? Wie überhaupt sollen sie dieses Europa verstehen, ohne meine Rührung zu verstehen?

Vor Kurzem habe ich mit schweizerischen Fernsehjournalisten ein Gespräch über die neuen Entwicklungen Polens und über die Veränderungen, die dessen Mitgliedschaft in der Europäischen Union gebracht hat, geführt. Sie hatten die Aufzeichnung eines Gesprächs mit mir aus den siebziger Jahren dabei, bei dem ich ihnen erklärte, wie wir, Studenten in Krakau, für ein bisschen Demokratie zu kämpfen versuchten. Das schweizerische Fernsehteam hat damals auch meine Freunde aus dem Studentenkomitee für Solidarität interviewt und gefilmt. Organisatorisch war das schwierig, weil wir Wohnungen oder Innenhöfe finden mussten, wo uns die Geheimpolizei nicht stören würde. Da ich diese Reportage nie gesehen hatte, haben sie sie mir jetzt, 30 Jahre später, nach Hause gebracht und mit großem Interesse die Reaktionen unserer Familie beobachtet. Auch mich haben die Fragen und Kommentare meiner fast erwachsenen Kinder beeindruckt. Warum? Weil ich dachte, dass sie durch meine Erzählungen, durch Gespräche mit meinen Freunden, die uns besuchen, durch Bücher und Filme, durch die Tatsache, dass sie meine Kinder sind, viel über die Zeit vor dem Jahr 1989 wissen. Und da saßen sie, meine Kinder, mit weit geöffneten Augen vor dem Schirm, auf dem ihre Mutter, die damals in ihrem Alter war, ihr Leben und Engagement für Menschenrechte und für Grundfreiheiten erklärte. Meine Tochter sagte ganz beeindruckt: „Ich dachte, dass so etwas in Nordkorea oder vielleicht in China möglich ist, aber dass ihr so gelebt habt ...?“ Noch lange saßen wir vertieft ins Gespräch über die damaligen Zeiten. Die Macht des Films ist stark. Was sie schon oft gehört und gelesen haben, ist ihnen durch das etwas alte und schon leicht verfärbte Bild



und die Stimme der Mutter mit ihrem polnischen Akzent auch im Französischen Wirklichkeit geworden. Sie haben den Garten im Dominikanerkloster, in dem wir mit den Journalisten unbeobachtet sprechen konnten, wieder erkannt, auch die Wohnung meiner Eltern in Krakau, in der ich interviewt wurde. „War das wirklich gefährlich, mit ausländischen Medien zu sprechen? Haben sie euch einfach so festgenommen, um es zu verhindern? Abgehört? Häuser durchsucht? Warum? Wieso musstet ihr euch verstecken?“ Und ich dachte, sie wussten alles!

Warum sich erinnern? Wozu Jahrestage? Warum über die Vergangenheit sprechen und dazu noch mit der nächsten Generation, die in einer so sehr anderen Welt lebt? Die Welt der nächsten Generation ist technologisch, zivilisatorisch, politisch und geopolitisch anders als die Welt, in der ich aufgewachsen bin. Warum also rückwärts schauen?

Das nächste Jahr, 2009, ist reich an runden Gedenktagen: 70 Jahre sind seit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges vergangen, zwanzig Jahre seit dem Ende des Kommunismus in Mitteleuropa, fünf Jahre seit der großen Erweiterung der Europäischen Union und – das Jahr 2009 wird auch das Jahr der Wahlen zum Europäischen Parlament sein. Ich bin mir bewusst, dass man die Liste noch wesentlich länger machen könnte, aber da ich um eine persönliche Aussage gebeten wurde, nenne ich Jahrestage, die für mich persönlich eine gewisse Einheit – oder soll ich eher sagen – eine logische, historische Kette bilden. Und wir sollten uns an sie erinnern!

Vor wenigen Tagen wurde wie in jedem Jahr an den für uns Polen so dramatischen Tag des deutschen Angriffs am 1. September 1939 auf unser Land erinnert. Unvorstellbar schreckliche Jahre brachen über uns alle herein. Dann, nach dem Krieg, hat der „Eiserne Vorhang“ wie eine offene Schnittwunde über lange Jahre Europa geteilt. Wir im sowjetisch kontrollierten Teil des Kontinents wurden zu Verlierern, wir fühlten uns bestraft für etwas, das wir nicht begangen hatten. Die Unfreiheit erlebten wir schmerzhaft. Wir wurden so intensiv genährt mit prosowjetischer und antideutscher Propaganda, dass auch bei Leuten meiner Generation, d. h. den nach dem Krieg Geborenen, die deutsche Sprache

häufig immer noch unangenehme Assoziationen weckt. Nicht nur dadurch ist die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in Polen präsent. Oft habe ich den Eindruck, dass die 70 Jahre in unserem Teil Europas eine andere Dauer haben als hier, im so genannten Westen. Wir erlebten bis vor Kurzem noch die äußerst spürbaren Folgen, die der Krieg mit sich gebracht hatte. „Vor dem Krieg“ war eine Zeit, die durch Freiheit und Engagement für den Wiederaufbau des Vaterlandes nach den langen Jahren der österreichischen, preußischen und russischen Fremdherrschaft geprägt war. Es war die Zeit, in der Polen ein Vielvölkerstaat war, es war die Zeit der Jugend unserer Eltern, sicher idealisiert in der Erinnerung. „Seit dem Krieg“ war das alles ruiniert: Wir waren nicht mehr richtig bei uns zu Hause, es herrschte eine fremde Ordnung oder eher Unordnung, mit der wir uns nicht identifizierten. Die „unnormalen“ Zeiten dauerten bis 1989, und für viele von uns im Osten war der Krieg erst zu Ende, als die ersten zum Teil freien Wahlen in Polen zugelassen wurden. Aber als ich meinen Vater mit Tränen in den Augen am 1. Mai 2004 sah und als ich in einem Podiumsgespräch mit Richard von Weizsäcker saß (der genau so alt ist wie mein Vater) und seine tiefe Rührung über die Wiedervereinigung Europas erlebt habe, da ist mir klar geworden, dass erst diese Wiedervereinigung Europas für sie beide das Ende des Krieges, in dem sie gegeneinander kämpften, bedeutet. Erst sie war das wahrhafte Ende der Schrecken, die die Generation meiner Eltern durchgemacht hatten und in deren Folgen meine Generation aufgewachsen ist.

### **Warum sich erinnern, wenn es vorbei ist?**

Es scheint mir sehr wichtig, sich bewusst zu sein, dass wir nicht nur für unsere bösen Taten büßen sollen, sondern dass wir uns auch über das Gute, das wir gemeinsam erreicht haben, freuen sollen. Wir sollen das Gute pflegen und uns dafür zuständig fühlen, auch für die Zukunft und für alle, die um uns herum noch nicht in Frieden und Demokratie leben können. Wenn ich auf die Reihe der Jahrestage, die ich aufgelistet habe – 1939, 1989, 2004 – schaue und den September vor 70 Jahren als Ausgangspunkt nehme, kann ich kaum glauben, dass ich heute hier vor

Ihnen stehe, ich, eine Polin, spreche als Vertreterin der Europäischen Kommission bei unseren deutschen Freunden, die uns alle aus vielen verschiedenen Ländern eingeladen haben, damit wir unsere Sorgen teilen, uns gegenseitig kennen lernen und uns gegenseitig unterstützen in unseren Bemühungen, eine friedliche und würdige Zukunft zu gestalten. „Spinn’ i’ oder bin’ i’ jetzt im Himmi?“ – Wir haben zusammen eine lange Strecke erfolgreich durchgemessen, aber es liegt noch viel vor uns.

Manchmal überlege ich, wie ich den Anderen, den Jüngeren die Freude der Entdeckung der Freiheit weitergeben kann. Alles um uns herum war grau und kontrolliert, und alles, was nicht befohlen wurde, war verboten. Versammlungen mit mehr als zwanzig Personen musste man vorher anmelden, und die präventive Zensur erreichte ein derart absurdes Niveau, dass wir sogar unsere Hochzeitsanzeigen vom Zensor genehmigen lassen mussten, um sie drucken und verschicken zu können. Der Zugang zu Büchern in der Universitätsbibliothek war reglementiert, denn wir durften nicht alles lesen, was in den Bücherregalen stand. Eine Zeitung hat man nur wegen der ersten Seite eventuell angeschaut. „Warum blicken Sie nur die erste Seite durch und werfen dann die ganze Zeitung weg?“ „Weil ich eine Todesanzeige suche.“ „Aber Todesanzeigen sind auf der vorletzten Seite.“ „Ich weiß, aber ich warte auf die, die auf der ersten Seite gedruckt sein wird.“ Politischer Humor blühte, denn wir waren ja in Polen, wie wir selbst sagten, in der lustigsten Baracke des ganzen kommunistischen Lagers. Dieser Humor rettete uns in einer sehr traurigen Realität.

Für mich war die Entstehung des KOR, des „Komitees zur Verteidigung der Arbeiter“, die 1976 gestreikt hatten und auf brutalste Art bestraft und verfolgt wurden, das Ereignis, das mich aufgeweckt hat. Gleich danach entstanden Studentenorganisationen, eine führende Gruppe unter ihnen war unser SKS, das Studentische Solidaritätskomitee. Auf einmal hatten wir keine Zeit mehr, um zu klagen, dass aus den Programmen an den Universitäten viele wichtige Kapitel beseitigt wurden, dass in unsere Gehirne mehr Propaganda gepresst wurde als Geschichte gelehrt und dass wir keinen Zugang zu Publikationen hatten, die der Nährboden für das intellektuelle Leben jenseits des „Eisernen

Vorhanges“ waren. Wir haben uns eine Regel gegeben, nach der wir agiert und gelebt haben und die uns als Wegweiser diente: „Warte nicht, bis jemand statt dir etwas macht.“ Wir trafen uns in Häusern, in Wohnungen und in Kirchen, um an Vorträgen, Seminaren oder bei Liederabenden und Dichterlesungen teilzunehmen, die wir selbst organisiert hatten. Wir schrieben Texte auf Schreibmaschinen ab, druckten auf den aus dem Westen eingeschmuggelten kleinen Vervielfältigungsgeräten und verteilten oder verkauften dann die Zeitschriften und Bücher, die wir auf diese Weise ohne Zensur, also auch ohne Genehmigung produziert hatten. Wir nahmen Lieder auf und kopierten Tonbänder. Wir lernten über Polen, wir füllten Lücken, die die allgegenwärtige Zensur in unser Wissen gerissen hatte. Wir lernten über unsere Rechte, wir studierten Demokratie. Wir lernten Leute kennen, immer mehr Menschen aus sehr verschiedenen Gesellschaftskreisen. Ich war Teil einer wachsenden Gruppe von Menschen, die sich selbst und Polen ernst nahmen. Wir waren beteiligt am intensiven und faszinierenden Austausch von Gedanken und Erfahrungen, wir brachen Stereotypen, gingen aus unseren Milieus heraus, diskutierten bis zum Umfallen im Zigarettendunst, wir arbeiteten an gemeinsamen Positionen und gemeinsamen Plänen trotz der großen Unterschiede zwischen uns.

Die Freiheit, die wir für uns erreicht hatten, beflügelte uns. Unwichtig, dass wir oft festgenommen wurden, dass in die Wohnungen, in denen wir lernten oder an Strategien arbeiteten, Tränengas geworfen wurde, dass unsere Taschen, Handtaschen und Wohnungen durchsucht wurden, dass Bücher, Hefte, Notizen, Adressen konfisziert wurden, dass wir aus den Straßenbahnen und Zügen herausgezerrt und stundenlang verhört, dass unsere Eltern erpresst und wir in den Hochschulen schikaniert wurden! Wir waren innerlich frei – auch im Arrest, in den Miliz- und Geheimpolizeiautos, beobachtet auf Schritt und Tritt von den grauen Männern, abgehört am Telefon und im Zimmer. Manche Bekannte gingen auf die andere Straßenseite, weil sie fürchteten, dass die Begrüßung mit einer Dissidentin Probleme in der Arbeit oder in der Schule mit sich bringen könnte. Andere wieder erklärten mir mit echter Sorge und Mitleid, dass es wirklich schade wäre um mein junges Leben, dass das System mich sowieso zermahlen würde und dass das, was wir taten,

keine Chance hätte. Aber am besten erinnere ich mich an die, die kamen, um sich anzuschließen, um uns zu unterstützen, um ihre Solidarität auszudrücken und teilzunehmen. Wir lebten nicht mit einer Perspektive des Erfolgs. Ein freies Polen, vereinigtes Europa? Das konnte ich mir eigentlich nicht vorstellen. Aber es gab nichts Wichtigeres, als den Funken am Glühen zu erhalten. Ohne den kleinen Funken, um den wir uns so gekümmert haben, würde die Hoffnung auf das Feuer verschwinden.

Papstbesuche, Danzig und Solidarität, Kriegszustand und schließlich der große Sieg des Kompromisses am „Runden Tisch“: Die Revolution hat 1989 eine andere Dimension bekommen. Der „Runde Tisch“ war eine große Revolution, in der niemand ums Leben gekommen ist. Es war ein Sieg des Dialogs, der Vernunft, eine schwierige, friedliche Lösung, die einen langsamen, mühsamen Prozess des Aufbaus der Demokratie ermöglicht hat.

Ich saß neulich bei einem Glas Wein mit einem ehemaligen Minister aus der ersten Regierung nach der Wende, die Tadeusz Mazowiecki geleitet hat. Ich beklagte mich über den Straßenhandel in Warschau und die ziemlich scheußlichen „Buden“ mit Waren zweifelhafter Qualität, die immer noch in der Hauptstadt zu sehen sind. „Oh, sag’ das nicht“, bat mein Gesprächspartner und erzählte mir eine Geschichte, die mir vieles deutlich machte. Erlauben Sie mir, diese Geschichte mit Ihnen zu teilen:

Damals, 1989, konnte man in den Geschäften in Polen Essig kaufen und eventuell auch Salz, weil wir sehr gute Salzlager in der Nähe von Krakau haben. Sonst waren die Regale leer. Daher stammen auch Witze wie zum Beispiel: Es kommt ein Mann in einen Laden, schaut sich um und sagt: „Oh, ich sehe, dass es kein Fleisch gibt.“ „Sie sehen falsch“, antwortet die Verkäuferin, „hier gibt es keine Schuhe, kein Fleisch gibt es im nächsten Geschäft.“ Jetzt aber war der Kommunismus zu Ende, die Regierung plante, die freie Marktwirtschaft einzuführen. Als erstes beschlossen sie, die Preise freizugeben. Das Land war hungrig, die Leute waren am Ende ihrer Durchhaltekraft, die Erwartungen waren immens. Das Experiment, aus dem Kommunismus herauszukommen, war noch nie und noch nirgends getestet worden. Und hier saßen ein paar Män-

ner ohne Verwaltungserfahrung in der Regierung; Leszek Balcerowicz<sup>2</sup> war damals ein junger Universitätsprofessor, ein Theoretiker, der plötzlich Finanzminister wurde, und sie sollten jetzt die Wirtschaft retten und die Preise freigeben. Das haben sie auch gemacht. Es gab keine Methoden, um vorher zu testen, ob es funktioniert. Es gab auch keine Möglichkeiten, die Auswirkungen zu messen. Sie trafen sich also abends bei Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki und erzählten, was sie in Warschau beobachtet hatten. Die ersten Tage hatten sie nur gesehen, dass zu allen Preisen Nullen hinzukamen und immer mehr Nullen – die Inflation galoppierte, die Spannung wuchs. Aber dann brachte einer die Information, dass auch Ware auftauchen würde. Straßenhandel auf Feldbetten war zu sehen. Die Freude unter den am Abend im Büro von Tadeusz Mazowiecki versammelten Ministern war groß: Es ist gelungen! Es fängt an zu funktionieren! Freihandel! Dann kamen die Buden. „Das war schon sehr zivilisiert, da wussten wir auf einmal, dass es klappt. Ah, bis heute noch freuen mich diese Buden. Sie haben für mich einen symbolischen Wert“, sagte mir der ehemalige Minister.

Zwanzig Jahre sind vergangen. Diese Jahre waren so intensiv mit Arbeit erfüllt, dass ich die Zeit kaum gemerkt habe. Es kam zum Beitrittsreferendum, Polen erreichte die Mitgliedschaft in der Europäischen Union. Unsere vier Kinder sind erwachsen geworden, für sie ist dieses Europa, so wie sie es heute sehen und erleben, völlig normal und selbstverständlich. Gerade deshalb müssen wir erinnern, uns selbst erinnern und andere: Das heutige friedliche und demokratische Europa ist nicht selbstverständlich. Es ist kostbar und zerbrechlich, und es verlangt unser volles Engagement.

Wenn wir die neuesten Entwicklungen in Georgien<sup>3</sup> sehen, wird uns klar, dass andere auf uns warten. Herausforderungen gibt es sehr viele.

---

2 Leszek Balcerowicz war Finanzminister in den Regierungen von Tadeusz Mazowiecki (24.08.1989-14.12.1990) und Jan Krzysztof Bielecki (12.01.1991-05.12.1991). Sein Programm beruhte auf einer radikalen Umgestaltung des Marktes und des gesamten Wirtschaftslebens.

3 Anspielung auf den bewaffneten Konflikt zwischen Georgien auf der einen Seite, Russland und den international nicht anerkannten georgischen (Teil-)Republiken Abchasien und Südossetien auf der anderen Seite im Sommer 2008. Am 08.08.2008 marschierten georgische Truppen in das

Auch außerpolitische: Erlauben Sie mir nur, auf unsere gemeinsame Verantwortung für den Klimawandel hinzuweisen!

Wir können 2009 viele Jahrestage feiern. Wir sollen es tun, um uns an unsere Verantwortung für die Zukunft zu erinnern, um uns und andere zu motivieren, an weisen Entscheidungen für die Zukunft teilzunehmen. Dazu werden wir 2009 eine gute Gelegenheit haben: Das Niveau der Beteiligung bei den Europawahlen ist viel zu niedrig. Das muss sich ändern.

Erwartungen und Aufgaben, Rechte und Pflichten, das alles ist gestützt auf die Solidarität, auf der Europa aufgebaut ist. José Manuel Barroso betont oft: Europa ist ein Projekt von Bürgern für Bürger. *Unser Projekt*. Die Europäer sind *wir*, nicht irgendwelche „*sie*“. Uns *Europäern* kann niemand Solidarität aufzwingen. Keine Institution kann es tun. Solidarität muss von jedem Bürger individuell erlebt und praktiziert werden. Nur so kann das große Projekt Europa verwirklicht werden.

Renovabis gab und gibt auf beispielhafte Weise den Bürgern die Möglichkeit, sich solidarisch zu engagieren. Deshalb gehört unser heutiger Kongress zu den Ereignissen, die wir zu Recht feierlich begehen, wie ein europäisches Familienfest – in Freude und in Dankbarkeit. Und ich danke Ihnen, dass Sie mich zum Feiern mit eingeladen haben.

Verwirklichen wir also weiter unser großes Projekt Europa im Geist der Nächstenliebe! Es gibt nichts Besseres, was wir den nächsten Generationen vererben können.

---

abtrünnige Südossetien ein, woraufhin russische Truppen aus dem Nordkaukasus eine Gegenoffensive eröffneten, innerhalb weniger Tagen die georgischen Einheiten aus Südossetien herausdrängten und ins georgische Kernland vorstießen. Dabei kam es besonders in Südossetien zu schweren Verwüstungen und Massenvertreibungen. Die Kampfhandlungen endeten am 12.08.2008 (Waffenstillstand). Unter Vermittlung der Europäischen Union wurde ein Friedensplan ausgehandelt, jedoch sind die Kriegsfolgen (u. a. ungeklärtes Schicksal der Flüchtlinge, politische Instabilität in der Region) bis heute spürbar.

## **Staat – Kirche – Nation**

### **Aspekte eines komplizierten Miteinanders in Südosteuropa**

Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Staat, Kirche und Nation will ich in erster Linie als ein Hirte des Volkes Gottes in dem Teil Europas, in dem ich wirke, beantworten. Ich empfinde den Wunsch, dass unser Kongress auf die Gedankenwelt und die Entwicklungen in Südosteuropa Einfluss nehmen und auf diese Art und Weise zur Verwirklichung eines gemeinsamen „europäischen Hauses“ beitragen soll.

Zunächst sollten wir uns die Frage stellen, ob es tatsächlich sinnvoll ist, immer wieder in die Geschichte „zurückzukehren“, und in einem zweiten Schritt sollten wir dann hinterfragen, ob es wirklich sinnvoll ist, in dieser Zeit der intensiven Globalisierung über Begriffe wie „Staat – Kirche – Nation“ zu diskutieren. Vielleicht könnte uns „der Geist unserer Zeit“ dazu verführen, diese Fragen mit „Nein“ zu beantworten. Aber unser Respekt vor der integralen Wirklichkeit, der Vergangenheit und Gegenwart, sowie unsere Verantwortung für die Zukunft sagen uns, dass wir uns erneut mit diesen Fragen beschäftigen sollten, selbst dann, wenn der Auftrag von Renovabis der einzige Grund dafür wäre.

### **Deutung der Geschichte – Inspiration für „prophetisches“ Handeln**

#### *Historische Grundlagen*

Ich werde den Versuch unternehmen, die Geschichte dieser Region Europas in großen, aber deutlichen Zügen darzustellen.<sup>1</sup> Keinesfalls maße ich mir eine kurze und gute Darstellung der ganzen Komplexität



der Geschichte an, was ebenso für eine prophetische Deutung gilt. Trotzdem ist es wichtig, Courage zu haben und darüber hinaus zumindest ein paar Träume!

Zweifelsfrei können wir uns alle darin einig sein, dass der Südosten Europas nur „einen Steinwurf“ entfernt ist von den drei Bergen, die die Quellen des europäischen Geistes darstellen – Athen, Rom, Jerusalem – und dass der Begriff „Europa“ gerade in dieser einmaligen Mittelmeerlandschaft, also in Südosteuropa, geboren wurde.

Als er die Stimme des Makedoniers vernommen hatte, der zu ihm sagte: „Komm und hilf uns!“ (Apg 16,9), hat der Apostel Paulus diese Bitte ohne Zögern erfüllt. (Wurde diese Bitte um Hilfe nicht oft auch an die anderen „Apostel des Volkes“ gerichtet?) Trotz dieser Fakten gibt es aber eine komplizierte Entwicklung des Zusammenlebens im Südosten Europas. Warum ist das so?

Ich bin fest davon überzeugt, dass die Ursache dafür darin liegt, dass im 2. Jahrhundert nach Christi Geburt die endgültige Grenze zwischen Ost und West ausgerechnet in dieser Region gezogen wurde, und zwar entlang der Flüsse Drina, Save und Donau. Diese geographische und historische Konfiguration lässt entsprechende Gedanken und Werke entstehen. Zwei große politische und geistige Zentren – Rom und Byzanz – übten jahrhundertlang großen Einfluss auf die betreffenden Gebiete aus. Auf diesem Terrain grenzten sie aneinander, maßen Kräfte miteinander und suchten nach der Verwirklichung ihrer legitimen und illegitimen Ziele.

Obwohl auf dem heutigen serbischen Territorium mehr als zehn römische Kaiser geboren wurden, geriet nach der slawischen Besiedlung dieser „Kulturraum“ sehr schnell in Vergessenheit. Von den so genannten Südslawen (die im Laufe des 20. Jahrhunderts fast alle in einem

---

1 Zum folgenden Überblick vgl. auch Holm Sundhaussen: Streiflichter aus der Geschichte Serbiens. In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 9 (2008), S. 243–252, und Ralf Thomas Göllner: Grundzüge der ungarischen Geschichte. In: ebd. 8 (2007), S. 88–99, bes. S. 89 f.

Staate, nämlich im ehemaligen Jugoslawien, gelebt haben) wurden die Kroaten als erste christianisiert. Durch die Christianisierung wurde ihnen der deutliche Charakter des westlichen römischen Christentums verliehen und damit auch die typische westliche Kultur. Andererseits übte Byzanz zweifelsfrei den entscheidenden Einfluss auf den Südosten Europas aus. Infolgedessen empfangen nur Slowenen und Kroaten (darüber hinaus die Bewohner Bosniens und der Herzegowina und über Venedig auch Küstenregionen des heutigen Montenegro) die Identität des westlichen Christentums.

Schon im 10. Jahrhundert verfügte die Kirche über eine starke Struktur, die eine Quelle der Kultur darstellte und als solche die Geschichte beseelte. Das Wort Gottes, das von der Kirche gebracht und gepredigt wird, konstituierte schon an sich die Nation und institutionalisierte neue Wirkungsorgane. Neue Bistümer wurden gegründet. Die Tätigkeit der heiligen Brüder Kyrill und Method im 9. Jahrhundert war von großer geistiger Kraft. Ihr Wirken bedeutete den Anfang des „Dritten Weges“ für Europa: Einheit von Ost und West, Liturgie in der Volkssprache, Förderung des Dialogs zwischen den Kulturen usw. Wegen des starken Widerstandes seitens der Mehrheitstendenzen in Europa blieb ihre Tätigkeit jedoch ohne dauerhafte Folgen; manches setzte sich erst im 20. Jahrhundert, nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, durch.

An der Jahrtausendwende erfolgte die ungarische Besiedlung des besagten Gebietes. Langsam aber sicher drückten sie der Region den Stempel des westlichen Christentums auf. Sie traten in Verbindung mit den Slawen und mit der westlichen Kultur. Bereits im Jahre 925 wurde der erste kroatische König Tomislav gekrönt, im Jahre 1180 wurde auch in Bosnien ein Königreich gegründet. Wenig später kam es zur Personalunion zwischen dem kroatischen und dem ungarischen Königreich; diese Union hatte dann de facto bis 1918 Bestand. An der Dreiländergrenze zwischen dem heutigen Serbien, Montenegro und Makedonien entstand der serbische Staat unter der Nemanjiden-Dynastie (1217), die dann in der gesamten Region einen großen Einfluss ausüben sollte.

Somit gab es auf diesem Gebiet drei unabhängige Staaten, und darüber hinaus einen Staat (Kroatien), der eine Personalunion mit Ungarn eingegangen war, wobei auch das heutige Slowenien in die westlichen Kulturprozesse gänzlich integriert war. Vor diesem Hintergrund können wir das Gewicht des „Schismas“ von 1054 besser verstehen. Dieses Ereignis hatte zwar keine unmittelbaren Folgen, aber zusammen mit den Kreuzzügen und der osmanischen Expansion auf dem Balkan kam es im 13. und 14. Jahrhundert zu immer stärkeren Differenzen zwischen „Westrom“ und „Ostrom“. Die Schlacht auf dem Amselfeld (1389) bedeutete für das serbische Volk nicht nur den Beginn eines schweren Leidensweges, sondern eröffnete auch einen kontinuierlichen Exodus der Serben in Richtung Nordosten und Nordwesten, in die heutige Wojwodina, außerdem nach Ungarn und Kroatien.

Die Fakten, die für das Verstehen der heutigen Lage besonders wichtig sind, müssen hier nochmals ausdrücklich betont werden: Die Kirche als solche, also die Serbische Orthodoxe Kirche mit der blühenden Kultur des Heiligen Sava und der Nemanjiden-Dynastie, musste ihre Heimat (Raszien/Raška und das Kosovo) verlassen. Allerdings haben die Siege der osmanischen Türken nicht zu einer massenhaften Besiedlung durch türkische Bevölkerung geführt; vielmehr blieben die Türken auf diesem Gebiet immer in der Minderheit. Es kam aber zu einer zahlenmäßig nicht unbedeutenden Islamisierung der slawischen Bevölkerung, oft unter Zwang.<sup>2</sup>

Wenn wir bedenken, dass die serbische und orthodoxe Identität in jener Epoche, die an sich schon schwierig genug war, nur von Mönchen in Klöstern gepflegt wurde, ist es verständlich, dass es bei den Serben zu einer spezifischen Verschmelzung der Begriffe „Nation“ und „Religion“ gekommen ist. Diesem Verständnis nach sind alle Serben orthodox, während alle Kroaten katholisch sind. Das Ganze hat sich dadurch noch weiter verkompliziert, dass zu Titos Zeiten, nach dem Zweiten Welt-

---

2 Vgl. dazu auch Sundhaussen (wie Anm. 1, S. 81), bes. S. 245 f., außerdem Radomir Kolundžić: Geschichte und Selbstverständnis der Serbischen Orthodoxen Kirche. In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 9 (2008), S. 292–297, besonders S. 292 f.

krieg, die islamisierte slawische Bevölkerung zur selbstständigen Volksgruppe erklärt wurde, die man heute als „Bosniaken“ bezeichnet. So können wir die Psychologie des Konfliktpotenzials verstehen, das sich mit der Zeit in den Seelen der Bevölkerung dieser Religion entwickelt hat. Besonders stark ausgeprägt war diese Erscheinung in der Epoche der Gründung von Nationalstaaten in Europa, vor allem seit dem Jahr 1848. Auch im Südosten Europas hat dieser Prozess im 19. Jahrhundert begonnen.

Das Schisma zwischen West- und Ostkirche im Jahre 1054 hatte viele unterschiedliche Folgen. So entwickelte sich das Christentum in Russland in einer betont negativen Einstellung Rom und dem Westen gegenüber. Nach dem Fall des Oströmischen Reiches war diese Tendenz noch stärker zu spüren; Moskau hat sich seither selbst zunehmend als „Drittes Rom“ betrachtet. In der neueren Geschichte ist folgendes Phänomen zu beobachten: Im 18. und 19. Jahrhundert fiel es den Slawen im Südosten Europas immer schwerer, die germanische Vormachtstellung zu ertragen. Aus diesem Grunde entstand die panslawistische Bewegung, und in ihrem Rahmen entwickelte sich ein ziemlich starker Messianismus des russischen Christentums. Auf dieser Grundlage können wir auch das Bedürfnis nach Gründung eines gemeinsamen Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen im Jahre 1918 besser verstehen, das 1929 (und wieder seit 1945) Jugoslawien hieß. Andererseits konnte man auch beobachten, wie bei der Entstehung von selbstständigen Republiken an der Grenze zwischen Ost und West die Spannungen zwischen dem östlichen und dem westlichen Christentum immer größer wurden; Ursache war der Drang nach Erhaltung der kulturellen Identität einzelner Völker.

Wenn wir uns den einheitlichen Geist vor Augen führen, auf den sich die Völker dieser Region berufen, dürfen wir die zahlreichen Einzelergebnisse nicht vergessen, die tiefe Wunden geschlagen und neue Fakten in dieser Region geschaffen haben. Durch die vielen türkischen Überfälle hat sich dieses Gebiet in der Neuzeit zu einer „Vormauer des Christentums“ entwickelt. Auf eine spezifische Art und Weise stellt die christliche Bevölkerung in Kroatien und Bosnien gerade diese „Antemurale christianitatis“ dar. Der Kampf großer Persönlichkeiten und

Heiliger gegen die Türken – als Beispiele nenne ich nur Johannes von Capestrano, Markus von Aviano, Prinz Eugen von Savoyen und János Hunyadi – steht stellvertretend für die Härte des Lebensalltags und für die starke „Ebbe und Flut“ in den Beziehungen zwischen Ost und West in dieser Region.

Gleichzeitig mit den ersten Schritten zur endgültigen Befreiung des heutigen serbischen Staatsgebietes von osmanischer Herrschaft im Jahre 1804 begann im westlichen Teil Südosteuropas, vor allem aber in Bosnien und Herzegowina, eine Wiedergeburt der katholischen Kirchenhierarchie. In manchen von diesen Gebieten wurde das Christentum hauptsächlich von Franziskanern gehütet, die es verstanden, einen „Modus vivendi“ mit den Türken bzw. mit dem Islam zu finden. Die Wiederherstellung der Hierarchie auf diesen Gebieten, die Gründung von Nationalstaaten in Westeuropa und die Entstehung von Übergangstaaten im Südosten (Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen im Jahre 1918 und danach Jugoslawien im Jahre 1929 bzw. 1945) wurden mit den vielen ungelösten Problemen aus der Vergangenheit konfrontiert. Die Suche nach der nationalen und religiösen Identität auf einem Territorium mit so vielen geographischen, kulturellen, konfessionellen und historischen Grenzen, mit einer derart großen Mischung von diversen Minderheiten und Mehrheiten hat fast zwangsläufig viele Auseinandersetzungen ausgelöst. Dies geschah vor allem im Ersten und im Zweiten Weltkrieg und im Rahmen weiterer Ereignisse europäischen Charakters, während in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts die Konflikte meistens in regionalem Rahmen geblieben sind.

## **Versuch einer Interpretation**

Wenn wir nun über das Thema „Staat – Kirche – Nation“ diskutieren, können wir es nicht auf eine abstrakte Art und Weise erörtern, sondern nur im Kontext des integralen Lebens. Alle Beziehungen, darunter die Politik, schaffen konkrete historische Ereignisse und Strukturen. Selbstverständlich sind diese Beziehungen immer von bestimmten Doktrinen oder Ideologien inspiriert. Ich glaube also, dass wir den „Südosten“ nie

wieder scharf vom übrigen Europa trennen dürfen und dass wir diese Region nie wieder anhand von westlichen Kriterien interpretieren sollten. Sowohl die Tatsache, dass es bei den einzelnen Volksgemeinschaften in der Region ganz unterschiedliche Wünsche hinsichtlich ihrer Zukunft gibt, als auch das Ausbleiben eines ehrlichen und grundlegenden Dialogs, an dem es leider auf allen Seiten gemangelt hat, haben das gegenseitige Kennenlernen und die Zusammenarbeit unmöglich gemacht.

Der christliche Osten und Westen sind in ihren historischen Verkörperungen von unterschiedlichen Inspirationsquellen geprägt. Sie haben sich mit unterschiedlichen historischen Herausforderungen auseinandergesetzt, und im Einklang mit unterschiedlichen natürlichen Wahrnehmungen des Lebens haben sie Kulturen und Mentalitäten entwickelt, die sich ebenfalls voneinander unterscheiden. Dennoch bin ich fest davon überzeugt, dass das Verständnis der konkreten Beziehungen zwischen Staat und Kirche eine ganz entscheidende, geradezu schicksalhafte Frage darstellt, zusammen mit der Frage nach dem Verhältnis zwischen Nation, Kirche und Staat. In der heutigen Zeit können wir diese Fragen mithilfe einer gemeinsamen Terminologie definieren. Es geht um die soziale Lehre der Kirche oder der Kirchen und Religionsgemeinschaften im Hinblick auf das Miteinander von Nation, Kirche und Staat.

Wenn wir im Auge behalten, dass im Südosten Europas nicht nur die östliche und westliche Variante des Zusammenlebens in der Gesellschaft aufeinander treffen, sondern darüber hinaus auch noch die islamische, müssen wir die Geschichte mit einer noch größeren Aufmerksamkeit betrachten.

Die Geschichte der Menschheit hat uns gezeigt, dass Grenzen und Grenzgebiete schon an sich ein Konfliktpotenzial bilden, vor allem dann, wenn es die dominierenden Mächte nicht zulassen, dass diejenigen, die in diesen Grenzregionen der Welt leben, selber eine aktive Rolle übernehmen. Europa und die internationale Gemeinschaft haben zu sehr an den nicht authentischen Protagonismus des jugoslawischen Präsidenten Josip Broz Tito geglaubt, dessen scheinbare Macht und Rolle als Vorsitzender der „Bewegung blockfreier Staaten“ auf Totalitarismus und atheistischen

Marxismus gegründet waren. Die geistige Verarmung nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt hat zu einer Unterschätzung der Gefahren geführt, die der Kommunismus in sich barg. Dieser hat allem Irrglauben der Vergangenheit die Krone aufgesetzt, und deswegen hat der Zusammenbruch des Kommunismus die alten Wunden der Vergangenheit wieder aufgerissen. Die neunziger Jahre markieren also den tiefsten Punkt aller Unklarheiten der Vergangenheit, sie beinhalten jedoch auch eine große Zukunftschance. Wir Christen glauben, dass gerade das „Grab“ den Anfang der Wiedergeburt darstellt.

Ich glaube, dass das „Prophetentum“, auf das ich eingangs hingewiesen habe, gerade darin besteht. Die ganze Komplexität der Vergangenheit können wir heute in einen großen Reichtum verwandeln und in eine große Vielfalt des Zusammenlebens für die Zukunft. Wo es viele Probleme gibt, gibt es auch viele Lösungen.

## **Staat – Kirche – Nation heute**

### *Allgemeine Prinzipien*

Erlauben Sie mir, dass ich die drei Begriffe Staat, Kirche und Nation nicht erläutere. Zu diesem Thema gibt es eine außerordentlich reiche Literatur, außerdem viele Herausforderungen fachlicher Natur auf wissenschaftlichem und historisch-praktischem Gebiet, die ich im Rahmen dieses Vortrags nicht angehen möchte.

Als Hirte habe ich das Bedürfnis, uns alle aufzufordern, jene Schritte zu unternehmen, die wir in der Fachliteratur und in Lexika womöglich nicht finden werden, die mir aber überaus wichtig erscheinen. Vor allem glaube ich, dass es notwendig ist, die Antwort auf diese Fragen in integraler Art und Weise zu suchen, nämlich anthropologisch und theologisch zugleich. Dafür ist eine ganze Reihe an interdisziplinären Treffen notwendig. Die Lösung dieser Probleme führt schon an sich zu einer Annäherung zwischen Ost und West, zwischen Anthropologen und Theologen, zwischen Vernunft und Glauben. Solche Begegnungen mit interdisziplinärem Charakter wirken mit an der Heilung der größten

Schizophrenie der Geschichte, nämlich der Trennung von geistiger und materieller Welt, somit der Teilung von Kirche und Welt.

Der Dialog des östlichen und westlichen Christentums muss kontinuierlich und integral sein, nicht nur im eng theologischen Sinn, und vor allem nicht nur auf vorübergehender Basis. Dies bedeutet, dass es wirklich unerlässlich ist, eine „neue Geschichte“ zu schreiben, im Sinne einer stärkeren Geschichtsphilosophie, in erster Linie aber im Sinne der Neufindung einer gemeinsamen Anthropologie. Eine bloße Geschichtsschreibung mit Blick durch die überaus gefährliche nationalistische Brille und mit zahlreichen Vorurteilen kann nur eine Faktenzusammenstellung der Konflikte erreichen.

In unseren Schulbänken haben wir bis jetzt eine solche „Konfliktgeschichte“ gelernt, eben eine Geschichte der Kämpfe zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten. Der Umstand, dass die internationale Gemeinschaft den Marxismus nie auf eine solch deutliche und transparente Art und Weise verurteilt hat, wie sie es mit dem Nationalsozialismus und Faschismus getan hatte, beeinflusst heute noch die „ideologische Geschichtsschreibung“. Die ideologisch geprägte Geschichtsschreibung mit zahlreichen nationalen und konfessionellen Vorurteilen hindert uns außerdem daran, unser Zusammenleben mit einer positiven Einstellung und mit Freude zu gestalten.

## **Fakten und Vorschläge**

Wenn wir Ost- und Westeuropa auf einer ganzheitlichen Ebene miteinander vergleichen, stellen wir Folgendes fest:

In Westeuropa ist traditionell das westliche Christentum präsent, das es geschafft hat, im Laufe der Jahrhunderte eine deutliche Trennung zwischen den Begriffen „Staat – Kirche – Nation“ zu entwickeln. Heute haben wir das „Kompodium der Soziallehre der Kirche“, das uns wesentliche Hinweise zum Verhältnis von Staat und Kirche an die Hand gibt. Die östlichen Kirchen haben hingegen keine Soziallehre im Sinne



der westlichen entwickelt, verfügen jedoch, was ich betonen möchte, durchaus über eine Tradition diakonischen Wirkens. Die Wurzeln dieser Frage liegen aber noch tiefer, es handelt sich eigentlich um eine Frage ekklesiologischer Natur. Im Gegensatz zum westlichen Christentum basiert das östliche Christentum auf der lokalen und nicht auf der universellen Kirche, und so entwickelte es in der Form der Patriarchate von Anfang an eine andersartige Struktur. Infolgedessen kam es vor allem in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends dazu, dass kirchliche Territorien, d. h. Patriarchate, mit einem bestimmten Volk identifiziert wurden. Trotz aller Verurteilung einer übersteigerten Liebe zur eigenen Nation führte dieser Prozess einer tiefen Verwebung christlicher und nationaler Kultur nicht zur *Teilung* bzw. sogar *Trennung* von Staat, Kirche und Nation, wie es im Westen üblich ist, sondern zur *Symphonie*, zu einem *Mit- und Ineinander* von Staat, Kirche und Nation. In denjenigen Fällen, wo darüber hinaus (wie z. B. in Serbien) der Fall eingetreten ist, dass die Kirche eine Zeit lang als einzige feste Struktur im Volke fungierte, wurde die „Symphonie“ noch stärker.

Während im Westen in der Epoche der so genannten „Religionskriege“ (16./17. Jahrhundert) die Kämpfe meistens im Rahmen einer Nation geführt wurden (wie z. B. die Auseinandersetzungen zwischen den Katholiken und den evangelischen Christen in Deutschland), verliefen die Konflikte im Südosten Europas anders. Dort gab es folgende Typen von Auseinandersetzungen:

- Freiheitskämpfe zwischen Katholiken unterschiedlicher Volkszugehörigkeit (Kroaten und Ungarn),
- Kämpfe zwischen Katholiken und Orthodoxen unterschiedlicher Volkszugehörigkeit (Kroaten und Serben),
- Kämpfe zwischen islamisierten Slawen einerseits und westlichen oder östlichen Christen slawischer Volkszugehörigkeit andererseits.

Diese Tatsache ist deswegen wichtig, weil sich der Versöhnungsprozess zwischen den Nationen und das Zusammenleben in Westeuropa ganz offensichtlich leichter und schneller entwickeln als in Südosteuropa, wo sie sich innerhalb einer Nation abspielen. Ein ähnliches Beispiel im Südosten Europas wären die Albaner, bei denen Orthodoxe, Katholiken und Moslems zusammenleben.

Nach allgemeiner Einschätzung von Anthropologen und Kulturologen haben die slawischen Völker ihre spezifischen Charakteristika. Sie neigen mehr zum Subjektivismus als zur objektiven Deutung. Eine größere Aufmerksamkeit schenken sie dem Herzen als der Vernunft. Sie legen einen stärkeren Akzent auf Personen als auf Gegenstände. Die Geschichte hat gezeigt, dass sie ein ziemlich weit entwickeltes Gefühl für die Religiosität haben und im Rahmen dieser Religiosität mehr zur Kontemplation und damit zur Passivität neigen als zur Reflexion und Aktivität.

Darüber hinaus sollten wir bedenken, dass sich die serbische und die montenegrinische Orthodoxie seit Jahrhunderten im Spannungsfeld zwischen der russischen Orthodoxie einerseits und der griechischen Orthodoxie andererseits befinden und die makedonische Orthodoxie in einem offenen Konflikt mit der griechischen (und inzwischen auch mit der serbischen) Orthodoxie lebt. So bekommen wir ein weiteres objektives Bild von der slawischen orthodoxen Geistigkeit in dieser Region.

Eingangs habe ich bereits erwähnt, dass es im Südosten Europas auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien eine ziemlich große islamische Gemeinschaft gibt. In Rahmen dieser Gruppe gibt es erhebliche Unterschiede, nicht nur hinsichtlich der Aufteilung in Schiiten und Sunniten, sondern auch in dem Sinne, dass es sich bei den Muslimen entweder um islamisierte Slawen, Albaner (im Kosovo) oder diverse Minderheiten, z. B. Türken, handelt. Nach dem Zerfall Jugoslawiens begann der Prozess der Reorganisierung oder der Anpassung dieser Gruppen an die neue politische Wirklichkeit. Dieser Prozess ist immer noch nicht abgeschlossen. Deswegen ist gerade auf dem serbischen Staatsgebiet der Prozess der Reorganisation ziemlich schwierig und verläuft recht turbulent.

Außerdem leben in dieser Region ziemlich viele Minderheiten, die aufgrund eines Migrationshintergrundes in kulturgeschichtlicher Hinsicht sehr unterschiedliche Prozesse durchgemacht haben. Ihre Anwesenheit fordert zweifellos noch größere Anstrengungen bei der Gewinnung der Identität von einzelnen Staaten oder bei der Klärung der Beziehungen im Rahmen eines einzelnen Staates.

Anhand des bisher Gesagten können wir etwas verallgemeinert feststellen, dass das ganze Christentum in Südosteuropa, katholisch wie auch orthodox, mehr zur Kontemplation als zur Aktion neigt, mehr zur Liturgie als zum karitativen Handeln, mehr zum Erleben als zum Nachdenken, mehr zur Tradition als zum „Prophetentum“, mehr zur Imitation als zur Kreativität. Dabei muss ich nochmals betonen, dass es sich nur um ganz allgemeine Züge handelt und es auf der anderen Seite dieser Begriffspaare auch viele positive Beispiele gibt.

All die angeführten Fakten haben mich dazu bewogen, in den letzten Jahren als Zukunftslösung stets Folgendes herauszustreichen:

- Es sollte alles dafür getan werden, dass auch der Südosten Europas auf den Gebieten, wo es möglich ist, eine Protagonistenrolle annimmt. Und solche Gebiete gibt es viele. Mit Recht erwarten wir also, dass dem Südosten von der Europäischen Union eine bedeutende kontinentale oder transkontinentale Institution zugeteilt wird.

- Zur Lösung des Problems der unklaren Definition von Staat, Kirche und Nation, in der Praxis oder im Leben, kann nur eine gute Institution mit der Funktion eines interkonfessionellen Sozialzentrums wirkungsvoll beitragen. In einer solchen Institution sollten theoretische Studien des interreligiösen Dialogs und der Soziallehren von Kirchen und Religionsgemeinschaften betrieben werden, darüber hinaus sollten dort auch regelmäßige Treffen der offiziellen Vertreter von Kirchen und Religionsgemeinschaften organisiert werden mit dem Ziel, nach neuen Wegen hin zu Solidarität, Subsidiarität und Gemeinwohl zu suchen.

- Ohne die eben angeführten allgemeinen Werte, die wegen der historischen Umstände bis jetzt nicht ausreichend betont und gefördert worden sind, können wir meiner Meinung nach das richtige Bild von „Staat, Kirche und Nation“ nicht finden – und die richtigen Beziehungen zwischen ihnen erst recht nicht.

## **Schlussfolgerungen**

In diesen bescheidenen Ausführungen wollte ich die Begriffe „Staat, Kirche, Nation“ mit Absicht nicht näher definieren, weil ich fest davon

überzeugt bin, dass sich die Begriffe immer noch in einem latent fließenden Zustand befinden.

Ich glaube, dass wir uns wegen der jetzigen Lage in Südosteuropa keine besonders großen Sorgen machen müssen, obwohl es immer noch bestimmte Unklarheiten gibt. Dennoch ist es aber notwendig, für die gegenseitige Zusammenarbeit den rechten Zeitpunkt zu finden.

Der ganze europäische Kontinent durchlebt zur Zeit eine anthropologische und religiöse Krise, wobei jede Krise zugleich aber auch eine Chance darstellt, um die angeschnittenen Probleme erneut auf eine integrale Art und Weise zu erörtern. Damit habe ich eine Frage berührt, die meines Erachtens die wichtigste aller Fragen ist, nämlich die Frage des *ununterbrochenen, kontinuierlichen und integralen ökumenischen Dialogs*. Darunter verstehe ich Folgendes:

- Wir sollten so schnell wie nur möglich die Forderung aufstellen, dass Mönche aus Ost und West immer mehr miteinander leben.

- Wir brauchen eine Abstimmung für den Religionsunterricht (Katholiken und Orthodoxe, später auch die reformierten Kirchen). Ab sofort sollten wir unsere Glaubens- und Morallehren so oft wie möglich gemeinsam definieren.

- Wir sollten regelmäßige Treffen von östlichen und westlichen Bischöfen fördern.

Diese Wege werden dazu beitragen, dass der Begriff der Kirche immer deutlicher wird und sich die Welt der Werte, die von der bürgerlichen Gesellschaft gefordert werden, immer mehr herauskristallisiert. Auf diese Art und Weise wird darüber hinaus eine klarere Definition des Verhältnisses zwischen Gesellschaft, Kirche und Staat entstehen.

Ein unangemessenes Verständnis der Begriffspaare wie Glaube und Verstand, der Einzelne und die Gemeinschaft, Kirche und Staat, hat dazu geführt, dass es in der Vergangenheit viele Schwierigkeiten gegeben hat, vor allem in Südosteuropa. Je intensiver die christlichen Kirchen aber wieder zusammenkommen und je mehr Europa wieder, wie

es Papst Johannes Paul II. betont hat, mit den beiden Lungenflügeln atmet, desto besser entwickelt sich auch der „Prozess der Neuerlernung des Zusammenlebens zwischen der Religion und der bürgerlichen Gesellschaft“ (Jürgen Habermas). Nur so wird Europa die Möglichkeit haben, zu einem ganzheitlichen und positiven Verhältnis zwischen Staat, Kirche und Nation im Südosten des Kontinents zu gelangen.

## **Diskussion mit Gräfin Róza Thun und Erzbischof Stanislav Hočevár SDB**

*Carol Lupu:*<sup>3</sup>

Herzlichen Dank für Ihre inhaltsreichen Ausführungen! Ich möchte kurz einleitend bemerken, was mir im Zusammenhang mit dem letzten Referat und einer Pressemeldung aufgefallen ist. Bundeskanzlerin Angela Merkel hat vor Kurzem kategorisch erklärt, Nation definiere sich nicht durch Religion. Vielleicht ist das ihr Wunschdenken – wenn ich jedenfalls die letzten Ausführungen von Herrn Erzbischof Hočevár Revue passieren lasse, kann man das nicht so einfach stehen lassen.

Ich bitte nun das Publikum, Fragen zu stellen und vielleicht die eine oder andere Stellungnahme zu dieser ganzen Thematik abzugeben.

*Patrik Dubovsky:*

Mein Name ist Patrik Dubovsky, ich komme aus der Slowakei. Zu dem, was Erzbischof Marx über den Missbrauch der Religion gesagt hat, habe ich eine Frage an Erzbischof Hočevár. Vorher erlauben Sie mir bitte noch kurz, meine Position zu erläutern. Zwischen den Jahren 1999 und 2003 habe ich als Beobachter in der „Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa“ (OSZE) in den ehemaligen jugoslawischen Ländern gearbeitet. Eine unserer Aufgaben war die Kooperation mit den Kirchen und den Religionsgemeinschaften, auch mit dem Islam, dies besonders im Kosovo und in Bosnien und Herzegowina.

---

<sup>3</sup> Carol Lupu, Mitarbeiter des Bayerischen Rundfunks, übernahm anstelle von Alex Dorow, der kurzfristig verhindert war, die Moderation.

Wie sehen Sie heute die Rolle der serbisch-orthodoxen Kirche in dieser Region? Kann sie dort, etwa im Kosovo, zum Frieden beitragen?

*Erzbischof Stanislav Hočevar SDB:*

Die Kosovo-Frage muss sehr intensiv untersucht werden, denn sie ist sehr komplex. In meinem Referat habe ich deutlich gesagt, dass ein intensiver integraler Dialog bis heute fehlt. Auch auf der Pressekonferenz vor unserem Kongress habe ich betont gesagt, dass dieser Teil Europas leider immer noch an der Peripherie liegt. Alle diese Elemente haben dazu geführt, dass in der Vergangenheit kein guter Dialog möglich war und die dortigen Probleme nicht rechtzeitig gelöst werden konnten. Versagt haben alle, die serbisch-orthodoxe Kirche ebenso wie die islamische Gemeinschaft und die kleine katholische Gemeinde. Alle diese Gruppen sollten mehr und mehr versuchen, in einen intensiveren Kontakt zu kommen. Auf der anderen Seite haben sie viele Fragen an die internationale Gemeinschaft gestellt. Ich frage mich: Warum wurde die katholische Kirche aus dem Kosovo von den Vereinigten Staaten oder anderen Institutionen nie zum Gespräch eingeladen? Gesprächspartner waren immer nur die Orthodoxen und Muslime. Alles ist noch sehr offen, aber trotzdem bin ich sehr optimistisch und überzeugt, dass wir dieses Problem in den nächsten Jahren lösen werden.

*Carol Lupu:*

Vielen Dank. Wie Sie sicher gelesen haben, wird es morgen Nachmittag auch einen Workshop zum Thema Kosovo geben.

Ich fand einen Aspekt beim Vergleichen der beiden Referate noch sehr interessant. Da kam ja ein wenig Angst auf. Und zwar: Warum sollen wir eigentlich zurückfragen und uns erinnern? Beide Referenten haben es bejaht. Vielleicht besteht wirklich die Gefahr, dass wir zu wenig schauen, wo eigentlich unsere Wurzeln im Sinne von „back to the roots“ liegen.

*Doris Küsters:*

Ich komme Hildesheim und arbeite seit über 40 Jahren mit der ukrainischen Kirche als Deutsche zusammen. Dabei habe ich unendlich viel gelernt über diesen Dialog zwischen Ost und West, den Sie eben er-

wähnten. Der Osten ist sehr stark geprägt vom Herzen, umgekehrt könnte er von uns Deutschen ein Stück an Reflexion lernen. Wir Deutschen im Westen müssten aber dafür auch diesen Herzensdialog erlernen, denn ich habe auch bei uns das Gefühl, dass das Zweite Vatikanische Konzil noch gar nicht angekommen ist. Dass Frau Dr. Merkel sagt, für sie sei das kein Thema, könnte aus ihrem evangelischen Hintergrund zu verstehen sein.

*Carol Lupu:*

Lassen Sie uns vielleicht bei dem ersten Aspekt bleiben! Sie sagten, das eine wäre sehr stark vom Herzen geprägt und das andere vielleicht mehr vom Verstand. Herr Erzbischof, Sie haben ja zu dieser Thematik Stellung genommen. Aber wie ist denn das bei Ihnen zum Beispiel ganz konkret jetzt in Serbien? Sie haben eine sehr schwierige Situation, weil Sie wirklich eine sehr kleine und auch arme Kirche repräsentieren. Gibt es zum Beispiel einen Austausch zwischen den Mönchen, von dem Sie gesprochen haben?

*Erzbischof Stanislav Hočevár SDB:*

Es gibt sehr viele Begegnungen. Beispielsweise sind wir sehr glücklich darüber, dass die Studenten der serbisch-orthodoxen Fakultät in Belgrad einmal im Jahr zu unseren Gottesdiensten kommen. Nach der Messe bleiben sie zwei bis vier Stunden und wir diskutieren über alles Mögliche. Umgekehrt besuchen wir auch die orthodoxen Gottesdienste. Gestern bin ich von einwöchigen Studientagen zurückgekommen, wo Katecheten aus der orthodoxen, katholischen und evangelischen Kirche zusammenkamen. Das sind sicher nur erste kleine Schritte, aber sie sind verheißungsvoll. Wenn wir die Reden des Heiligen Vaters lesen und über die Probleme sprechen, die er in seiner Rede in Regensburg 2006 angesprochen hat, dann sehen wir, wie wichtig es ist, dass der Mensch Vernunft *und* Glauben hat. Im Westen, so glaube ich, wurde zu sehr die Vernunft betont, im Osten vielleicht zu sehr das Herz. Darum habe ich das eben auch so stark hervorgehoben.

*Dr. Miloš Raban:*

Ich leite ein Internationales Zentrum zur geistlichen Erneuerung in Hejnice in der Tschechischen Republik. Sie haben gesagt, Herr Erz-

bischof, dass wir eine gemeinsame Kommission bzw. Kongregation von Katholiken und Orthodoxen brauchen. Das ist schön gedacht, aber sind wir schon soweit? Ich denke an das Ostkirchenrecht, das es seit fünfzehn Jahren in der römisch-katholischen Kirche gibt. Für mich ist es für etwas ziemlich Ausgewogenes. Wie steht aber die serbisch-orthodoxe Kirche zu diesem Ostkirchenrecht? Würde sie es akzeptieren?

*Erzbischof Stanislav Hočevar SDB:*

Es ist nicht so einfach darzulegen, was die serbisch-orthodoxe Kirche oder eine andere Kirche des Ostens hierzu sagt. Wie Sie sicher wissen, ist Seine Heiligkeit Patriarch Pavle I.<sup>4</sup> schon mehr als ein Jahr krank, und darum ist es auch nicht möglich, dass die Heilige Synode oder alle Bischöfe zusammenkommen und wichtige Entscheidungen treffen. Es ist auch nicht so wichtig, ob eine einzelne Kirche wie die serbisch-orthodoxe Kirche sich äußert. Viel wichtiger ist es, dass die orthodoxen Geistlichen und überhaupt alle Geistlichen, auch die katholischen, eine gute und breite theologische Ausbildung haben. Das ist die entscheidende Grundlage für einen fruchtbaren Dialog über alle offenen Fragen.

*Dr. Hans-Joachim Härtel:*

Ich bin Slawist und Theologe und möchte auf folgendes Phänomen hinweisen, das ich im Anschluss an Archimandrit Irenäus Totzke OSB von Niederaltaich eine Osmose nennen möchte. Erstens: Wenn man sich einmal religiöse Veröffentlichungen in Deutschland anschaut, werden sie oft mit Ikonen – dabei handelt es sich überwiegend um russische Ikonen – illustriert. Zweitens: Im Westen erwacht das Interesse am orthodoxen Kirchengesang, nicht nur am russischen, der bekanntlich sehr westlich geprägt ist, sondern vor allem am byzantinischen. Der byzantinische Kirchengesang ist für uns nicht so ohne Weiteres eingänglich. Drittens gibt es gewisse Interessen – heute redet man ja viel von Spiritualität – und man greift da sehr oft auf orthodoxe Autoren zurück. Und schließlich gibt es auch eine gewisse Sehnsucht nach dem Berg Athos,

---

4 Patriarch Pavle I. (geb. 1914) ist aus Krankheitsgründen de facto kaum mehr in der Lage, sein Amt auszuüben. Vgl. dazu auch Kolundžić (wie Anm. 2, oben S. 83), S. 297.



über den sehr viel geschrieben worden ist. Das alles möchte ich mit diesem Begriff Osmose umschreiben. Das ist vielleicht noch ein schwacher Anfang, aber es kann sich daraus doch Einiges entwickeln. In München wirkt das Ganze schon recht nachhaltig. Ich selbst habe in meinem Leben in der norddeutschen Diaspora, in der ich aufgewachsen bin, gespürt, dass es von einer Kälte zwischen Katholiken und Protestanten nach und nach zu einer sehr fruchtbaren Zusammenarbeit gekommen ist, und glaube daher auch, dass diese Osmose seitens der östlichen Christen, die sich gewissermaßen providenziell durch die Immigranten entwickelt hat, die zu uns gekommen sind, für unser westliches Christentum sehr fruchtbar ist.

*Carol Lupu:*

Vielen Dank für diesen Beitrag, der ja das Zeugnis ablegt darüber, wie Ost und West im Westen zusammenkommen. Aber vielleicht gibt es doch noch ein paar mehr konfrontative Wortmeldungen?

*Prälat Dr. Marian Subocz:*

Mein Name ist Marian Subocz, ich bin Direktor der Caritas Polen. Ich wollte etwas zu Ihren Ausführungen, Frau Gräfin Thun, bemerken, denn nach meinem Empfinden kam darin die Rolle, die die Kirche heute in Polen spielt, etwas zu kurz. Ich weiß nicht, ob Sie in Polen leben oder im Ausland. Wir hatten praktisch, wie Sie selbst gesagt haben, 50 Jahre keine Freiheit – also das Gegenteil von Westeuropa, wo die Menschen frei waren und sich überall engagieren konnten. Sie wissen sicher auch, dass die Kirche in dieser Zeit keine Bücher drucken durfte und es auch keine freie Presse gab. Die Laien haben sich nicht sehr hervorgetan, weil es für sie sehr gefährlich war; meistens haben sich die Priester um alles gekümmert. Nach der Wende hat sich da sehr viel verändert. Vor allem darf die katholische Kirche in Polen jetzt auch karitativ arbeiten.

Wenn Sie einmal auf [www.caritas.pl](http://www.caritas.pl) gehen, werden Sie sehen, dass die Kirche in Polen und die Laien zwei Millionen notleidenden Polen helfen. Die polnische Caritas kümmert sich um 350.000 arme Kinder. In Polen gibt es fast in jeder Pfarrei Pfarrgemeinderäte, in denen Laien arbeiten. Sie wissen vielleicht auch, dass wir Programme haben, die wir

zusammen mit orthodoxen und evangelischen Christen durchführen. Dies sind nur einige Hinweise auf unser Engagement, die ich beispielhaft nennen möchte.

*Gräfin Róza Thun:*

Das ist mir natürlich alles bekannt, auch wenn ich oft in Deutschland bin. Ich wollte nicht zu sehr über die Organisation des Landes, über die Gesetze und die übrigen inneren Veränderungen seit der Wende sprechen. Begriffe wie Zusammengehörigkeitsgefühl, Miteinander und religiöse Praxis sind selbstverständlich sehr wichtig, gerade auch in Polen, wo die Kirchen noch voll sind. Aber wenn wir Nächstenliebe praktizieren, dann muss sie sich auch in der sozialen Ordnung des Landes spiegeln.

*Erzbischof Stanislav Hočevár SDB:*

Ich möchte auch etwas dazu bemerken. Wie Sie sicher wissen, haben die ehemaligen Kommunisten nach der Wende oft auch die andere Macht, nämlich die ökonomische Macht, an sich gebracht. Viele Gesetze werden daher auch von Atheisten gemacht, der Einfluss der Christen ist leider gering.

*Carol Lupu:*

Das ist jetzt ein ganz interessantes Phänomen. Wir haben ja vorher gehört, dass der Kommunismus für vieles in der Vergangenheit die Schuld trägt. Ganz offensichtlich gilt es aber auch für Fehlentwicklungen in den Jahren nach der Wende.

*Gräfin Róza Thun:*

Es ist aber – und das möchte ich betonen – nicht wichtig, wer schuld ist, sondern es ist wichtig, was wir machen wollen, wie wir uns in der Politik, in NGOs, in der Organisation der Zivilgesellschaft, in der Kirche engagieren wollen. Wichtig ist dieser Blick in die Zukunft.

*Pater Franjo Topić:*

Ich komme aus Sarajewo, habe bereits mit Bischof Hočevár über unser Thema diskutiert und möchte nun Frau Gräfin Thun ansprechen, und

zwar jetzt nicht im Blick auf die Diskussion über Polen, sondern allgemein. Was bedeutet Ihrer Meinung nach der Kommunismus für die jetzige junge Generation und für die Zukunft? Ich teile Ihre Meinung, dass die jungen Leute sich überhaupt nicht vorstellen können, wie das Leben im Kommunismus gewesen ist.

*Gräfin Róza Thun:*

Was mich persönlich immer sehr beschäftigt, ist die Wende, was sie wirklich bedeutet hat, und nicht so sehr die Frage, wer dafür verantwortlich ist, dass nicht alles so gelaufen ist, wie es sich die Menschen vorgestellt haben. Ich kann natürlich in erster Linie nur von Polen sprechen, aber so ganz anders sieht es in den anderen Ländern ja auch nicht aus. Schuld sind meistens die „anderen“, immer irgendwelche Leute, die etwas über die Köpfe der Menschen hinweg entscheiden. Aber eigentlich sollte das nicht so sein! Demokratie, das sind wir! Wenn sich dennoch die Postkommunisten wieder an die Spitze der Gesellschaft setzen, ist das schon eine Gefahr, aber wenn wir als Demokraten uns durchsetzen, können wir da durchkommen.

Wir sprechen heute viel über Europa. Europa sind wir, das bin ich! Und hier liegt, glaube ich, auch eine wichtige Rolle der Kirche in der Zukunft: Die Kirche muss die Menschen ermutigen, aus christlicher Überzeugung heraus in der Gesellschaft aktiv zu werden. Es wundert mich häufig, warum sich die Bürger in so einem katholischen Land wie Polen selbst nicht ernst nehmen und dass sie sich so wenig – viel zu wenig – im öffentlichen Leben engagieren. Die Wahlbeteiligung ist sehr niedrig. Nichtregierungsorganisationen spielen kaum eine Rolle – das muss sich ändern

*Carol Lupu:*

Aber wie wollen Sie das machen?

*Gräfin Róza Thun:*

Durch Veranstaltungen in der Art wie die heutige Konferenz. Wenn Christen ihren Einsatz für die Gesellschaft ernst nehmen, müssen sie sich einmischen, wo es notwendig ist.

*Pater Eugen Hillengass SJ:*

Vorhin klang an, hier gehe es um eine innerpolnische Diskussion. Das glaube ich nicht. Denn es wäre nicht schwierig, eine ganze Reihe von anderen Ländern anzuführen, die sich in einer ähnlichen Situation befanden und immer noch befinden. Man darf das nicht auf einen einzelnen Staat oder ein einzelnes Volk reduzieren.

Im Dialog zwischen Ihnen, Frau Gräfin, und Prälat Subocz ist mir noch etwas aufgefallen. Auf der einen Seite wurde ein Bild gezeichnet, auf dem sich viele Dinge sehr gut entwickelt haben, nämlich bei der polnischen Caritas. Auf der anderen Seite hatten Sie – und vielleicht war das gar nicht so ganz unbewusst – gesagt, „die Kirchen in Polen sind noch voll“. Ich bin über das Wort „noch“ gestolpert. Was meinen Sie damit? Glauben Sie, dass wir in eine Entwicklung hineinkommen, die unter Umständen die Tendenz zum Sich-Abschließen der Kirche nach sich ziehen könnte? Damit unsere Kirchen voll bleiben – und ich führe den Gedanken jetzt einfach mal weiter –, sollten wir es mit Europa und Globalisierung und so weiter nicht übertreiben. Oder habe ich Sie da missverstanden?

*Gräfin Róza Thun:*

Es stimmt auch für Polen, dass die Kirchen leerer werden, auch unter den Jugendlichen sind bestimmt weniger Kirchgänger als in meiner Generation oder der meiner Eltern. Vielleicht sind wir keine sehr durchschnittliche Familie, denn wir sind alle sehr engagiert, sei es für Europa, sei es für die Kirche, sei es für eine soziale Organisation. Ich habe es mit jungen Leuten zu tun, die, wenn sie in die Kirche gehen, sich mit ihr identifizieren – das ist dann, würde ich sagen, ernsthafter als zu meiner Zeit. Es ist eine bewusste Entscheidung mit Folgen. Es kann sein, dass wir in einer Zeit leben, in der gewisse Traditionen eine geringere Rolle spielen als früher oder sich langsam Einstellungen zu Traditionen verändern. Bewusst katholisch zu sein, das verlangt von einem sehr viel. Vielleicht wollen wir nicht alle das Ganze mit allen damit verbundenen Verpflichtungen auf uns nehmen. Ich würde aber lieber noch nicht von einer Krise in der Kirche sprechen, sondern davon, dass wir durch eine Zeit großer Veränderungen gehen und uns über unsere Identität klar sein müssen. Die Identität hat sehr viele Facetten und Elemente. Nach und nach verändert sich die Gesellschaft und damit auch unsere Einstellung zur

Kirche, zu unserem Leben, zur Beziehung untereinander. Wichtig dabei ist aber, dass wir in der veränderten gesellschaftlichen Ordnung in Europa nach den Werten, die vom Christentum geprägt sind, leben. Und da können wir praktizierende Polen von Ihnen hier im Westen viel lernen.

*Carol Lupu:*

Vielen Dank! Mit Blick auf die Uhr bitte ich um kurze Fragen und ebenso kurze Antworten.

*Erzdiakon Zoran Andrić:*

Ich bin als Erzdiakon in der Serbischen Orthodoxen Gemeinde in München tätig. Lieber Herr Bischof Hočevar, ich bin beeindruckt und fasziniert von Ihrer Sicht der Entwicklung in unserer gemeinsamen Heimat. Sie sind – das sage ich ganz ehrlich – für mich ein wirklicher Pontifex, ein Brückenbauer, denn Ihr Szenario für ein ökumenisches Gespräch ist zukunftsweisend. In Ihrem Geschichtsabriss haben Sie etwas Wichtiges erwähnt, nämlich die Rolle der ideologischen Geschichtsschreibung. Wie wirkt sich diese heute in Serbien aus? Und wie verhält sich das politische Establishment im Dialog zwischen Orthodoxen und Katholiken – wirkt es verbindend oder vergrößert es die leider immer noch bestehenden Spannungen?

*Erzbischof Stanislav Hočevar SDB:*

Wenn ich Sie richtig verstanden habe, geht es Ihnen um die heutige Situation. Wie Sie wissen, leidet Serbien im Moment unter vielen Erschütterungen. Viele Probleme in Staat, Gesellschaft und Kirche sind noch nicht gelöst. So hat gestern ein Bischof der orthodoxen Kirche gesagt: „Wie lange wird es noch dauern, dass die Kirche ohne Oberhaupt ist?“ – denn Patriarch Pavle I. ist ja leider sehr krank und kann sein Amt nicht ausüben.

Gerade weil die Situation so unsicher ist, muss das serbische Volk versuchen, aus sich heraus Lösungen zu finden. Der Dialog muss noch mehr gefördert werden, auch wenn manche Leute in der Gesellschaft das nicht so gerne sehen. Wir sollten ein bisschen mehr Optimismus in Bezug auf die Ökumene haben, denn im Moment macht sich eher Pessimismus breit. Trotzdem glaube ich, dass es möglich ist, in dieser Richtung erfolgreich voranzukommen.

*Carol Lupu:*

Dazu möchte ich kurz aus persönlicher Erfahrung etwas bemerken. Ich war mehrmals bei Erzbischof Hočevár zu Gast und habe erlebt, wie freundschaftlich das Verhältnis des orthodoxen Bischofs Irinej von Novi Sad zu ihm ist. Erzbischof Hočevárs Einsatz für die Ökumene kann man gar nicht genug würdigen.

*Pfarrer Gaspar Fronc:*

Ich komme aus der Slowakei und möchte gerne etwas zum Thema „unsere Kirchen sind noch voll“ sagen. Unsere slowakischen Kirchen sind zwar auch noch voll, aber die Globalisierung macht sich natürlich schon bemerkbar. Internet, Fernsehen und all die anderen modernen Einflüsse führen in der jungen Generation zu Identitätsverlusten, auch im religiösen Bereich. Die Kinder verlieren auf Dauer nicht nur kirchliche Werte, sondern auch humane. Wie können wir eine neue Identität schaffen, die auch Religion, Nation und Staat, eben alle wichtigen Werte, umfasst?

*Gräfin Róza Thun:*

Wenn ich dazu in einem Satz etwas sagen dürfte, dann würde ich sagen: Die nächste Generation hört uns weniger, als dass sie uns sieht. Die jungen Menschen schauen, wie wir miteinander leben, wie wir uns respektieren mit allen Unterschieden, wie wir Nächstenliebe praktizieren. Sie beobachten uns und sehen, wie wir leben – das ist das Einzige, was wir ihnen geben können: anständig und glaubwürdig zu leben.

*Erzbischof Stanislav Hočevár SDB:*

Es gibt sicher eine Krise, damit aber auch eine Chance. Für uns ist es sehr wichtig, authentisch unser christliches Leben zu leben – nichts anderes. Wenn wir jetzt ganz authentisch leben, werden die neuen Generationen wiederum entdecken, was Christentum bedeutet. Und das ist die Zukunft.

*Carol Lupu:*

Zwei sehr unterschiedliche Referate und, so kann man sagen, das gleiche Schlusswort. Vielen Dank für Ihr Mitwirken!

## **Einführung in den zweiten Kongresstag**

Der gestrige Eröffnungstag brachte uns als wesentlichen Impuls zunächst die Standortbestimmung durch Erzbischof Reinhard Marx unter Berufung auf Papst Johannes Paul II.: Ihm ging es um die Rechte der Völker in ihrer unverwechselbaren Besonderheit, in ihrer Prägung vor allem auch durch ihr religiöses Erbe.

Die beiden Einführungsvorträge haben von ganz verschiedenen Ausgangspunkten Wege gesucht und gezeigt, die Besonderheit der nationalen Erfahrung in ein neues Ganzes – Europa – einzubringen.

Am Vortrag von Roza Gräfin Thun wurde deutlich, wie der Einsatz der Dissidenten für die Freiheit des einzelnen Menschen mit dem Ziel der Freiheit der ganzen Nation übereinstimmte und wie beides für diese Generation ganz selbstverständlich in die Zukunftsvision eines in Freiheit und Gerechtigkeit neu verbundenen Europas mündete – ein Erbe, das sich freilich neue Generationen auf ihre eigene Weise wieder zu eigen machen müssen. Die Reflexionen von Erzbischof Hočevár haben aus der Geschichte die ausgeprägten Besonderheiten Südosteuropas herausgearbeitet. Einer seiner Kernsätze hat das Spannungsverhältnis, das dort tiefe Bruchstellen entstehen ließ, unterstrichen, aber auch die Zugehörigkeit zum größeren Ganzen Europas hoffnungsvoll betont: Der Südosten darf nie wieder so scharf von den übrigen Teilen Europas getrennt werden, wie er es jahrhundertlang war, er darf aber auch nie wieder allein anhand von westlichen Kriterien interpretiert werden.

Die anschließende Diskussion hat viele drängende Fragen vor allem nach der Rolle der Christen in diesen Prozessen deutlich werden lassen.

Sie zeigte aber auch die große Komplexität des Themas. Diese Komplexität ruft nach einer Analyse, begrifflich, historisch, systematisch, und im besonderen auf die Renovabis am Herzen liegenden Regionen Mittel-, Ost- und Südosteuropa bezogen, durchaus aber im Vergleich mit anderen Beispielen. Diese Aufgabe stellt sich der Kongress am heutigen zweiten Tag, dem eigentlichen Arbeitstag.

Dazu gehört vor allem das Hauptreferat von Professor Dr. Thomas Bremer, der über „Konfession und Nation in Mittel- und Osteuropa“ sprechen wird, gefolgt von einem Podium mit weiteren Gästen aus Ost und West in Europa.

Es ist mir eine Freude, Herrn Professor Bremer nicht nur als Redner, sondern als Freund und Berater von Renovabis über viele Jahre hinweg zu begrüßen. Die meisten von Ihnen werden ihn gut kennen: Er ist Professor für Ökumenische Theologie und Friedensforschung an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

Die Arbeitskreise heute nachmittag werden vielfältige Gelegenheit bieten, die Kongressthematik an zahlreichen einzelnen Beispielen zu diskutieren.



Prof. Dr. Thomas Bremer, Münster

## Konfession und Nation in Mittel- und Osteuropa

Der Titel meines Vortrags enthält vier Begriffe, nämlich „Konfession“, „Nation“, „Mitteleuropa“ und „Osteuropa“, die allesamt äußerst schwierig und problematisch sind und einer genaueren Untersuchung bedürften. Das kann ich hier natürlich nicht leisten, und ich will mir die Aufgabe daher etwas vereinfachen, indem ich den Begriff „Mittel- und Osteuropa“ im Sinne von Renovabis verstehe, nämlich als die Länder Europas und Zentralasiens, die Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre ihre sozialistischen Herrschaftssysteme abgelegt haben; die meisten haben inzwischen eine demokratische Entwicklung eingeschlagen. Es gibt eine gewichtige Ausnahme, ein Land, das heute nicht mehr existiert, das unter einem sozialistischen Regime lebte und das dennoch hier nicht Beachtung findet, nämlich die DDR.

Etwas komplizierter ist es mit dem zweiten Begriff, nämlich dem der „Konfession“. Er entstammt in dem Sinne, in dem er hier verwendet wird, eigentlich erst dem 19. Jahrhundert, hat aber seine Wurzeln in der Zeit der Reformation. Die Kirchen im Westen unterschieden sich in ihrem Bekenntnis, und das Augsburger Bekenntnis, die Confessio Augustana, gilt für die Lutheraner als die wichtigste Bekenntnisschrift, in der die Grundlagen ihres Glaubens festgeschrieben sind und auf die die Pastorinnen und Pastoren bis heute ordiniert werden; ähnlich ist es mit dem Heidelberger Bekenntnis für die Reformierten. Viele christliche Religionsgemeinschaften, darunter die katholische und die orthodoxe, werden zwar auch manchmal Konfession genannt, verstehen sich



selbst aber nicht als solche, sondern beanspruchen für sich die Bezeichnung „Kirche“; die sie anderen aber nicht zuerkennen; entsprechende Erklärungen der katholischen Kirche haben in den letzten Jahren mehrfach für Aufsehen gesorgt. In meinem Vortrag werde ich beide Begriffe, Konfession und Kirche, parallel verwenden. Wichtig ist noch darauf hinzuweisen, dass „Konfession“ wie auch „Kirche“ christliche Bezeichnungen sind. In der Region, die uns interessiert, spielen historisch auch andere Religionen als das Christentum eine Rolle, vor allem das Judentum und der Islam. Sie sind als Religionsgemeinschaften zu bezeichnen: Gruppen von Menschen, die sich durch eine gemeinsame Religionszugehörigkeit zueinander zugehörig fühlen. Wir werden sehen, wie weit das auch für das Christentum eine Rolle spielt.

Der sicher schwierigste Begriff von den im Titel genannten ist der der Nation. Deswegen will ich ihn in einem ersten Teil meines Vortrags ausführlicher in seiner Herkunft und in seinem Verständnis behandeln. In einem zweiten Teil will ich dann darstellen, ob und wie man die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation im mittel- und osteuropäischen Bereich und auch darüber hinaus mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten „Konfession“ korrelieren kann, ob es also einen Zusammenhang zwischen beiden gibt und wie er aussieht. Einige Schlussbemerkungen sollen am Ende folgen.

## **Was ist eine Nation?**

Diejenigen, die im alten Jugoslawien gelebt haben, wissen, dass man dort zwei Staatsangehörigkeiten hatte, nämlich die jugoslawische und die der Republik, aus der man stammte, also noch die slowenische oder kroatische oder bosnische usw. Bei offiziellen Dokumenten und bei Volkszählungen wurde man darüber hinaus nach der Nationalität gefragt; deswegen wissen wir heute ziemlich genau, wie viele Menschen sich 1981 oder 1991 als Kroaten oder als Serben bezeichnet haben. Das Studium dieser Zahlen ist interessant, weil man daran auch die politische Entwicklung im Land bis zu seinem Zerfall ablesen kann. Die Tatsache, dass nach der letzten jugoslawischen Verfassung von 1974 die

Republiken wenigstens auf dem Papier so große Selbstständigkeit hatten, war ein wichtiges Argument dafür, dass die Selbstständigkeitserklärungen von Slowenien und Kroatien 1991 völkerrechtlich auf einer festen Grundlage standen. Jedenfalls unterschied man zwischen der Staatsangehörigkeit (oder eigentlich den Staatsangehörigkeiten) und der Nationalität.

In der früheren Sowjetunion war es ähnlich. Im sowjetischen Pass gab es den berühmten „fünften Punkt“, in dem die Nationalität ausgedrückt war. Man konnte als Sowjetbürger Russe sein, Ukrainer, Weißrusse oder einer der vielen anderen im Staat anerkannten Nationen angehören. Doch auch als Bürger der größten Sowjetrepublik, der russischen, war man nicht automatisch Russe, sondern konnte Angehöriger einer der anderen Nationen der UdSSR sein oder zu einer der zahlreichen Ethnien gehören, die es in Russland gab, also etwa Tatare oder Tschetschene. Die Größe des Landes und die zahlreichen Völker, die es gab, brachten diese Differenzierung mit sich. Allerdings hatte in beiden Staaten diese Unterscheidung nur theoretischen Sinn. Die Hymne der UdSSR formulierte bereits in ihren ersten Worten einen absurden Widerspruch: „Sojus neruschimyj respublik swobodnych“, so begann sie – „Unzerstörbare Union freier Republiken“. Wenn die Union unzerstörbar ist, dann sind die Republiken nicht frei. Doch waren solche Texte, Verfassungen und Hymnen, ja nicht geschrieben, um einer Rechtswirklichkeit Ausdruck zu verleihen.

Es gab also in den Vielvölkerstaaten durchaus ein Bewusstsein für den Unterschied zwischen Staatsangehörigkeit und Nationszugehörigkeit, auch wenn nicht verschwiegen werden soll, dass Angehörige einer „falschen“ Nation – Kroaten, Albaner, Ukrainer, Juden – diskriminiert werden konnten. Doch war der Sozialismus ja mit der Idee angetreten, nicht nur die Arbeiterklasse zu befreien, sondern auch die unterdrückten Nationen aus ihrem Kerker zu holen, sodass es zumindest theoretisch ein hohes Bewusstsein für die Bedeutung der Nationen gab.

Bei uns Deutschen ist dieses Bewusstsein nicht so entwickelt. Wir gehen oft automatisch davon aus, dass Staatsangehörigkeit und Nationalität zu-

sammenfallen. Erst in der Moderne gibt es Fälle, in denen es anders ist, und auch das ist für uns sehr gewöhnungsbedürftig. Wenn ein Ausländer einen deutschen Pass bekommt, etwa weil er ein guter Sportler ist und bei Wettkämpfen für Deutschland starten soll, so ist er Deutscher wie Sie und ich, hat alle Rechte, kann wählen und gewählt werden. Doch ändern solche Sportler ja nicht ihre Nationalität, also ihre Herkunft, Kultur, Muttersprache usw. Man ist also Ghanaer oder Ukrainer *und* zugleich Deutscher. Viel häufiger, aber weniger beachtet sind die Fälle von Türken oder Italienern oder vielen anderen, die einen deutschen Pass haben.

Wir merken also, dass es zwei Arten gibt, Deutschsein zu verstehen: Deutsche sind diejenigen, die einen deutschen Pass haben, ungeachtet ihrer tatsächlichen Herkunft. Und als Deutsche verstehen wir auch diejenigen Menschen, die sich als solche fühlen, auch wenn sie in anderen Ländern leben und Pässe anderer Staaten haben, also etwa die Deutschen in Russland, Rumänien und vielen anderen Ländern. Doch müssen wir ja auch die Deutschen in den USA oder in Australien dazu zählen, die dorthin ausgewandert sind, dort auch bleiben wollen, aber natürlich ebenso wenig ihre Herkunft ablegen können wie der ghanaische Fußballspieler oder der ukrainische Boxer die seine.

Traditionell ist das deutsche Nationenverständnis eines, das auf Abstammung beruht. Man ist Deutscher, wenn man von Deutschen abstammt. Damit wird insinuiert, dass alle Deutschen eine gemeinsame Herkunft hätten, dass sie also irgendwie blutsverwandt sind. Diese Vorstellung ist sachlich nicht richtig, sie ist ein soziales Konstrukt, das in den Köpfen existiert, etwas, das man sich vorstellt, aber keine Beschreibung einer biologischen Wirklichkeit. Wir Deutschen haben mit den Germanen des Tacitus kaum etwas zu tun, jedenfalls sind sie nicht unsere Vorfahren in dem Sinne, wie unsere Eltern und Großeltern unsere Vorfahren sind. Doch hat das Herkunftsmodell die Nationalitätsidee der Deutschen lange geprägt.

Es ist interessant, dass eine solche Vorstellung wie die von der Nation eine so große Wirkung entfalten kann. Benedict Anderson, der wohl bedeutendste Sozialwissenschaftler, der sich mit diesem Thema beschäftigt

hat, nennt eines seiner Bücher „Imagined Communities“, „Vorgestellte Gemeinschaften“.<sup>1</sup> Tatsächlich gibt es ja keine andere Gemeinschaft etwa zwischen den Deutschen als die, dass man glaubt, Deutscher zu sein und sozusagen dazu zu gehören. Man kennt ja die anderen Deutschen gar nicht, und es gibt keinen Raum, wo diese Gemeinschaft wirklich realisiert wird: Sie ist vorgestellt, man denkt sie sich nur. Und dennoch hat diese Vorstellung so massive Bedeutung, dass in der Geschichte, wie Anderson mit Recht schreibt, Millionen von Männern bereit waren, dafür zu sterben – für etwas, das nur in unseren Köpfen existiert!

Bislang haben wir vor allem von den Deutschen gesprochen; doch gibt es ja auch andere Konzepte der Verwirklichung des Begriffs der Nation. Es seien nur das französische Modell genannt, das bekanntlich zentralistisch organisiert ist und davon ausgeht, dass diejenigen, die dazugehören wollen, Sprache und Kultur der Titularnation annehmen. Ob dieses Konzept funktioniert, lässt sich angesichts der heutigen Situation in Frankreich hinterfragen. In den klassischen Einwandererstaaten wie den USA ist es sehr einfach, Amerikaner zu sein, und zwar nicht nur im Sinne der Staatsbürgerschaft, sondern auch im Sinne der Zugehörigkeit. Die USA sind vielleicht das deutlichste Beispiel dafür, dass Abstammung für das Verständnis von Nation kaum eine Rolle spielt. Man ist dann Amerikaner, wenn man sich als solcher fühlt und wenn man dazugehören will, und man wird dann auch als solcher akzeptiert.

Was aber ist dann eine Nation? Nach einer berühmten Definition von Ernest Renan aus dem Jahr 1882 ist die Existenz einer Nation ein „tägliches Plebiszit“, also der Wille, Nation zu sein. Renan beschreibt die Nation als „eine große Solidargemeinschaft, die durch das Gefühl für die Opfer gebildet wird, die erbracht wurden und die man noch zu erbringen bereit ist. Sie setzt eine Vergangenheit voraus und lässt sich dennoch in der Gegenwart durch ein greifbares Faktum zusammenfassen: die Zufriedenheit und den klar ausgedrückten Willen, das gemeinsame Leben fortzusetzen.“

---

1 Die deutsche Übersetzung ist unter dem Titel „Die Erfindung der Nation“ erschienen.

Diese Definition hebt darauf ab, dass sich Gemeinschaften als Nationen verstehen, die ein gemeinsames Narrativ haben, eine gemeinsame Erzählung. Von Bedeutung ist dabei häufig die Kategorie des „Opfers“: Für Nationen ist es wichtig, gemeinsam etwas erlitten zu haben, Mühen auf sich genommen, Opfer gebracht zu haben. In der Geschichte lässt sich deutlich beobachten, wie solche gemeinsamen Erzählungen entstehen, oder besser, wie sie gemacht werden. Im 19. Jahrhundert wurde der Zusammenhang zwischen den Deutschen und den Germanen der Antike konstruiert, und zwar einerseits angesichts des wachsenden Nationalbewusstseins der Deutschen, andererseits beeinflusst durch die romantischen Ideen, wie sie insbesondere Herder vertreten hatte. Wenn die Nation als Abstammungsgemeinschaft zu denken ist, dann lag es nahe, dass ein möglichst hohes Alter der Nation ihr auch einen hohen Grad an Würde verleiht. Wie solche Konstruktionen konkret entstehen, werden wir noch sehen.

Der Satz vom „täglichen Plebiszit“ legt aber auch nahe, dass Nationen keine ewig bestehenden Einheiten sind. Es gab lange Perioden in der Geschichte, in denen es keine Nation gab, und es ist sicher, dass es irgendwann einmal keine Nationen mehr geben wird, dass die Menschen sich nach anderen Kriterien einteilen und unterscheiden werden. Nation ist also nicht, wie man lange Zeit glaubte, etwas von vorneherein und immer, gleichsam natürlich Gegebenes, das man dann nur entdecken musste, sondern Nationen sind Konstruktionen, Vorstellungen im Kopf. Renan sagte in der gleichen Rede: „Die Nationen sind nichts Ewiges. Sie haben einmal angefangen, sie werden enden“; und er fährt sehr optimistisch fort: „Die europäische Konföderation wird sie wahrscheinlich ablösen.“ In der Europäischen Union von heute allerdings legt man wohl sehr bewusst Wert darauf, die Nationen nicht zu ersetzen, wohl aber den Nationalstaat weniger gewichtig zu sehen, als das traditionell der Fall war.

Die Endlichkeit und Geschichtlichkeit von Nationen ändert allerdings nichts daran, dass diese Vorstellung sehr große Wirkungskraft entfalten konnte und könnte. Der Nationalismus ist das Bestreben, für alle Angehörigen einer Nation einen gemeinsamen Staat entstehen zu lassen. In Regionen, in denen verschiedene Nationen miteinander sie-

deln, kann Nationalismus fatal sein, weil er das Recht auf einen eigenen Staat höher stellt als das der anderen auf den ihren. Die schrecklichen Erscheinungen der Neuzeit wie Völkermord und „ethnische Säuberungen“ sind Folge des Nationalismus – in vormodernen Zeiten, in denen man nicht in nationalen Kategorien dachte, waren Vertreibungen gewissermaßen nicht notwendig, weil die Herrscher ohnehin keine Gemeinsamkeiten mit den von ihnen beherrschten Menschen verspürten und keinesfalls das Gefühl hatten, mit ihnen zu einer Gruppe zu gehören. Daher waren gemeinsame Sprache oder die Vorstellung von gemeinsamer Abstammung auch völlig unnötig. Der berühmte Satz von Kaiser Wilhelm II. zu Beginn des Ersten Weltkriegs zeigt das deutlich: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“<sup>2</sup> – ein Herrscher des Absolutismus hätte so etwas nie sagen können, weil er sich nicht mit den Bauern, über die er herrschte, zu einer Nation zählte. Seinesgleichen waren nicht die anderen Bewohner seines Landes, sondern die Adelligen und Herrscher anderer Länder.

Zum Abschluss des ersten Teils sei noch etwas über die wechselnden Bedeutungen des Nationenbegriffs gesagt. Die mittelalterlichen Universitäten kannten „Nationen“, ähnlich wie übrigens die Konzilien jener Zeit, womit die Studenten nach den Gebieten ihrer Herkunft bezeichnet wurden, keineswegs aber noch ihrer Abstammung. Die Universität von Paris kannte vier Nationen, die Gallier (dazu gehörten aber auch Griechen und Spanier), die Normannen, die Picardier und die Engländer. Es ist klar, dass das nicht mit dem modernen Begriff übereinstimmt. Die älteste deutsche Universität, die von Prag, kannte die polnische, die böhmische, die bayerische und die sächsische Nation. Nach dieser Definition gehörten neben Hessen und Rheinländern auch die Westfalen zur bayerischen Nation.

Eine wichtige Entwicklung geschah mit der Französischen Revolution. Die Errungenschaften der Revolution betrafen die gesamte

---

2 Die ursprüngliche Fassung lautete: „Ich kenne keine Parteien und auch keine Konfessionen mehr; wir sind heute alle deutsche Brüder und nur noch deutsche Brüder.“ (Balkonrede am 1. August 1914, das bekanntere Zitat stammt aus der Thronrede am 4. August 1914)

Nation und sollten gegen die ehemals Herrschenden und gegen die Interessen der Stände verteidigt werden. Das war Aufgabe der ganzen „Nation“, des ganzen Staatsvolkes. Die Bindung zwischen Nation und Staat wurde hier betont, die sich etwa auch in der Entwicklung des Verständnisses von Militär ausdrückte: Jetzt gab es keine Söldner mehr, sondern es war eine „Ehrensache“, für die Nation zu kämpfen. Militärdienst wurde zu einer Sache aller, da alle die Nation zu verteidigen hatten. Kampf für eine andere Nation, eben das vorher völlig übliche Söldnerwesen, wurde nun als Verrat betrachtet.

Im 19. Jahrhundert entstand dann die bereits skizzierte Idee von der Nation, die sich in Deutschland mit seiner Kleinstaaterei anders artikuliert als etwa im traditionell zentralistischen Frankreich mit der Geschichte der Revolution oder in den Vielvölkerstaaten Mittel- und Osteuropas. Mit der Übernahme der Idee von der Nation fühlten sich die Bewohner des Habsburgerreiches plötzlich als Ungarn, Tschechen, Slowaken, Kroaten oder Rumänen und entwickelten ein Gefühl, wonach ihre Nation in der Monarchie nicht angemessen berücksichtigt würde.

Schließlich noch ein Hinweis auf die Unterschiede in den Sprachen: Das Deutsche verwendet neben Nation auch „Volk“, das allerdings auf gemeinsame Abstammung abhebt und die politische Selbstorganisation außer Acht lässt, die einer Nation ja eignet. Der englische Begriff „nation“ hat eine andere Bedeutung. Der amerikanische Präsident hat zu Beginn des Irak-Krieges mehrfach von der „Nation of Iraq“ gesprochen, also offenbar das Staatsvolk gemeint. Der Begriff „Vereinte Nationen“ ist eigentlich eine falsche oder wenigstens ungenaue Übersetzung aus dem Englischen, weil „United Nations“ die Staaten meint. Tatsächlich sind in der UNO ja auch nicht Nationen Mitglieder, sondern Staaten, und „Vereinte Staaten“ wäre eine viel bessere Übersetzung

## **Korrelation zwischen Religion und Nation**

Kommen wir zur Beziehung von Nation und religiöser Zugehörigkeit. Wir haben gesehen, dass Nationen etwas brauchen, das sie verbindet,



ein gemeinsames Narrativ, eine Erinnerung, eine Vorstellung. Wie Geschichte, Sprache oder Kultur kann auch die Religion ein homogenisierender Faktor sein, der ein Gefühl von Gemeinsamkeit vermittelt und so Gemeinschaft herstellt. Das muss aber nicht so sein. Einige Beispiele, an denen wir sehen können, wie unterschiedlich sich das Verhältnis zwischen beiden Phänomenen gestalten kann: Deutschland war in der Zeit der Blüte des nationalen Bewusstseins protestantisch geprägt; durch die Vorherrschaft Preußens gerieten die Katholiken in eine unterprivilegierte Position. Sie galten als potenzielle Vaterlandsverräter, weil sie in einem Konflikt dem Papst gegenüber eher loyal wären als dem deutschen Staat. Im Kulturkampf hatte dieser Konflikt seine konkrete Ausgestaltung. Heute ist es für das Deutschein unerheblich, ob man evangelisch, katholisch oder auch ohne Religion ist. Ähnlich verhält es sich mit den USA, wo es zwar wichtig ist, dass man religiös ist (und zwar christlich), doch wo inzwischen nicht mehr die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirche oder Konfession wichtig ist. Als John F. Kennedy 1960 Präsident wurde, war es eine nicht geringe Sensation, dass erstmals ein Katholik das Land führte – ähnlich wie es eine neue Seite in der amerikanischen Geschichte bedeutete, als Barack Obama die Wahl gewonnen hat.

Anders war es lange Zeit in den Niederlanden. Das reformierte Bekenntnis war das identitätsstiftende Moment gegenüber den Spaniern, und das berühmte Säulenmodell der niederländischen Gesellschaft ist eine Folge der Bedeutung, die der Calvinismus für das Nationalbewusstsein der Niederlande hat. Das lässt sich bei jedem Fußballspiel beobachten, wenn unsere nordwestlichen Nachbarn in orangener Farbe antreten – dasselbe Orange, das bei den danach benannten Orden in Nordirland eine so wichtige Rolle spielt. Schließlich seien noch solche Staaten genannt, in denen die Katholiken die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bilden. In Italien, Spanien oder Portugal ist es sozusagen selbstverständlich, dass man katholisch ist. Ein protestantischer Spanier ist kaum denkbar. Die Identität zwischen Konfession und Nation ist hier also von anderem Charakter, weil sie nicht in Abgrenzung gegen jemand anderen geschieht, sondern gleichsam in Selbstbestätigung.

Das wohl bekannteste und am häufigsten genannte Beispiel für den Zusammenhang zwischen katholischem Glauben und religiöser Zugehörigkeit ist Polen, das zusammen mit Kroatien und Irland zu den europäischen Staaten mit dem höchsten Grad an Religiosität gehört. Für die polnische Nation wurde die Religion, das Bekenntnis zum Katholizismus, bekanntlich vor allem in der Zeit der Teilungen, als es keinen polnischen Staat gab, zu einem wichtigen Unterscheidungsfaktor gegenüber den orthodoxen und protestantischen Nachbarn. Das hat – ähnlich wie auch in Kroatien und Irland – dazu geführt, dass die jeweilige Nation immer in engem Zusammenhang mit dem religiösen Bekenntnis gesehen wurde. Wichtig ist, dass es in all den genannten Fällen einen Nachbarn gab, der sich in religiöser Hinsicht unterschied, eben die orthodoxen Serben und die protestantischen Engländer bzw. Schotten. Für die Identität zwischen nationaler und religiöser Zugehörigkeit ist also die Abgrenzung gegenüber anderen ein wichtiger Faktor.

Bei den orthodoxen Kirchen im Osten und Südosten Europas finden wir eine andere Entwicklung vor. Hier sind zwei grundsätzlich unterschiedliche historische Abläufe zu unterscheiden: Die orthodoxe Kirche in Russland lebte, von einer Periode im Mittelalter abgesehen, immer in einem orthodox geprägten Staat. Auch wenn es Angehörige anderer Konfessionen und Religionen in den verschiedenen russischen Staaten gab, so war doch die Orthodoxie die Religion der Herrscher und die Staatsreligion – diese Beziehung hatte man im Byzantinischen Reich, von wo Russland ja das Christentum erhalten hat, mit „symphonia“ umschrieben. Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts also erlebte die russische Orthodoxie die staatliche Ordnung als Institution, wo sie ihren angemessenen Platz hatte. Sie unterstützte die Belange des Staates und wurde auch umgekehrt von diesem stark unterstützt. Man könnte die Haltung, die die russische Orthodoxie in diesem Zusammenhang entwickelt hat, als „imperial“ bezeichnen: Der russische Staat, der selbstverständlich als orthodox gesehen und verstanden wurde, war der Anknüpfungspunkt für die Kirche; in diesem Staat konnte es auch Nischen geben, in denen die Angehörigen anderer Religionen lebten. So konnten etwa die muslimischen Völker im Russischen Reich, also vor allem in Zentralasien oder im Kaukasus, ihre Religion bewahren, als

diese Gebiete zu Russland gelangt waren. Vereinzelt gab es auch Missionsversuche, doch nach deren Fehlschlagen konnte die russische Kirche den Islam tolerieren. Die Muslime waren oft unterprivilegiert, konnten aber ihre Religion leben.

Ganz anders war der Verlauf in Südosteuropa. Seit dem Mittelalter stand die dortige Orthodoxie unter osmanischer, und das heißt: unter islamischer Herrschaft. Für viele Jahrhunderte also konnte für die Kirchen im heutigen Griechenland, Bulgarien, Serbien und anderen Regionen der Staat keineswegs der Bezugspunkt sein, da er ja islamisch geprägt war und der Islam die Staatsreligion war. Das bedeutete nicht, dass die Christen verfolgt gewesen wären. Sie waren allerdings in finanzieller Hinsicht benachteiligt, weil sie die Kopfsteuer zu bezahlen hatten, und sie hatten nicht die Möglichkeit, im Staatsdienst Karriere zu machen; dazu mussten sie konvertieren. Wenn sie jedoch bereit waren, den Islam anzunehmen, dann konnten sie auch in die höchsten Ämter im Osmanischen Reich aufsteigen. Für die orthodoxen Christen bedeutete das also, dass sie sich nicht mit dem Staat identifizieren konnten, der ja nicht orthodox geprägt war. So kam es zu einer Identifizierung mit der Nation, die in der Regel als religiös definierte Sprachnation verstanden wurde. Griechisch zu sprechen und orthodox zu sein bedeutete dann die Zugehörigkeit zur griechischen Nation. So ist es auch zu verstehen, dass die orthodoxen Balkanvölker oft große Probleme mit Konnationalen haben, die eine andere Religion bekennen. In Griechenland ist das heute noch zu sehen etwa beim Umgang mit Zeugen Jehovas oder mit Katholiken (man denke an die Diskussion um den Eintrag der Religionszugehörigkeit in den Personalausweis), in Bulgarien waren die türkischstämmigen Pomaken oft Objekt von Benachteiligung und Diskriminierung, und die Beziehungen der Serben zu den muslimischen Südslawen sind nicht erst seit den Kriegen der neunziger Jahre sehr gespannt.

Diese Situation veränderte sich übrigens im 20. Jahrhundert, als einerseits die Balkanstaaten nach und nach selbstständig geworden waren und jetzt die mehrheitlich orthodoxen Gesellschaften auch in einem orthodoxen Staat leben konnten. Andererseits endete mit der Revolution von 1917 die Bevorzugung der Orthodoxie in Russland; sie

sollte erst gegen Ende des Jahrhunderts wieder in einem System leben können, das sie unterstützt. Für die Orthodoxie in Südosteuropa bedeutete das, dass Nation und Staat sehr stark miteinander identifiziert wurden, ähnlich wie wir das schon bei unseren katholischen Beispielen gesehen hatten. In Russland ist die orthodoxe Kirche nach meiner Ansicht diesbezüglich gerade dabei, sich von der historischen imperialen Ausrichtung auf eine nationale hin zu orientieren. Das hängt damit zusammen, dass erstmals in der Geschichte große Mengen von ethnischen Russen in anderen Staaten leben, in der Ukraine, im Baltikum oder in Zentralasien. Die russische orthodoxe Kirche entdeckt jetzt diese Menschen und bemüht sich, ihre Interessen zu vertreten. Das lässt sich sehr deutlich an einer Reihe kirchlicher Stellungnahmen erkennen, die in den letzten Jahren veröffentlicht wurden. In der russischen Orthodoxie findet also gerade ein Perspektivwechsel statt.

Wie verlaufen solche Identifizierungsprozesse zwischen einer Nation und einer Konfession? Es gibt keinen eindeutigen Ablauf, der für alle Fälle immer stimmen würde, aber es gibt doch eine Reihe von Gemeinsamkeiten. Voraussetzung dafür ist, dass ja auch die Geschichte immer eine Konstruktion ist. Versteht man die Nation als Erinnerungsgemeinschaft, dann muss es ein gemeinsames Narrativ geben, eine gemeinsame Geschichte, an die man sich erinnert und die möglichst weit zurückreichen soll. Daher liegt es nahe, dass Historiker eine bedeutende Rolle für einen solchen Prozess spielen. Es ist kein Zufall, dass im 19. Jahrhundert die Geschichtswissenschaft eine Blütezeit hatte und andere Phänomene, die man mit dem Nationalcharakter in Zusammenhang brachte, ebenfalls weitgehend erforscht wurden, etwa die Folklore, die Mythologie, die Sprache, die Volksliteratur. In Deutschland erforschten die Brüder Grimm in dieser Zeit die Sprache und die Märchen, die Romantik idealisierte das einfache, ungezwungene und unverdorbene Leben, das sich angeblich bei Bauern und einfachen Menschen bewahrt hatte, aus Arminius wurde (unhistorisch) Hermann und der Mythos der Hermannschlacht entstand und wurde gepflegt, und die germanischen Sagen fanden nicht nur auf der Opernbühne Interesse. In anderen Nationen war das nicht viel anders. Historiker, Archäologen, Dichter und Sprachforscher waren die Träger der nationalen Idee; also alles Intellektuelle

– eine Bewegung, die so sehr das Echte, Unverfälschte bei den einfachen Menschen suchte, wurde von einer sehr dünnen Schicht von Gebildeten getragen. Der berühmte tschechische Historiker und Nationalforscher Miroslav Hroch unterscheidet drei Phasen, eine erste ohne ein nationales Bewusstsein, in der es aber Interesse an der Vergangenheit, der Sprache etc. gibt, dann eine zweite, in der es Agitation für die Nation gibt, und die dritte, in der Nationalismus zu einem Massenphänomen wird und der Nationalstaat, das Ziel eines jeden Nationalismus, entstehen kann. Es zeigt sich, dass in den ersten beiden Phasen nur wenige Menschen aktiv sind, die versuchen, durch und für ihre Überzeugungen größere Massen zu mobilisieren.

Unter diesen Intellektuellen spielten Priester eine besondere Rolle. Sie waren gebildet, hatten in den (dörflichen) Gemeinschaften eine Autoritätsposition inne, hatten durch Beichte und Predigt praktisch zu jedem Mitglied der Gemeinschaft Zugang und sie waren zentral zu „steuern“, sie hatten dieselbe Ausbildung genossen und lasen dieselben Zeitschriften. Durch die Kirche gab es also ein Netz von Intellektuellen, die praktisch die gesamte Bevölkerung erreichen konnten. Die Kirche, aber auch staatliche Behörden haben sich das auf mannigfache Art und Weise zunutze gemacht.

Es gehören also mehrere Punkte dazu, damit es eine sehr enge Verbindung zwischen einer Nation und einer Konfession gibt: die Abgrenzung gegenüber einer anderen Gruppe mit einem anderen religiösen Bekenntnis, die Konstruktion einer eigenen Vergangenheit und die Vermittlung dieser Vorstellungen innerhalb dieser Gemeinschaft, bei der die entsprechende Kirche eine wichtige Rolle spielt.

Schließlich sei noch ein südosteuropäisches Beispiel aus dem Bereich des Islam genannt, das aber von großer Bedeutung ist: Die Bosniaken in Bosnien-Herzegowina sind eine junge Nation, an der man viele wichtige Elemente der Nationenbildung studieren kann. In der osmanischen Zeit konvertierten gerade in Bosnien viele Christen zum Islam. Nach dem Ende der türkischen Herrschaft versuchten die Österreicher, die Bosnien okkupiert hatten, die Idee einer gemeinsamen bosniakischen

Nation zu realisieren, was jedoch fehlschlug. Im jugoslawischen Königreich nach 1918 waren nur Serben, Kroaten und Slowenen als Nationen anerkannt; die Muslime in Bosnien wurden entweder als Serben oder als Kroaten betrachtet, und in der Umgangssprache nannte man sie häufig einfach „Türken“, obgleich sie ethnisch keine Türken waren, sondern Südslawen, und obgleich sie die Sprache verwendeten, die auch ihre katholischen und orthodoxen Nachbarn sprachen. Bei Volkszählungen hatten sich diese Menschen entweder als Serben oder als Kroaten zu identifizieren, wenn sie nicht eine neutrale Bezeichnung wie „Jugoslawen“ bevorzugten. Wegen der engen Verbindung des Kroatentums mit der katholischen Kirche und des Serbentums mit der Orthodoxie war diese Möglichkeit für viele der muslimischen Bewohner Bosniens nicht sonderlich attraktiv. Man kann sagen, dass viele von ihnen keine Nationalität hatten, dass sie national nicht festgelegt waren. Erst in der kommunistischen Zeit entstand die Idee, für sie eine eigene Nation zu bilden, die man mit einem religiösen Namen bezeichnete, nämlich dem der Muslime – ein merkwürdiger Vorgang in einem kommunistischen Staat! Man unterschied seit 1971 die Bezeichnung für die Angehörigen der Religion und die der Nation durch die Klein- oder Großschreibung des Anfangsbuchstabens: Ein „musliman“ war jemand, der den Islam bekannte, ein „Musliman“ war ein Angehöriger dieser neu geschaffenen Nation. So konnte also etwa ein staatlicher Funktionär sagen, er sei „Muslim“: Damit meinte er nicht seine Religionszugehörigkeit, die er als Kommunist ohnehin nicht hatte. Er brachte durch diesen Begriff zum Ausdruck, dass er der Nation der Muslime angehörte, also Nachkomme von Menschen war, die vor Jahrhunderten vom Christentum zum Islam konvertiert waren und die sich heute weder als Kroaten noch als Serben identifizieren lassen wollten. Während des Krieges in Bosnien-Herzegowina, im Jahr 1993, wurde beschlossen, die Bezeichnung „Muslime“ wegen ihrer Missverständlichkeit nicht mehr zu verwenden, sondern sich „Bosniaken“ zu nennen, auch wenn diese Bezeichnung ebenfalls eine Reihe von Problemen mit sich bringt. Die überwiegende Mehrheit der Bewohner Bosniens mit einem muslimischen Hintergrund bekennt sich heute zur bosniakischen Nation; durch den Krieg der neunziger Jahre ist dieser Trend eher noch verstärkt worden, den es jedoch vorher schon ohne Zweifel gab.

Am Beispiel der Bosniaken lassen sich einige Merkmale sehr deutlich sehen, die ich kurz zusammenfassen will:

1. Die Bosniaken sind eine sehr junge Nation; wir sind gleichsam Zeugen ihrer Entstehung. Das ändert aber natürlich nichts an der Tatsache, dass diese Nation existiert und dass sie die gleichen Rechte und Pflichten wie alle anderen, vermeintlich älteren Nationen haben.
2. Der bosniakischen Nation wurde oft vorgeworfen, sie sei „künstlich“. Das stimmt ohne Zweifel. Diese Nation ist „gemacht“ worden, sie ist nicht „natürlich“ entstanden, wie man das für andere Nationen angenommen hat. Wir haben aber gesehen, dass Nationen eigentlich überhaupt keine natürlichen Phänomene sind. In diesem Sinne sind auch Norweger, Belgier, Österreicher oder Australier „künstliche“ Nationen. Umgekehrt gibt es Nationen nicht, die es bei geringfügig anderem Verlauf der Geschichte sehr einfach hätte geben können. Die Dalmatiner sind heute Kroaten; es hat nicht viel gefehlt, und die Dalmatiner würden sich heute nicht als Kroaten definieren, sondern als eigene Nation.
3. Bei den Bosniaken ist der religiöse Bezug unübersehbar. Die Vorfahren der heutigen Bosniaken sind diejenigen Bewohner des Landes, die muslimisch waren und sich deswegen in die religiös, nämlich christlich definierten Nachbarnationen nicht einfügen konnten. Sie sind sozusagen die logische Konsequenz der engen Bindung von Serben und Kroaten an die orthodoxe bzw. katholische Kirche.

## **Schlussbemerkung**

Der Zusammenhang zwischen Nation und Konfession oder Kirche ist historisch gerade für die Erforschung der Religionsgemeinschaften und der Völker in Mittel- und Osteuropa ein Thema von großer Wichtigkeit; wir haben sonst in Europa keine Region, wo auf so engem Raum so viele Verschiedenheiten zusammen leben müssen, Verschiedenheiten in sprachlicher, ethnischer, historischer und eben auch religiöser Sicht. Die

Betroffenen haben unterschiedliche Weisen gefunden, damit umzugehen. Manchmal hatte das tragische Folgen, manchmal sind bewundernswerte Formen des friedlichen Zusammenlebens und der Anerkennung zustande gekommen. Für Forscher ist und bleibt die Frage nach dem Zusammenhang zwischen beiden Wirklichkeiten jedenfalls ein spannendes Thema.

Als Theologen und Menschen der Kirche können wir uns aber nicht nur mit der Erforschung der Vergangenheit zufrieden geben, sondern wir müssen auch überlegen, was die Erkenntnisse der historischen und sozialwissenschaftlichen Forschung für unsere Gegenwart bedeuten. Das wichtigste Ergebnis, so scheint mir, ist die Erkenntnis der geschichtlichen Bedingtheit und Begrenztheit der Nation. Nationen sind keine übernatürlichen und überhistorischen Phänomene, sondern sind menschliche Konstrukte. Natürlich wissen wir als Christinnen und Christen, dass vor Gott die nationale Zugehörigkeit nicht zählt. Doch haben wir uns, haben sich auch unsere Kirchen nicht immer entsprechend verhalten. Es genügt oft ein Blick in die Zeitung, um sich das immer wieder zu bestätigen. Wenn wir uns bewusst machen, wie zufällig die Entstehung der Nationen ist, dann müssen wir ihre Bedeutung erheblich einschränken. Das aber hat dann nicht nur Folgen für das kirchliche Verhalten in Mittel- und Osteuropa, sondern auch für die Gegenwart in unseren westlichen Gesellschaften; es hat dann Folgen für die Diskussion um Integration und Leitkultur, die eine ganz andere Akzentuierung bekommt, wenn man auch die eigene nationale Identität in den Grenzen sieht, die ich hier aufzuzeigen versucht habe.



## Konfession – Nation – Nationale Identität

Teilnehmer: Dr. Lilya Berezhnaya, Münster  
Prof. Dr. Thomas Bremer, Münster  
Weihbischof Donal McKeown, Belfast  
Bischof Dr. László Németh SVD, Zrenjanin

Moderation: Andrea Haagn, München

*Andrea Haagn:*

„Europa ist die einzige Chance, Frieden und Freiheit für die nachfolgenden Generationen zu erhalten.“ Das schreibt in seinem Grußwort zum Kongress der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Europa ist aber ebenso Arbeit, eine Arbeit, die auch hier geleistet wird. Zur Zeit, das heißt heute morgen, treffen sich in Avignon die Außenminister der EU, um über den Konflikt in Georgien zu beraten. Dabei werden sicherlich auch einige wichtige Thesen fallen bzw. man wird sich zusammenraufen müssen. Auch hier wird Arbeit geleistet. Ich möchte Ihnen in Kürze das Podium hier vorstellen und Sie dann anschließend auch einladen, mit uns zu diskutieren und Fragen an die Podiumsteilnehmer zu stellen. Noch ein paar Worte zu mir: Ich bin Mitarbeiterin des Sankt Michaelsbundes in München, beschäftige mich seit vielen Jahren mit Fragen des Dialogs zwischen den Konfessionen und freue mich daher, heute die Moderation übernehmen zu dürfen.

Dr. Lilya Berezhnaya ist in der Ukraine geboren, russische Staatsbürgerin und sitzt hier zu meiner Linken. Sie hat sich intensiv mit der Geschichte Osteuropas befasst, ist zur Zeit an der Universität Passau Lehrbeauftragte für Neuere und Neueste Geschichte Osteuropas und

begann ihr Studium just im historischen Jahr 1989 in Moskau. Herzlich willkommen!

Zu meiner Rechten sitzt Weihbischof Donal McKeown aus Belfast, geboren in Belfast, Nordirland. Er war viele Jahre Lehrer, dann Regens am Priesterseminar, hat 30 der letzten 40 bewegten Jahre in Belfast miterlebt und ist innerhalb der irischen Bischofskonferenz im Moment für Jugendpastoral und katholische Schulen zuständig. Herzlich willkommen!

Bischof Dr. László Németh ist der Diözesanbischof von Zrenjanin in Serbien. Ein Glückwunsch an ihn, denn heute auf den Tag genau vor zwei Monaten wurde Bischof Dr. László Németh zum Diözesanbischof geweiht!

Und Sie haben natürlich seinen Vortrag schon gehört: Professor Dr. Thomas Bremer, Professor für Ökumenik und Friedensforschung an der Universität Münster.

Schließlich möchte ich noch Dr. Johannes Oeldemann an unserer Seite begrüßen. Er nimmt als Anwalt des Publikums Ihre Fragen entgegen und wird sie gebündelt vortragen.

Wir haben im Vortrag von Professor Bremer Thesen gehört, die sicherlich alle beschäftigen. Ich möchte mit Frau Dr. Berezhnaya beginnen. Nation ist etwas Gemachtes, ist eine Vorstellung im Kopf. Wie adaptieren Sie für sich, für Ihren Umkreis, für Ihr Umfeld diese Thesen?

*Dr. Lilya Berezhnaya:*

Ich finde das Referat von Professor Bremer inspirierend. Eine kleine Bemerkung muss ich allerdings am Anfang machen. In der heutigen Ukraine besteht die gesetzliche Trennung von Staat und Kirche. In der ukrainischen Verfassung gibt es folgenden Artikel: „Jeder Bürger hat das Recht auf freie Weltanschauung und Religionsausübung sowie auf militärischen Ersatzdienst, wenn der Dienst an der Waffe der religiösen Überzeugung widerspricht.“ Weiter heißt es auch, dass keine Religion als obligatorische Staatsreligion vorgeschrieben werden darf. Es gibt in der Ukraine natürlich eine enge Verbindung zwischen Religion und Nation und gleichzeitig auch zwischen Konfessionen und dem Staat. Unsere Frage ist auch, worauf diese gründet. Diese enge Verbindung zwischen Religion und Nation ist das Produkt einer Identitätssuche im heutigen Osteuropa. Wenn wir mehrere Beispiele nehmen und nach-



sehen, wo der höchste Grad von Religiosität und gleichzeitig eine enge Verbindung zwischen Religion und Nation zu finden sind, so ist dies wohl in jenen Ländern, wo eine Abgrenzung gegenüber anderen zu erwarten ist. Diese Abgrenzung hat nicht nur mit Konfessionalisierung, sondern auch mit der Nationalisierung der Religion zu tun und mit der geographischen Lage dieser Länder. Dies unterscheidet auch das Verhältnis zwischen Religion und Nation im heutigen Russland und anderen Nationalstaaten. Aber innerhalb dieser Reihe von Grenzregionen und -zonen findet man auch Unterschiede. Wenn man das ukrainische Beispiel nimmt, bemerkt man, dass dieser Prozess der Nationenbildung bis heute nicht abgeschlossen ist. Es hat natürlich viel damit zu tun, dass beispielsweise im Vergleich zu Polen oder Kroatien die ukrainische Nation und der ukrainische Staat sehr jung sind. Seit dieser Position als unabhängiger ukrainischer Staat wurde die Prägung der nationalen Kirche sehr deutlich. Was haben diese zwei Punkte „Nationalstaat“ und „junger Nationalstaat“ mit Religion zu tun? Dies müsste allerdings in weiteren Gesprächen geklärt werden.

*Weihbischof Donal McKeown:*

Für Nordirland kann ich Folgendes sagen: Wir haben ja schon einen Waffenstillstand, aber mehr eben auch nicht. Ich habe neulich in einem ärmeren Viertel in der Stadtmitte von Belfast mit einem Pfarrer gesprochen. Er sagte, dass bei ihm in der Pfarrei die Lebenserwartung der Männer bei ungefähr 55 Jahren liegt. Dies ist niedriger als während des Krieges. Wenn wir in diesem Sinne von Frieden sprechen, kann man Frieden in einem bestimmten Sinn feststellen. Aber die Leute in ärmeren

Vierteln, die an Drogen, Alkohol, Depression und Selbstmord sterben, erfahren Frieden in diesem Sinne eigentlich nicht. Frieden ist auch politisch zu bestimmen. Frieden kann das, was Frieden heißt, halten. Also haben wir in diesem Sinne Frieden. Wir haben jahrzehntelang anderen Leuten gesagt „Kommt mal und besucht uns in Belfast!“ und es ist keiner gekommen. Jetzt, in den letzten paar Jahren, kommt jeder. Wir bekommen also Besuch und dadurch neues Leben, neue Gebäude, Investitionen usw. Wir haben viel mehr Hoffnung als in der Vergangenheit.

*Andrea Haagn:*

Aber Hoffnung zu geben ist ja auch Ihre Aufgabe. Gerade im Jugendbereich muss man Hoffnung auch ein- oder fortpflanzen. Die Menschen, die jetzt jung sind, bekommen ja etwas von den Eltern mit und daran muss auch gearbeitet werden. Wo sehen Sie in diesem Bereich die Aufgaben der Kirche?

*Weihbischof Donal McKeown:*

Solche Aufgaben müssen innerhalb der verschiedenen Kirchen, das heißt in den verschiedenen protestantischen Kirchen und in der katholischen Kirche, geleistet werden. Beispielsweise lebten bei uns im Ort, wo ich groß geworden bin, 4.000 Menschen. Es gab sowohl Katholiken als auch Protestanten, und während der Unruhen ist im Ort kein Mensch ums Leben gekommen. Das ist schon wichtig. Die eine Hälfte ist katholisch, die andere protestantisch, es gibt die katholische Pfarrei und acht protestantische Kirchen, wobei die reformierten Kirchen sehr zersplittert sind; dies verstärkt sich zur Zeit, denn unter dem Protestantismus im Allgemeinen und in den reformierten Kirchen gibt es die Gegenden, wo die Menschen sagen „Wir müssen Brücken bauen“, und es gibt andere, wo sie sich eher zurückziehen und der Meinung sind „Wir können uns selbst nur treu bleiben, wenn wir irgendwie unbefleckt bleiben und uns rein halten“. Bei den Katholiken haben wir eine ganz bestimmte Einstellung: In ihren Gegenden haben sie gesagt: „Wir armen Katholiken – ständig unterdrückt und arm dran, haben wir keine Freunde, und diese dummen Engländer“ usw. So wird eben gedacht, und man fragt sich wirklich, ob das hilfreich ist! Beispielsweise denken auch viele: „Wir armen Leute, wir sind nicht dafür verantwortlich, was wir ge-

macht haben. Wir mussten uns verteidigen.“ Nun besteht immer die Gefahr, dass diejenigen, die einmal arm waren und an die Macht kommen, das gleiche tun, was sie früher erlitten haben. Wir müssen irgendwie für Hoffnung sorgen, und zwar nicht nur, damit wir eines Tages an die Macht kommen, sondern damit wir eine neue Zukunft, eine neue Identität schaffen können. Für die protestantischen Kirchen ist das anders. Sie haben jahrhundertlang gehört: „Ihr seid besser – demographisch, wirtschaftlich und kulturell“. Wenn sie jetzt nicht mehr besser, größer und stärker sind, was für eine Identität werden sie dann haben? Ein Teil des Problems ist, wie man Hoffnung schaffen kann für Leute, die jetzt so viel an Selbstvertrauen verloren haben, während wir auf der katholischen Seite zu viel Selbstvertrauen entwickelt haben. Dies ist auch eine Gefahr.

*Andrea Haagn:*

Herr Bischof Dr. László Németh, seit zwei Monaten sind Sie Bischof. Was steht, Ihr Amt betreffend, auf Ihrer To-Do-Liste?

*Bischof Dr. László Németh SVD:*

Viele Wünsche und Träume, aber realistisch gesehen auf jeden Fall ganz einfach das Zuhören, Schauen, die Menschen und auch meine Diözese kennenzulernen. Ehrlich gesagt war ich bis zu meiner Ernennung physisch nie in meiner Diözese. Ich wurde in der Bačka geboren, was im ehemaligen Jugoslawien und im heutigen Serbien liegt. Als ich dann 1977 in die „Gemeinschaft des Wortes Gottes-Steyler Missionare“ eingetreten bin, habe ich das Land verlassen und bin erst vor zwei Monaten – also nach 31 Jahren – zurückgekehrt. Somit ist dies für mich auch eine neue Erfahrung. Auf der einen Seite lebt meine Familie weiterhin in Serbien in der Bačka und ich habe sie regelmäßig besucht. Somit hatte ich Kontakte mit dem Land, auch durch einen Mitbruder in Novi Sad. Auch war ich Provinzial der Steyler Missionare für Ungarn und Serbien. In diesem Sinne kenne ich auch kirchlich die Situation. Aber in Zrenjanin war ich das erste Mal nach meiner Ernennung. Deswegen ist es für mich ganz neu und ich habe mir vorgenommen, ein Jahr zuzuschauen, ganz einfach die Leute und die Situation besser kennenzulernen. Auf der anderen Seite ist es schon von Vorteil, dass ich nicht

dort aufgewachsen und noch durch keine persönlichen Beziehungen „belastet“ bin. Somit kann ich die Dinge ganz einfach anders sehen. Ein Freund von mir ist Spanier und Weihbischof in Madrid; er sagte mir, dass, wenn man Bischof wird, man zwei Dinge niemals erfahren würde. Das erste ist schlechtes Essen, da wir immer nur das Beste bekommen. Das zweite ist die Wahrheit, denn die Menschen werden einem nie (oder fast nie) mehr die Wahrheit sagen.

*Andrea Haagn:*

Herr Professor Bremer, wenn wir von Bruchstellen in Europa sprechen, dann ist es ja auch immer so, dass Religion auch als Ursache für Gewalt zu sehen ist. Inwiefern spielt dies eine Rolle?

*Prof. Dr. Thomas Bremer:*

Ich glaube, es hängt damit zusammen, dass Religion ambivalent sein kann. Ich glaube nicht, dass Religion grundsätzlich sozusagen aus sich heraus immer eine Ursache für Gewalt ist. Aber sie kann eben – das hat Erzbischof Hočevar ja gestern gesagt – missbraucht werden, wofür es eine ganze Reihe von Beispielen gibt. Wenn man heutzutage darüber spricht, dann ist das Erste, was in einer Diskussion genannt wird oder wovon man liest, immer das Beispiel Islam. Wenn wir auf Europa blicken, haben wir eine ganze Reihe von Fällen, die ganz unterschiedlich sind und die ja hier jetzt auch schon genannt worden sind wie beispielsweise der Krieg in Bosnien während der 1990er Jahre, die Konflikte in Nordirland und viele andere Situationen. Wenn wir in Deutschland von Nordirland sprechen, dann sprechen wir eigentlich von Katholiken und Protestanten als den Konfliktparteien. Das heißt, wir definieren diese beiden Gruppen in religiösen Kriterien, aber vermutlich – wenn ich Sie richtig verstanden habe – spielen andere Dinge eine viel größere Rolle, zum Beispiel wirtschaftliche Kategorien, historische Erfahrungen usw. Und dann würde ich sagen, ist das ein typisches Beispiel dafür, wo bei einer Problemlage und einem Konflikt der religiöse Unterschied zwischen den Gruppen dafür ausgenutzt worden ist und man sie dann eben sehr einfach mit dieser religiösen Bezeichnung skizziert. Aber das heißt nicht, dass die Leute in Nordirland über Papsttum, Abendmahl oder

ähnliches sprechen. Es ist also kein klassischer religiöser Konflikt in diesem Sinne, sondern sie identifizieren sich über diese Gruppen und tragen dann so ihren Konflikt aus.

*Dr. Johannes Oeldemann:*

Die ersten Wortmeldungen beziehen sich natürlich erst einmal auf den Vortrag von Professor Bremer. Eine erste Anfrage lautet, ob man von Nation wirklich als einem künstlichen Konstrukt sprechen könne. Dazu werden zwei Beobachtungen genannt. Zum einen würden sich in Australien und in den USA die Tschechen auch in der fünften Generation, das heißt auch die Kindeskinde der Ausgewanderten, mit ihren Ursprüngen verbunden fühlen. Und zum anderen: Wie sieht es aus mit den Basken und Bretonen in Frankreich; sind das auch künstliche Konstrukte oder welche Rolle spielt die Nation in diesem Zusammenhang?

Die zweite Wortmeldung bezieht sich auf die Rolle der Nation im sich vereinigenden Europa. Es wird einerseits die Entwicklung in der EU begrüßt, die Kooperation zwischen existierenden Staaten und Nationen zu fördern in dem Sinne, dass Vielfalt auch ein Reichtum ist. Aber es wird andererseits das Bestreben, Nationen aufzulösen, kritisiert.

*Prof. Dr. Thomas Bremer:*

Ich habe mir auch schon, bevor ich die Fragen gehört habe, das Stichwort „Baskenland“ notiert, auch weil ich Frau Dr. Antje Bräcker hier sehe, die in Münster zu dieser Frage und zu diesem Thema promoviert hat. Im spanischen Baskenland gab es und gibt es ja immer noch diesen großen Konflikt zwischen Spaniern und Basken. Sie alle sind katholisch und übertreffen sich sozusagen gegenseitig im Katholischsein und versuchen, noch bessere Katholiken zu sein. Und dann kann man natürlich die Religion nicht so für einen solchen Konflikt ausnutzen, wie man dies in anderen Kontexten kann, sondern muss eben auf andere Dinge wie zum Beispiel Sprache, Geschichte oder Aussagen wie „Wir sind etwas Besonderes“ oder „Wir sind ganz anders als die Spanier“ und ähnliches kommen.

Ich habe vorhin kurz gesagt, es gibt sehr viele unterschiedliche Situationen, die schwer miteinander zu vergleichen sind; beispielsweise Tschechen in der fünften Generation und andere Auswanderer in Australien und den USA. Daran sieht man es eigentlich sehr deutlich. Ich

bin jetzt Australier, lebe in Sydney, und vor fünf Generationen kamen meine Vorfahren aus Prag oder irgendwoher aus Böhmen. Und wenn es immer über die männliche Generation gegangen ist, habe ich vielleicht noch einen tschechischen Nachnamen, kann aber vermutlich kein Tschechisch oder nur ein paar Worte, meine Muttersprache ist also Englisch. Und ich habe irgendwo im Bewusstsein, dass meine Vorfahren irgendwo aus der Tschechoslowakei kamen, und vielleicht sind meine Großeltern – meine Eltern vielleicht nicht mehr – in die tschechische Gemeinde zur Kirche gegangen und ich gehe heute in eine englischsprachige Pfarrei. Wie kann man denn dann von mir sagen, dass ich Tscheche bin? Ich bin Tscheche, wenn ich mir dies denke und will. Eben deswegen sprach ich vorhin von einem sozialen Konstrukt beziehungsweise einer Vorstellung. Aber was hat ein Tscheche, der irgendwo in der Tschechischen Republik lebt, denn mit dem Tschechen in Sydney gemeinsam? Nichts, außer dem Gefühl des Letztgenannten, dass man irgendwie zusammengehört. Der Mann aus Australien kommt vielleicht sein ganzes Leben nie nach Prag und nie in die Tschechische Republik. Ich finde, gerade an einem solchen Beispiel kann man sehen, dass das künstlich und eine Idee ist, aber eben eine Idee, die sehr wirksam ist. Eine Idee, die dazu führt, dass ein Australier von sich glaubt oder von sich sagt: „Ich bin Tscheche.“ Das heißt also, es ist etwas, was dadurch sozusagen wirksam ist, und ich glaube, daran kann man das gut sehen.

Die zweite Sache: Ich kenne niemanden in der EU, der irgendwie die Idee hat, die Nationen aufzulösen, und ich glaube, dass die EU sehr deutlich sagt, dass nationale Werte und Traditionen erhalten bleiben sollen. Die Nationalstaaten sind nicht mehr so wichtig und das ist – glaube ich doch auch sagen zu können – eine Sache, die ganz positiv ist. Wir erfahren dies alle deutlich an ganz konkreten Dingen. Erinnern Sie sich bitte, wie es vor ein paar Jahren war, wenn man nach Italien oder Frankreich gefahren ist und das Geld immer wechseln bzw. umrechnen musste und es Grenzkontrollen gab. Zwar hat die Grenze nicht mehr diese Bedeutung, aber natürlich gibt es niemanden, der die Nationen auflösen will.

Letztlich würde ich auch nicht die Werte so eng an die Nationen binden, denn das hieße ja dann, die Werte sollen aufgelöst werden. Werte sind Werte, die wir haben und vertreten und gut finden und sie haben



nichts damit zu tun, ob wir nun zu einer Nation gehören oder nicht. Ich weiß nicht, ob Werte, die bestimmten Nationen zu eigen sind, so wichtig sind. Ich finde, die allgemeinen Werte sollten für alle Menschen gelten, und ich sehe nicht, dass die EU sie kaputt machen will.

*Weihbischof Donal McKeown:*

Der Name Paddy Ashdown wird Ihnen vielleicht bekannt sein. Er heißt jedoch nicht Paddy, sondern Richard oder William oder so ähnlich. Dies ist aber ein Beispiel für etwas sehr Wichtiges. Diejenigen, die sich in Nordirland nicht britisch fühlen, werden, wenn sie im Ausland sind, sofort zu Iren. Paddy Ashdown war Engländer, hatte aber Bekannte und Verwandte in Nordirland und hat des Öfteren Nordirland als englischer Soldat besucht, wo er sofort den Spitznamen Paddy erhielt. Heute werden fast alle Iren als „Paddies“ bezeichnet. Ebenso sieht man alle Iren, wenn sie im Ausland sind, als Katholiken, Atheisten, beziehungsweise als Nationalisten, egal was sie in Wirklichkeit zu Hause sind – nämlich Iren mit einem entsprechenden Stolz. Obgleich in Belfast die Wette gilt: „Bist Du katholisch oder protestantisch?“ „Ich bin Jude.“ „Egal, bist Du katholischer Jude oder protestantischer Jude?“ Dennoch, wenn Iren im Ausland sind, sind sie sehr stolz darauf, Iren zu sein, egal ob sie protestantischer oder katholischer Herkunft sind. Und Paddy Ashdown ist einfach ein Beispiel hierfür und der Spitzname für einen Halbiren.

*Bischof Dr. László Németh SVD:*

Ich möchte auch noch auf etwas anderes hinweisen, und zwar auf die anthropologische Grundlage. Was wir in der Theologie als Anthropologie bezeichnen, ist ganz einfach die Offenbarung, die aus der Bibel herauskommt und durch das theologische Denken entsteht. Danach braucht es einfach eine Zu- oder Angehörigkeit als Grundlage des Menschseins. In Mitteleuropa haben sich Nationen entwickelt, die die Gruppen zusammenhalten. Und dort, wo neue Nationen entstehen, ist



es, wie wir bereits gehört haben, sehr wichtig, eine Zugehörigkeit zu finden. Ob es nun Religion, Konfession oder ganz einfach die so genannte Nation sei, ist egal. Ich muss die Beschreibung in Frage stellen, dass die Nationalität ein künstliches Konstrukt ist. Sie ist sehr real und befindet sich nicht nur in den Köpfen der Menschen. Sie wurde von Menschen für andere ausgearbeitet und bedeutet etwas Reales im Leben. Sicherlich hat die Idee der nationalen Zugehörigkeit schon existiert, bevor wir Nationalstaaten gehabt haben. Beispielsweise zeigt dies die Geschichte von Ungarn oder Serbien ganz klar.

*Prof. Dr. Thomas Bremer:*

Ich weiß nicht, ob wir mit unseren Meinungen so weit auseinander liegen. Erstens zu dem, was Sie über die christliche Anthropologie gesagt haben: Hier möchte ich betonen, dass dies aus der christlich-jüdischen Tradition kommt und dass wir zunächst eben den Menschen als Individuum im Vordergrund stehen haben, der natürlich in verschiedener Hinsicht ein soziales Wesen ist. Aber ich glaube, dies darf nicht dazu führen – wie es manchmal ja geschieht –, dass man die Nation sozusagen heilig spricht und zu stark überbetont. Das zweite ist: Es ist sehr wichtig, dass sich die Dinge nicht widersprechen. Ich bleibe dabei, dass es im Prinzip künstlich gemacht ist, was man auch an vielen Beispielen sehen kann. Es ist dann trotzdem existent, und wir haben alle – jeder von uns, vermute ich – das Gefühl, dass wir zu einer Nation gehören, und für den einen ist Nation wichtig, für manch anderen sogar sehr wichtig. Es existiert, es ist etwas, was da ist, aber die Entstehung ist eben nicht gottgegeben beziehungsweise in der Natur oder in den Genen des Menschen vorgegeben, sondern etwas, was Menschen gemacht haben.

*Dr. Lilya Berezhnaya:*

Der Begriff „Nation“ existierte bereits im 19. Jahrhundert. Was bedeutet beispielsweise Nation in Polen oder in Ungarn? Es war lediglich Adel und mehr nicht. Bauern gehörten im Mittelalter oder in der frühen Neuzeit nicht zur Nation. Der Wechsel von Adelszugehörigkeit als Nation zum allgemeinen Verständnis von Nation jener Menschen, die in dem Land gewohnt und gemeinsame Werte geteilt haben, vollzog sich vielerorts erst im 19. Jahrhundert. Das Problem ist, dass in manchen

Ländern Ost- oder Ostmitteleuropas, wie beispielsweise in der Ukraine, diese Prozesse später stattgefunden haben. Das hat viel mit Globalisierung generell und mit der Modernisierung der Religion im Speziellen zu tun. Was wir also gerade hier in Ostmitteleuropa bzw. in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion sehen, ist die Tatsache, dass diese Prozesse mit der Nationalisierung der Religion und mit einer verspäteten Modernisierung und Technologisierung der Gesellschaft zusammenhängen. Und dies hat nichts mit dem Mittelalter zu tun, sondern es ist ein modernes Phänomen.

*Dr. Johannes Oeldemann:*

Ich möchte mit den Kommentaren beginnen, die sich auf die Begriffsklärung beziehen. Wir waren eben schon bei der Anthropologie gelandet. Herr Bischof Dr. László Németh, Sie sagen, der Mensch ist überhaupt ein Konstrukt aus Kultur und Geschichte, Nation genauso wie Religionsgemeinschaft. Hier wird also das Ineinander der verschiedenen Faktoren noch einmal betont. Dann wird nachgefragt, ob der Begriff „Volk“ wirklich nur in Deutschland üblich ist. Spricht man nicht auch anderswo davon, wenn zum Beispiel von „people“ die Rede ist, und wenn ja, welche Bedeutung hat dieser Begriff in anderen Regionen? Dann wird nach dem Verhältnis der Begriffe Nation und Vaterland gefragt. Es wird gefragt, welche Rolle die Sprache für das Nationsverständnis, für die Identität und das Gefühl der Zugehörigkeit spielt. Und es wird nach dem Begriff „Heimat“ und seiner Bedeutung in einer zunehmend globalisierten und vernetzten Welt gefragt. Alle Kommentare beziehen sich natürlich zunächst einmal auf den Vortrag von Professor Bremer, aber ich denke, auch die anderen werden ihre Position zu diesen Begriffen definieren können.

*Andrea Haagen:*

Herr Professor Bremer, ich bitte Sie um eine Klärung der Begriffe „Nation“, „Vaterland“ und „Heimat“ und deren Verhältnis zueinander.

*Prof. Dr. Thomas Bremer:*

Das kann ich jetzt natürlich nur für die deutsche Sprache sagen. Diese Begriffe changieren und ändern sich immer ein wenig. „Volk“ ist im Deutschen das Wort, das man für die als zusammengehörend empfunden

dene Bevölkerung oder die Bewohner verwendet, ohne dieses Element, das Nation hat, das eben eine politische, gesellschaftliche Organisation bezeichnet, in der man sich sozusagen als selbst-organisiert versteht. Bei „Vaterland“ habe ich sofort an diesen konstruierten Tschechen gedacht, der in der fünften Generation in Sydney lebt. Welches ist eigentlich dessen Vaterland? Sein Vater, sein Großvater und sein Urgroßvater sind in Australien geboren. Ist das dann sein Vaterland? Kann man ein australisches Vaterland haben, aber Tscheche sein und sich als solcher fühlen? Es handelt sich um einen Begriff, der heute vor allem in Zeiten von Migration und Veränderung immer schwieriger zu fassen ist. Es ist sehr einfach, wenn man beispielsweise in einem Land in irgendeinem Dorf geboren wird und dann dort bleibt und aufwächst. In diesem Fall kann man sehr einfach die Frage beantworten, was Heimat und was Vaterland ist, denn man ist immer dort gewesen. Aber bei Menschen, deren Eltern bereits eingewandert sind und dann beruflich erneut umziehen, wird es komplexer und schwieriger und diese einfachen Antworten greifen nicht mehr. Heimat ist etwas sehr Subjektives und etwas, was in sozialwissenschaftlichen Kriterien kaum zu fassen ist. Es ist dort, wo man sich daheim, zuhause und wohl fühlt und es kann ein Stadtviertel, eine Straße, ein Dorf oder eine größere Landschaft oder Gegend sein.

Bezüglich Sprache und Identität möchte ich Folgendes sagen: Es gibt gute Beispiele für beides. Natürlich hat Sprache oft mit Identität zu tun, einfach deswegen, weil man sich mit Menschen, die die gleiche Sprache sprechen, viel einfacher verständigen kann. Aber ein Gegenbeispiel hierzu wäre für mich die Schweiz. Die Schweizer haben ja ein sehr ausgeprägtes Nationalbewusstsein, aber keine gemeinsame Sprache, und oft gibt es wenigstens organisatorische Schwierigkeiten, beispielsweise dass Leute, die etwa in einer Pfarrei arbeiten, zwei oder drei der großen Sprachen des Landes sprechen sollten. Das heißt also, man kann sehr deutlich das Gefühl haben, zu einer Nation zu gehören, sich trotzdem auch mit den anderen in dieser Nation gemeinsam fühlen, obwohl man mit ihnen keine gemeinsame Sprache teilt. Umgekehrt gibt es zum Beispiel Südamerika, wo Spanisch als Sprache von vielen Nationen gesprochen wird. Sie unterscheiden sich in ihrem Bewusstsein deutlich voneinander. Spanisch ist somit die gemeinsame Sprache, jedoch bedeutet es nicht, dass diese Leute trotz des gemeinsamen Kulturraums auch das

gleiche Nationalitätsgefühl haben. Sprache kann, aber muss nicht unbedingt ein wichtiger Faktor dafür sein.

*Dr. Lilya Berezhnaya:*

Ich möchte kurz mein persönliches Beispiel nennen, das wahrscheinlich eine gute Illustration zu dem ist, was Professor Bremer gesagt hat. Ich wurde in der Ukraine geboren. Aufgrund des Verschwimmens der Begriffe ist die Frage, wo meine Heimat oder mein Vaterland ist, für mich immer kompliziert. Manchmal antworte ich: „Meine Heimat ist das Flugzeug beziehungsweise der Zug.“ Aber auf jeden Fall wurde ich in der Ukraine geboren und habe die ukrainische Staatsangehörigkeit erhalten. Nach dem Zerfall der Sowjetunion habe ich lange Zeit in Ungarn und in Deutschland gewohnt. Eine Beschreibung, die ich zuletzt von einem ukrainischen Publizisten gehört habe, gefällt mir sehr gut: Ihr zufolge bin ich eine kosmopolitische Ukrainerin. Dies ist zwar ein Widerspruch, aber in einer globalisierten Welt, wo es viel Wandel und Austausch gibt, ist es eben so.

*Andrea Haagn:*

Herr Bischof Némét, was fällt Ihnen zum Thema „Vaterland“ ein?

*Bischof Dr. László Némét SVD:*

Dies war für mich nie eine Frage, ich habe dieses Wort aus meinem Wörterbuch gestrichen. Ich habe das Land, in dem ich geboren wurde, als das Land meiner Staatsangehörigkeit angesehen und nicht als Vaterland. Das Gebiet, wo meine Eltern und Ahnen gelebt haben, war immer ein umstrittenes Gebiet, es gehörte für tausend Jahre zu Ungarn. Man sagt, dass vorher auch Slawen und andere dort waren.

Ich habe eine Heimat, die kulturell und religiös bedingt ist, und die religiösen Bedingungen sind sehr wichtig. Ich glaube, die Beschreibung „Volk“ ist für uns Christen traditionell sehr wichtig. In der Bibel und in der Offenbarung gibt es den Begriff „Nation“ nicht, wir haben das Volk Gottes, das Jesus in den Evangelien verkündet hat wie auch später die Apostel und das Neue Testament. Die Rede ist nicht von Nationen, sondern im Gegenteil – Paulus sagt: „Wir sind nicht mehr Juden, Griechen oder Römer, sondern wir sind eine Kirche, ein Haus Gottes, und diese

Kirche sollte alle beheimaten.“ Ich habe diese Heimat in und im Rahmen der Kirche erlebt, innerhalb meiner Ordensgemeinschaft, auch als Missionar auf den Philippinen war ich zuhause. Seitdem ich geboren wurde, lebte ich immer in einer Minderheit, sowohl sprachlich als auch religiös; dies hat mich nie daran gehindert, ein normaler Mensch zu sein und nicht ein Nationalist.

Ich glaube, dass wir ganz einfach auch die andere Seite sehen sollten und insbesondere auch ganz klar die Aufgabe der Kirche in diesem neuen Europa. Die Kirche hat auch mit verschiedenen nationalistischen Problemen zu kämpfen – sagen wir das ganz klar. Auch in ihr gibt es Katholiken in der Mehr- beziehungsweise Minderheit, wie das Beispiel der verschiedenen Riten in Süd- oder Mitteleuropa zeigt und wo es auch nationalistische Probleme gibt. Deswegen glaube ich, dass wir dieses Problem auch von dieser Seite beleuchten müssen. Für mich ist der Begriff „Volk Gottes“ als Kirche wichtiger als „Vaterland“. Heimat ist dort, wo ich geboren wurde oder ganz einfach die Küche meiner Mutter, wo ich die Gerüche der Kuchen wahrnehme, wenn sie etwas für mich kocht. Sie ist 87 und macht das noch immer, wenn ich nach Hause komme.

Aber ich arbeite überall und war während meines Lebens in zehn verschiedenen Ländern, in denen ich immer Ausländer war. Sogar in Ungarn habe ich als Generalsekretär der Bischofskonferenz gearbeitet und obwohl ich beispielsweise keinen ungarischen Pass, sondern eben nur einen serbischen habe, war dies trotzdem überall kein Problem für mich. Natürlich war es für viele Ungarn ein Problem, weil ich ein Ausländer aus „Jugoslawien“ war, denn einige haben noch heute Probleme mit den neuen Staaten in der Region. Auf jeden Fall ist es auch mit meinem Namen problematisch. Er lautet Némét, obwohl er Nemet geschrieben wird, also ohne Akzent, weil es damals in Jugoslawien, wo ich geboren wurde, nicht anders ging, ebenso verhielt es sich mit dem Vornamen „Ladislav“. „Vaterland“ ist insofern für mich keine Frage, denn als Christ bin ich in meiner Kirche beheimatet. „Heimat“ ist in meiner Familie und bei meiner Mutter.

*Weihbischof Donal McKeown:*

Ich möchte nur zwei kurze Kommentare hinzufügen. In der Tat wird in der Heiligen Schrift nur vom Volk Gottes gesprochen. Aber auf der an-

deren Seite wird in Kirchendokumenten sehr stark betont, dass Religion und Kultur auch eine sehr enge Verbindung haben müssen. Religion, Theologie und der Glaube müssen in jeder Kultur Berücksichtigung finden. Es muss also eine Verbindung zwischen Glaube und Kultur geben. Und da darf es auch die andere Seite, also Spannungen zwischen dem Wort Gottes und der Kultur geben.

Zweitens wollte ich sagen: Gestern war es für mich interessant, was wir von „emotio“ und „ratio“ gehört haben. Es gibt bestimmt eine katholische Weltanschauung, die ganz anders ist als zum Beispiel die reformierte Weltanschauung. Dies heißt nicht, dass sie besser ist, doch ist sie völlig anders, beispielsweise bei den Reformierten noch mehr als bei den Anglikanern. Es gibt ein Buch von einem ehemaligen Moderator der presbyterianischen Kirche in Nordirland, John Dunlop. Er hat davon gesprochen, dass die Presbyterianer eigentlich das „Volk des Wortes“ und die Katholiken eher ein „Volk des Gedankens“ seien. Das heißt, wenn es zum Beispiel zu politischen Verträgen kommt, nehmen die Protestanten das, was da geschrieben ist, in den Blick. Die Katholiken sind irgendwie in der Lage, zwischen den Zeilen etwas zu lesen. Es gibt bestimmte Weltanschauungen und nur, wenn uns das bewusst wird, können wir damit anfangen, uns zu verstehen. So oft reagieren wir, ohne zu verstehen. Unsere Weltanschauung, das heißt wie wir denken, zusammenleben und die Welt sehen, bedarf eigentlich eines anderen Blickwinkels. Glaube, Kultur und Weltanschauung spielen auch eine sehr wichtige Rolle in der Verwandtschaft zwischen Religion und Politik, Nation und Heimat, Volk usw.

*Dr. Johannes Oeldemann:*

Nach der Runde, die sich mit den Begriffen befasst hat, möchte ich nun eine nächste Runde anschließen, die noch einmal verschiedene Regionen in den Blick nimmt. In Russland beginnend lautet eine Frage in Anknüpfung an die Definition, dass Nation auf einem gemeinsamen Narrativ, einer gemeinsamen Erinnerung, beruht: Welche große Erzählung hat Russland nach dem Fall des Kommunismus? Braucht Russland die Orthodoxie für seine Identität?

Dann gehen wir noch einen Schritt weiter in die Region des ehemaligen Jugoslawiens. Hier lautet eine Frage: Waren tatsächlich Nationalis-

mus und Konfession die Gründe für die ethnischen Säuberungen im ehemaligen Jugoslawien? Welche Rolle hat der Wille zur Macht dabei gespielt und wie soll man vor diesem Hintergrund die Tatsache verstehen, dass die führenden und treibenden Kräfte eigentlich Agnostiker waren?

Auch wird das Problem des Kosovo und Albaniens nochmals angesprochen. Wie verhält sich das in diesem Zusammenhang?

Und eine Frage an Bischof Dr. László Németh: Wie steht es mit der Betreuung der Donauschwaben in Ihrer Diözese?

*Dr. Liliya Berezhnaya:*

Was Russland anbetrifft, so denke ich, gibt es gerade jetzt diesen Prozess der Identitätssuche auch in der russisch-orthodoxen Kirche und in Russland insgesamt. Ich erwarte persönlich – und das könnte wahrscheinlich der Fall sein –, dass es eine Rückkehr zu den Idealen im Sinne des Narrativs, also der Entwicklung des russischen Imperiums, geben wird. Ein gutes Beispiel hierfür sind die Feste, die in Kiew Ende Juli bzw. Anfang August stattgefunden haben. Es war die 1.020. Jahresfeier der Taufe der Kiewer Rus'. Dies wurde in der russisch-orthodoxen Kirche als das gemeinsame Erbe von drei Völkern, nämlich des russischen, ukrainischen und weißrussischen, dargestellt. Anhand der unterschiedlichen Präsentation sieht man, dass in den ukrainisch-orthodoxen Kirchen verschiedene Interpretationen dazu existieren. Es sieht so aus, dass das, was in Kiew in dieser Zeit passierte, genau mit diesem Konflikt von Erinnerungskulturen zu tun hat.

Was die persönliche Frage an mich anbetrifft und warum ich eine Ukrainerin bin, obwohl etwa mein Bruder von sich behauptet, Russe zu sein – warum bin ich dann eine Ukrainerin, obwohl wir doch gemeinsame Eltern haben? Die Leute fragen sich das und ich denke, dass sich, wenn man im Ausland wohnt, diese Frage eher stellt. Für mich ist dies meist eine kulturelle Angelegenheit und auch eine Weltanschauung. Ich habe unter anderem lange Zeit in Moskau gewohnt; meine Weltanschauung unterscheidet sich dennoch von der russischen. Damals habe ich bereits für mich entschieden, dass ich anders bin. Woran man dies genau erkennt, das ist eine komplizierte Sache und meist psychologisch bedingt. Viel damit zu tun hat mein Interesse für die ukrainische Geschichte.



Eigentlich gibt es zwei Ukrainen – die West- und die Ostukraine. Nach einer soziologischen Umfrage definiert sich die ukrainische Nation angeblich nicht durch Sprache und Religion, sondern durch die Weltanschauung. Hinzu kommt die Staatsangehörigkeit. Es gibt viele Ukrainer, die Russisch sprechen und sagen „Wir sind Ukrainer“. Sprache wird also in der Identitätserfahrung nicht die Hauptrolle spielen.

*Prof. Dr. Thomas Bremer:*

Ich würde gerne noch auf die Frage nach den ethnischen Säuberungen antworten. Ich habe gesagt und bin der Meinung, dass die Kriege im früheren Jugoslawien sehr viel zu tun haben mit der Bewahrung von Macht. Leute, die an der Macht waren und über wirtschaftliche und ökonomische Ressourcen verfügt haben, wollten diese bewahren und haben zuerst den Nationalismus und dann – in zweiter Linie – auch die religiösen Unterschiede sozusagen als Instrument entdeckt, um die Kriege zu führen. Ich glaube nicht, dass das religiöse Kriege gewesen sind – überhaupt nicht. Aber was ich im Zusammenhang mit den ethnischen Säuberungen meinte: Wenn ich eine nationalistische Idee habe, die Idee, dass ein bestimmtes Territorium mir gehört und dass das meiner Nation, meinem Volk gehören muss, dann kann ich es militärisch erobern, und wenn es dort nun andere Leute gibt, die nicht meiner Nation angehören, dann stören diese und die Logik will es, dass ich sie vertreibe oder sie umbringe. Dies ist ja oft in diesen Gebieten geschehen. In einem vornationalen Denken im 18. Jahrhundert hätte man das Gebiet erobert, die Leute wären dort geblieben, hätten Steuern und Abgaben zahlen müssen und man hätte sich nicht um sie gekümmert, weil sie von keinem nationalen Interesse gewesen wären. Ein König hat sich beispielsweise dieses Gebiet genommen, weil er eine Armee und Macht hatte. Doch er hatte überhaupt nicht die Vorstellung, dass er mit den Menschen, die dort lebten, irgendetwas zu tun hatte und dass er mit ihnen die gleiche Sprache sprach. Wir haben gehört, dass Nation der Adel war und für ihn waren die Adeligen die anderen Nationen und somit Ansprechpartner. Aber er hat sich eben nicht mit den Bauern, über die er geherrscht hat, in einer Gemeinschaft gesehen, weder mit denen in der gleichen noch mit denen in einer anderen „Nation“. Wenn ich aber nun davon ausgehe, dass der Herrscher, der König, der Adel

und alle Leute bis zum Letzten einer Blutsgemeinschaft – also einer Nation – angehören, dann stören diese anderen Menschen, die ihr nicht angehören, und dann will es die Logik, dass ich mir das Territorium, aber eben nicht die Menschen, die darauf sind, durch Krieg aneigne. Und die Logik ist dann – ganz brutal gesprochen, aber das ist so vorgekommen –, sie umzubringen oder sie zu vertreiben. Und beides ist in diesen Kriegen geschehen. Nun behaupte ich nicht, dass Konfessionen oder ähnliches für die ethnischen Säuberungen verantwortlich waren, aber diese Handlungen entspringen der Logik einer nationalen Idee. Dies konnte man ja auch schon in vielen Gebieten, vor allem in Osteuropa, während des Zweiten Weltkriegs beobachten. Es gab eine überlegene und eine nicht überlegene Rasse, die dann dienende Funktionen haben sollte usw. In Reinform kann man das eben dann in den Kriegen der 1990er Jahre beobachten.

*Bischof Dr. László Németh SVD:*

Dem von Herrn Professor Bremer Gesagten würde ich auch zustimmen. Der Zerfall von Jugoslawien war ein komplexes Phänomen, wo, für mich persönlich, Macht und Geld eine größere Rolle gespielt haben. Auf der anderen Seite haben wir früher Jugoslawien als einen künstlich konstruierten Staat gehabt und dieser Staat hat – wenn wir das ehrlich sagen – in Wirklichkeit ziemlich problematisch funktioniert. Seit 1918 und auch später gab es immer Probleme, und meine kroatischen Freunde könnten mehr darüber erzählen, wie sie unter der ersten Regierung in dem Königreich von Serben, Kroaten und Slowenen gelebt haben. Auf jeden Fall möchte ich mich als Ungar nicht in diese Sache einmischen. Der Staat ist zerfallen, weil verschiedene Probleme da waren, Macht- und Geldgier und andere Dinge. Bezüglich der Selbstbestimmung – wie auch Herr Professor Bremer gesagt hat – war es völkerrechtlich in Ordnung, dass die Kroaten und Slowenen weggegangen sind. Es war eine Zeit des Aufbruchs in Europa der Wende und alle wollten etwas Neues. Deswegen spreche ich von einem sehr komplexen Phänomen. Religion oder Konfession sind erst später ins Spiel gekommen. Das war später auch für die Identität sehr wichtig, da alle drei größeren Völkergruppen, die Kroaten, Serben und Bosniaken, die am Krieg teilgenommen haben, slawische Völker sind. Sie waren sozusagen

Brüder aus dem slawischen Volk. Die ethnische Säuberung ist keine balkanische Erfindung. Ich glaube, dass die Briten so etwas mit großem Erfolg bereits im 18. Jahrhundert in Irland praktiziert haben – daher gibt es in Amerika so viele Iren. Dies jetzt auf unsere Ex-Jugoslawien-Region zu beziehen, empfinde ich ein bisschen als westeuropäisches Schema, wie man ein soziales Problem ganz einfach und simplifiziert aufarbeiten kann.

Bezüglich der Donauschwaben in meiner Diözese: Es gibt zwei Diözesan- und zwei Zivilorganisationen, die sich damit befassen, das Problem aufzuarbeiten. Wie ich schon ganz kurz erwähnt habe, sprechen die meisten Donauschwaben nicht richtig Deutsch und ihre Kinder überhaupt nicht, weil sie Angst gehabt haben, Deutsch zu reden und die Eltern aufgehört haben, zuhause Deutsch zu reden. Ich weiß, zuhause haben wir immer Ungarisch geredet, aber auf der Straße haben wir sofort Serbisch gesprochen. In der Schule habe ich vier Jahre Ungarisch gelernt, dann war später das alles Serbisch und in Subotica im Gymnasium eine Mischung aus Kroatisch und Ungarisch.

Nach der Wende haben die Donauschwaben wieder angefangen, um ihre Identität zu kämpfen und ihre Wurzeln – die Ahnen – zu suchen. Und jetzt gehen Kinder aus dem Banat, dank der deutschen und der österreichischen Botschaft in Belgrad, nach Deutschland in Ferienlager zusammen mit anderen Jugendlichen, um Deutsch zu lernen. Auch um ihre eigene Kultur kennenzulernen – und sie sind stolz darauf. Es sind viel mehr Banater Deutsche oder Donauschwaben hier in Deutschland oder in Österreich als im Banat, dort vielleicht nur ein oder zwei Tausend, die sich zu diesem Volk bekennen.

*Prof. Dr. Thomas Bremer:*

Bezüglich des Kosovo ist es interessant, dass in den Auseinandersetzungen um das Kosovo in den Jahren vor 1999 und dann in den Jahren von 1999 bis heute in dem Konflikt zwischen Kosovo-Albanern und Serben das Thema Religion praktisch nicht vorgekommen ist. Es hat nicht solch eine prominente Rolle gespielt und ist auch nicht so missbraucht oder verwendet worden, wie das etwa im Krieg in Bosnien der Fall gewesen ist. Ich glaube, dies hängt damit zusammen – und somit haben wir eben wieder einen anderen Fall –, dass sich Albaner

und Serben so deutlich in der Sprache unterscheiden. Es sind eben zwei völlig unterschiedliche Sprachen und Herkünfte. Albaner und Serben unterscheiden sich schon in so vielen Dingen, dass sie dazu gar nicht die Religion noch brauchten. Die Serben sind orthodox, die Albaner im Kosovo fast ausschließlich muslimisch, und es gibt noch einige Katholiken. Aber es war gar nicht nötig, diesen religiösen Unterschied noch zu instrumentalisieren und zu verwenden, weil man sowieso eine völlig andere Sprache sprach, eine andere Kultur und einen anderen Hintergrund hatte und da brauchte man das nicht. In Bosnien ist das eben anders gewesen, weil die Sprache, die man lokal gesprochen hat, fast identisch und an einem konkreten Ort immer die gleiche Sprache gewesen ist und dass es dann natürlich sehr wichtig war, dass man zusätzliche Unterscheidungsmerkmale hatte. Deswegen würde ich sagen, ist das im Kosovo ganz anders gelaufen. Es gab zwar auch Bemerkungen von beiden Seiten, aber im Prinzip hat – soweit ich das wahrgenommen habe – Religion im Kosovo-Konflikt keine Rolle gespielt.

*Dr. Johannes Oeldemann:*

Ich habe noch eine nächste und dritte Fragerunde zum Thema „Nation und Europa“. Hierzu wird angefragt, ob Professor Bremer in seinem Vortrag nicht eine typisch westeuropäische Position vertreten habe, und gefragt, ob es für die jungen Staaten in Osteuropa nicht wichtig sei, ihre Werte an die Nationen zu binden. Der Wertebegriff wird in einer anderen Wortmeldung nochmals aufgegriffen, hier aber in einer ganz anderen Richtung. Es wird nämlich gefragt, ob nicht alle wesentlichen Werte europäisch und damit transnational seien – also gerade eben nicht an die Nation gebunden. Im Blick auf die EU wird eine Wahrnehmung geschildert, dass auf der einen Seite fast alle europäischen Staaten in die EU hinein möchten, andererseits möchte jede auch noch so kleine Nation – im Sinne einer Volksgruppe – einen eigenen Staat haben. Kommentar dazu: „Vermutlich braucht der Mensch eine kleine überschaubare Größe, während die EU ein großer, undurchschaubarer Komplex ist.“ Wie kann eine Lösung in diesem Spannungsfeld aussehen? Dann wird ein Zitat aufgegriffen, das im Vortrag von Professor Bremer Erwähnung fand. Bezüglich der unzerstörbaren „Union freier Staaten“

(wie sich die Sowjetunion definierte) fragt der Teilnehmer: „Ist die EU nicht eine solche unzerstörbare Union freier Staaten?“

Eine ganz andere Wahrnehmung, vor allen Dingen im Blick auf die junge Generation: „Erleben die jungen Menschen sich nicht vielmehr als Weltbürger oder Europäer und lassen sich gerade aufgrund dieser Wahrnehmung der jungen Generation die Bruchstellen in Europa, von denen im Kongressthema die Rede ist, überwinden – auch ohne Religion?“ Dann nochmals zum Begriff der Nation: „Wenn er denn ein Konstrukt ist, gibt es dann noch eine Unterscheidung im Prozess der Anerkennung beziehungsweise Nichtanerkennung von Staaten im politischen Prozess?“ Und die letzte Frage in diesem Kontext: „Ist Nation nicht auch ein Wert, den es zu bewahren und zu fördern gilt, oder wollen wir in einer Welt leben, wo alle Englisch sprechen, Jeans tragen, Coca Cola trinken und Hamburger essen? Können die nationalen Traditionen nicht auch zur gegenseitigen Bereicherung beitragen? Und was können Christen tun, damit Nationalität keine Konfliktquelle, sondern ein Beitrag zum Frieden zwischen Partikularem und Universalem wird?“

*Prof. Dr. Thomas Bremer:*

Was soll ich denn machen? Ich bin Westeuropäer. Ich kann doch nicht einfach eine finnische oder japanische Position einnehmen, denn die westeuropäische ist natürlich die einzige Position, von der aus ich sprechen kann, und ich habe die Idee, dass das für andere Positionen und für andere Betrachtungsweisen vielleicht auch interessant sein kann und dass es einige Dinge gibt, die eben von allgemeinem Interesse sein könnten. Ich bin sehr skeptisch, was die Frage betrifft, die ja in der ersten Runde ganz am Anfang schon einmal gestellt worden ist, ob man die Werte an Nationen binden soll. Wenn wir das tun – ich weiß jetzt nicht, woher die Fragestellerin oder der Fragesteller kommt –, wie sollen wir denn dann überhaupt noch miteinander kommunizieren? Wenn ich nun als Deutscher irgendwelche deutschen Werte definieren und sagen würde, dies sind die Werte und sie sind für mich als Deutscher wichtig, dann hat eben der Ire seine irischen Werte und dann ergibt sich da eine Grenze zwischen uns. Wenn wir aber – wie ein anderer Fragesteller wohl gesagt hat – sagen, wir sind übernational, dann können wir natür-

lich die gleichen Werte finden, wie der Bischof das vorhin gesagt hat, in Form der Beheimatung in der Kirche, aber auch mit Menschen, die nicht kirchlich sind, müssen wir zurecht kommen und ebenso gemeinsame Werte haben. Und ich glaube schon, dass es ein Spektrum oder eine Gruppe von Werten gibt, auf die wir uns recht schnell alle einigen können; beispielsweise das Recht auf Leben, Gleichberechtigung, Demokratie, Gleichwertigkeit von Menschen, Partizipation an Prozessen, die einen selbst betreffen usw. Hier können wir bestimmt eine Gruppe von Werten finden, die uns allen gefallen, und diese sind doch keine nationalen Werte, es sind doch nicht Werte, die spezifisch für eine bestimmte Nation stehen. Ich respektiere natürlich, wenn eine Nation für sich Werte definiert, aber ich bin skeptisch, was ich dann damit machen soll, außer dass ich sie vielleicht irgendwie gut finden kann. Aber es sind dann eben nicht meine Werte, sondern die einer Nation.

Und vielleicht noch zu der Frage nach der EU als „unzerstörbarer Bund“: Das ist nicht so, wie wir am Beispiel der Iren und ihrer Abstimmung sehen können. Diejenigen, die in der Sowjetunion geboren sind, wissen natürlich, dass solche Prozesse und Ideen damals ja völlig undenkbar gewesen wären. Da waren eben nicht die Republiken frei, sondern der „Sojus“, der Bund war unzerstörbar. Aber in der EU haben wir das eben. Es gibt ja Länder, die zwar zu Europa gehören, aber die aus irgendwelchen Gründen nicht in der EU sein wollen – beispielsweise Norwegen oder die Schweiz. Dann sind sie eben nicht in der EU und wir haben, wenn man die Schweiz betrachtet, mitten in der EU einen kleinen Fleck auf der Karte, der nicht dazu gehört. Nun haben wir gerade die Diskussion, was wir mit dem „Nein“ der Iren machen. Die Franzosen würden sie am liebsten so lange abstimmen lassen, bis sie „Ja“ sagen, aber das ist natürlich auch nicht die beste Lösung. Man könnte auch sagen: „Gut, dann gibt es eben eine Union der 26, die dann all jene Dinge annehmen, auf die sich diese Staaten einigen“. Und die, die das nicht wollen, sind dann sozusagen nicht Vollmitglieder und machen es dann in einer anderen Geschwindigkeit. Das heißt, man muss dafür Lösungen finden. Diese EU ist doch endlich, wie alles Menschenwerk, obwohl ich jetzt ungern die Europäische Union mit der Sowjetunion vergleichen möchte. Die Vorstellung von der Gleichmacherei ist ein Zerr- bzw. Trug- oder falsches Bild. Ich sehe nicht, wer eine solche Gleichmacherei will,

und ich würde gerne ein Beispiel dafür bekommen, dass dies irgendwo durchgeführt oder durchgesetzt wird. Coca Cola und Jeans unterliegen Gesetzen wie Markt und Mode, die man nicht einfach bestimmen und festlegen kann, sondern da gibt es eben Prozesse, auf denen dies basiert. Ich sehe und verstehe nicht, wo die EU versucht, Nationen kaputt zu machen und nationale Werte zu unterdrücken. Wir haben sehr viele – wie es ja auch in einer Frage genannt wurde – Beispiele, wo auf kleinerer Ebene nicht nur nationale, sondern auch regionale ethnische Werte und Traditionen unterstützt werden. Sie bekommen Geld von der EU, wenn sie in ihren Dörfern irgendwelche Dinge erhalten wollen, die mit einer regionalen Tradition zu tun haben. Ich sehe nicht, dass die Europäische Union das kaputt machen würde. Die EU ist in vielen Punkten zu kritisieren, aber sicher nicht aus diesem Grund.

*Andrea Haagn:*

Gibt es beim Streben nach Europa Bedenken, dass Werte kaputt gemacht werden?

*Bischof Dr. László Németh SVD:*

Sicherlich nicht. Ich danke Professor Bremer für seine Worte und glaube, dass die Werte Werte sind oder es sind keine. Werte an eine Nation zu binden, wäre ein Riesenfehler. Entweder ist jemand Mensch oder nicht – unabhängig von der Nation. Beispielsweise kommen Themen wie der Schutz des Lebens oder ähnliche, die die Familie als einen Wert betrachten, in jeder Nation vor. Nicht von der Nation hängt es ab, ob eine Familie glücklich lebt oder nicht. Wir wissen ganz einfach, wie es funktioniert, und das ist ein transnationaler Wert. Was für mich wichtig ist: Im Aufbau von Europa stand nie wirklich die Idee, daraus ganz einfach *ein* Volk zu machen, wie beispielsweise die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Globalisierung, von der auch schon die Rede war, übt diesen Druck durch die Marktwirtschaft und die Tatsache aus, überall das gleiche anzubieten. Man kann dann in Thailand produzieren und in Europa verkaufen und dabei ganz einfach gutes Geld machen. Ich habe auch davor keine Angst, dass es zu einer Universalisierung oder universalen Kultur kommen wird, wo wir nur Coca Cola trinken oder Hamburger essen. Dies ist sicherlich kein Problem.

Was für mich aber bei Europa wichtig ist, könnte ich mit diesen Worten ausdrücken: Europa war und ist für verschiedene Völker in Mittel- und Südosteuropa eine große Hoffnung, damit es ihnen besser gehen wird. Nach Unterdrückung und wirtschaftlichen Problemen in der Zeit des Kommunismus oder auch in Ex-Jugoslawien existiert ganz einfach eine große Hoffnung auf Besserung. In Serbien spürt man diese unglaubliche Isolierung vom Rest von Europa. Wir sind auch Europäer, aber durch den Krieg stark von Europa isoliert, natürlich ebenso durch die Sanktionen. Wir sind der einzige Staat in der Geschichte, der Krieg gegen die NATO geführt hat.

Die letzten Parlamentswahlen im Mai haben gezeigt, dass unabhängig von allen Nationalismen, die während der letzten 15 bis 20 Jahre in Serbien präsent waren, eine neue Generation herangewachsen ist, die ganz genau weiß, dass wir ohne eine Öffnung gegenüber der Europäischen Union nicht überleben können. Die Freundschaft mit Russland ist zwar schön, die Russen versprechen auch sehr viel. Aber wir wissen auch, wie und was sie seit 1917 davon in verschiedenen Ländern realisiert haben, die zur Sowjetunion gehörten oder unter der Kontrolle des Warschauer Paktes waren. Kurz und bündig: sehr, sehr wenig! Auf jeden Fall ist die Zukunft zumindest in diesem Teil Europas und bis zum Ural – denn ich würde hierbei Zentralasien ausschließen – irgendwie mit Brüssel verbunden. Ob dies gut ist oder nicht, weiß ich nicht.

*Andrea Haagn:*

Bischof McKeown, wir haben gerade gehört, dass es für Sie „Zugehörigkeit“ auf der einen und „Abgrenzung“ auf der anderen Seite gibt.

*Weihbischof Donal McKeown:*

Zugehörigkeit bedeutet beispielsweise: Ihr seid Iren und ich bin Brite, obwohl ich einen irischen Reisepass besitze. Britannien ist England und Wales, Großbritannien ist England, Wales und Schottland, und das alte Königreich besteht aus Großbritannien und Nordirland. Wir haben vier Fußballnationalmannschaften und drei Bischofskonferenzen innerhalb des Vereinten Königreiches – Identität ist also in der Tat kompliziert. Was die EU-Wahl und das „Nein“ bei der Abstimmung in der Republik angeht,



so glaube ich, dass es dazu zwei Seiten gibt. Auf der einen Seite stehen innenpolitische Fragen. Und das, was von meinem Standpunkt her gesehen am Wichtigsten ist, ist die Tatsache, dass alle Parteien gesagt haben: „Ihr müsst natürlich mit ‚Ja‘ wählen.“ Und diejenigen, die abgestimmt haben, haben in der Mehrheit „Nein“ gesagt. Es ist nicht gesund für ein Land, wenn eine so große Kluft beziehungsweise Entfernung zwischen Politikern und dem Volk existiert. Dies ist sehr wichtig, und ich glaube, die Entfernung im Land besteht auch zwischen den Armen und denjenigen, denen es ziemlich gut geht. Auch zwischen den Katholiken und denjenigen, die meinen, wir sind Post-Katholiken. Es gibt innerirische Probleme und Spannungen, und man kann nicht sagen, dass wir ganz einfach noch einmal wählen sollten, damit wir ein „Ja“ erhalten. Die Fragen und Probleme müssen offen besprochen werden, um vorwärts zu kommen. Auf der anderen Seite gibt es auch außenpolitische Fragen. Man könnte sagen, dass es im Europa des Mittelalters Tausende von Sprachen gab und man verstand irgendwie, was schön, was gut, was richtig, was Moral war. Heutzutage versteht fast jeder Englisch, kennt fast jeder Coca Cola, aber wir verstehen nicht, was das Gute, Schöne und Richtige ist. Ich glaube, wir müssen in Europa mindestens einen offenen Dialog haben, damit wir nicht nur zu einem Markt werden, der eigentlich keine gemeinsame Sprache hat.

Hinter dem irischen „Nein“ steht nicht nur eine Isolierung nach dem Motto „Wir haben viel Geld von Europa bekommen und jetzt geht es uns gut, nun bleibt ruhig mal da.“ Die Iren haben innenpolitische Fragen und Probleme und möchten auch außenpolitische Fragen stellen. Ich glaube, wir müssten irgendwie zumindest diese Fragen besprechen, wenn wir zusammen eine Europäische Union und nicht nur einen europäischen Markt schaffen wollen.

*Andrea Haagn:*

Verstehen wir vielleicht deshalb nicht, was gut und schön ist, weil diese Unterschiede existieren und weil diese Entwicklungen je nach Standpunkt ganz verschieden gedeutet werden?

*Weihbischof Donal McKeown:*

Es hat auch mit Philosophie und erneut mit Religion und Weltanschauung zu tun. Ich glaube, das Schöne ist sehr wichtig. Ich habe gestern mit

jemandem gesprochen, der neulich unseren Dom in Belfast besucht hat. Ich sagte ihm, dass er von außen nicht besonders schön aussieht, aber innen umso mehr. Wir brauchen schöne Dinge in unserer Welt. Es gibt soviele grausame, uninteressante Gebäude, die 20 oder 50 Jahre überdauern werden, bevor man sie wieder abreißt. Ich glaube, wenn wir nicht verstehen, was Schönheit oder was schön, gut oder gerecht heißt, dann werden wir bestimmt in der Zukunft Probleme haben – gerade wenn wir zusammen leben wollen und eigentlich keine gemeinsame Sprache haben, auch wenn wir alle Englisch verstehen.

*Dr. Johannes Oeldemann:*

Eine letzte Runde betrifft die Rolle des Glaubens in diesem Prozess. Ich beginne mit der Frage: „Werde ich als Individuum, als Mensch, nicht erst gemeinschaftsfähig, wenn ich um meine Wurzeln und um mein Angewiesensein auf gute Gemeinschaft weiß?“ Hier werden dann die Rolle der Kirche als Gemeinschaft und des Miteinanders für die Welt und die Beziehung zu Gott ins Spiel gebracht.

Eine andere Beobachtung: „Jüdische Einwanderer aus Russland und der Ukraine ohne jedweden Bezug zu Religion und Tradition fühlen sich dennoch als eine Nation und beklagen sich über fehlende Unterstützung durch die Kultusgemeinde.“ Das betrifft wohl die Situation hier in Deutschland: „Wie soll man damit umgehen?“

Zudem gab es nochmals einige Wortmeldungen zum Verhältnis von religiöser und nationaler Identität: „Besteht nicht eine Gefahr, wenn die nationale mit der religiösen Identität identifiziert wird und umgekehrt, zum Beispiel dass jeder Pole Katholik sei? Zweitens, was passiert, wenn eine Identität auf Kosten der anderen mehr und stärker betont wird – also die Gefahr, dass Nationalismus auch in Fanatismus umschlägt?“ Daran knüpft auch die Frage an, wie sich der Absolutheitsanspruch der Religion und jener des Nationalismus zueinander verhalten: „Auch der Nationalismus beansprucht den ganzen Menschen. Anders ausgedrückt, die Religion müsste oder kann dem Nationalismus auch Grenzen setzen.“

Und zum Schluss eine Bemerkung, die auf die frühe Christenheit verweist, in der die Christen sich als Pilger auf Erden empfanden und die Welt als eine „fremde Heimat“ verstanden. Wie ist es zu bewerten, wenn heute Christen – darunter auch Priester und Bischöfe – nationalistische

Ideen verteidigen? Hat sich die Urkirche da geirrt, oder sollten wir nach einer „Metanoia“, einer Umkehr streben?

*Prof. Dr. Thomas Bremer:*

Eine enge Beziehung zwischen nationaler und religiöser Identität ist zunächst als solches nichts Schlechtes. Ich erinnere an das Beispiel, das ich genannt habe und das heute fast schon eine Gleichung gibt: „Polnisch sein“ bedeutet „katholisch sein“. Das ist ja nicht schlecht und ich möchte es überhaupt nicht bewerten, sondern es ist einfach so. Eine solche Gleichsetzung – in welchen Bereichen auch immer – kann unter Umständen bestimmte Konsequenzen in schwierigen Situationen haben. Dass aber Menschen eben eine nationale und eine religiöse Identität haben und wenn diese sehr nahe beieinander liegen und identifizierbar sind, dann ist das ja noch nichts Schlechtes. Das Problem ist vielmehr, was damit passiert und was man damit macht. Ich sehe, genau wie der Fragesteller, ein Problem, wenn das eine auf Kosten des anderen geht, wenn also jemand sagt, ich bin Christ und Angehöriger der Nation Y, und die Nation Y ist für ihn dann wichtiger als sein Christsein. Daraus entsteht ein Problem, und dann weiß ich nicht mehr, ob man das wirklich als christlich verstehen kann.

Im Folgenden bin ich allerdings ganz anderer Meinung. Den Absolutheitsanspruch der Nation oder des Nationalismus gibt es nicht. Es gibt keine einzige Nation, die die Idee hat, ihre nationale Vorstellung auf alle Menschen zu erstrecken. Ein finnischer Nationalismus beispielsweise denkt nicht, dass alle Menschen Finnen sein sollten, sondern jeder Nationalismus ist begrenzt. Man hat gewisse Angehörige und Leute, die dieser Nation angehören, und da endet es dann auch. Insofern gibt es keine Nation und keinen Nationalismus, der in diesem Sinne einen Absolutheitsanspruch hat. Es stimmt insofern – wenn ich das richtig verstanden habe – , dass es natürlich Nationalismen oder Formen von Nationalismus gibt, die sozusagen den ganzen Menschen erfassen, wie ein religiöser Glaube dies eben auch tut, aber es gibt da einen gewissen Unterschied.

Zur letzten Bemerkung bezüglich der Christen als „Pilger“: Dies muss man natürlich aus der speziellen Situation des 1. Jahrhunderts wohl so sehen, als für die Christen tatsächlich die damalige Welt des

Römischen Reiches eine fremde Welt gewesen ist, in der sie sich nicht zu Hause fühlten, aber es ist doch eine ganz andere Situation als diejenige, in der wir heute im 21. Jahrhundert leben.

*Weihbischof Donal McKeown:*

Wir haben bei uns in Irland nie ein einheitliches Reich gehabt. Man sagt, es gibt zwei Sorten von Leuten: Diejenigen, die Iren sind, und diejenigen, die Iren werden möchten! Wir vertreten einen Absolutheitsanspruch, was den Nationalismus angeht, aber wir lachen auch darüber. Die Religion hat eine sehr wichtige Rolle in Nordirland gespielt; ich glaube, das gilt für viele Länder. Wir haben ein leidendes Volk zusammengehalten, aber auch die negativen Seiten unserer Geschichte haben wir gut zu erzählen verstanden. Die Geschichten der anderen Seite jedoch haben wir weder hören noch erzählen können. Und das, was wir jetzt versuchen, ist nicht einfach zu sagen, „... die Vergangenheit ist Vergangenheit“, sondern wir versuchen zu sagen, „... wir haben hier gesündigt, wir haben hier gelitten“. Ich glaube, innerhalb der Kirche haben wir eine Sprache und einen Schatz an Vokabular, der eigentlich genutzt werden sollte, damit wir mit der Vergangenheit irgendwie in Verbindung kommen, über sie sprechen und deren Probleme lösen können.

Interessanterweise hat man jahrelang gesagt, wenn es in Nordirland statt katholischen Schulen nur Gemeinschaftsschulen gegeben hätte, dann hätten wir keine Probleme gehabt. Jetzt merken wir von Seiten der protestantischen Kirchen, die im Laufe des 20. Jahrhunderts ihre Schulen dem Staat übergeben haben – im Vertrauen, dass die Schulen, die staatliche Schulen waren, eigentlich protestantisch werden würden –, dass sie sagen: „... in der Zukunft werden wir kein Problem mit katholischen und protestantischen Schulen haben. Das Problem wird eher sein, dass wir gläubige Schulen haben, die eigentlich auf einer Glaubensbasis aufgebaut wurden, und solche, die eigentlich rein staatliche und religionsfreie Schulen sein werden.“

*Bischof Dr. László Németh SVD:*

In diesem Falle würde ich sagen, die Kirche hat die Aufgabe, die Augen zu öffnen in Bezug auf die Gemeinschaft und das Individuum. Ich

beginne mein Leben als Christ in der Gemeinschaft und ich erhalte die Taufe nicht von mir selbst, sondern sie wird mir von Gott durch die Gemeinde geschenkt. Das Individuum bewahrt ganz einfach die Individualität – man verliert sie nicht in der Kirche oder durch die Taufe – und wird doch in eine größere Gemeinschaft aufgenommen. Diese Spannung zwischen dem Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Nation, zur Kirche oder zu Gott haben auch die Urchristen schon erlebt. Dieses Modell der Kirche, das uns die Urkirche hinterlassen hat, ist eines der vielen möglichen Modelle, es ist nicht *das* Modell. Was sie aber sicherlich schon damals gespürt haben, wurde für uns geschrieben, wie Johannes sagt, damit wir etwas daraus lernen. Paulus spricht darüber in seinem Brief an die Philipper im dritten Kapitel. Er sagt: „Ich bin ein echter Jude, ein Pharisäer, und doch habe ich alles erst für mich gewonnen, als ich Christus kennenlernte.“ Und im 20. Vers des gleichen Kapitels schreibt er: „Unsere Heimat ist im Himmel.“ Ich glaube, dieses Spannungsfeld ist gegeben, und in diesem Rahmen sollen wir Christen leben. Die Aufgabe der Kirche besteht darin, in unseren Gemeinden darauf hinzuweisen, dass, auch wenn wir einer Nation zugehörig sind, doch eben in der Kirche der Glaube an den dreieinigen Gott viel wichtiger ist als jede Frage der Nationalität. Zumindest für mich persönlich.

*Andrea Haagn:*

Wir haben viele Bruchstellen aufzeigen können, indem Begriffe geklärt, erklärt und abgegrenzt wurden. Wenn wir von Bruchstellen sprechen, geht es ja hauptsächlich auch darum, diese zu heilen und Brücken zu bauen. Ich möchte Sie nun noch um ein Abschlusssstatement aus Ihrer eigenen Position bitten. Wo und wie können wir – vor dem Hintergrund, den wir uns erarbeitet haben – denn in die Zukunft schauen, um Bruchstellen wieder zusammenzubringen? Wo können Brücken gebaut werden und was ist wichtig? Was können wir tun, dass aus Bruchstellen Stellen werden, die geheilt sind?

*Bischof Dr. László Németh SVD:*

Weihbischof McKeown hat gesagt, dass wir eine christliche Sprache haben, deren Wortschatz ausreichend wäre, um das auszudrücken. Ich

glaube, dass das Wort Versöhnung dazu gehört. Dies ist eine sehr wichtige Aufgabe der Kirchen, und hier sehe ich die Möglichkeit, Brücken zu bauen, der Versöhnung zwischen Nationen beizuhelfen und Versöhnung zwischen verschiedenen Konfessionen und Teilen Europas zu schaffen.

*Prof. Dr. Thomas Bremer:*

Ich schließe mich Ihnen an. Es gab 1980 ein schönes Buchprojekt in Irland mit dem Titel „Reconciling Memories“ – „Das Versöhnen der Erinnerungen“. Wir müssen daran arbeiten, dass wir die unterschiedlichen Erinnerungen, die beispielsweise in verschiedenen irischen Perspektiven sind, bewahren und dass diese unterschiedlichen Geschichten und Narrative zusammenpassen. Wir sollten auf die Geschichte des anderen hören und neben der eigenen Geschichte die gemeinsame berücksichtigen. Es ist wichtig, wie sie vom anderen gesehen wird. Es gibt ein ähnliches Projekt der EKD in Bezug auf Rumänien und verschiedene weitere Projekte. Aber ich glaube, dass es gerade mit Blick auf Konfliktsituationen und -regionen und dort besonders für die Kirchen wichtig ist hinzuhören, wie mein Mitbruder oder meine Mitschwester aus einer anderen christlichen Kirche oder aus einer anderen Religion seine beziehungsweise ihre Geschichte erzählt.

*Weihbischof Donal McKeown:*

Versöhnung ist sehr wichtig: Nicht damit wir irgendwie zur Vergangenheit zurückkehren können in dem Sinne, dass wir vor einem Konflikt ein ganz schönes Land hatten. Die Identität der irischen Kirchen, die einmal existierte, wird es nie mehr geben. Die Identität der katholischen Kirche in Polen, die es einmal gegeben hat, wird nicht zurückkehren. Wir sind dabei, eine neue Identität bzw. neue Identitäten aufzubauen. Im Rahmen der Ökumene haben wir viele Möglichkeiten, und man erkennt dies anhand der großen Offenheit innerhalb der verschiedenen Kirchen Nordirlands beziehungsweise ganz Irlands. Aber wir versuchen nicht, an einer alten Identität, die einmal funktioniert hat und einmal Energie und Früchte geschaffen hat, festzuhalten. Sie gilt nie mehr für die Zukunft in einer globalen Gesellschaft. Wir suchen also eine neue Zukunft und wir versuchen, Hoffnung zu schaffen, dass es doch möglich

ist, in einer globalen Gesellschaft Christ zu sein. Das heißt nicht, dass man nicht evangelisch und nicht katholisch bleibt, aber die Gesellschaft von morgen wird nicht die Gesellschaft von gestern sein. Auch wenn die Kirche in unserem Land müde ist, müssen wir uns darum bemühen, nicht die Vergangenheit in die Gegenwart zu transportieren, sondern uns einer ganz neuen Zukunft gegenüber offen zu zeigen, damit Gott die Zukunft mit der Gnade und durch uns schaffen kann.

*Dr. Lilya Berezhnaya:*

Ich kann dem Wort Versöhnung zustimmen und würde auch sagen, dass es wahrscheinlich nicht sinnvoll ist, zur Vergangenheit zurückzukehren, sondern vielmehr diese Vergangenheit zu verstehen. Wir müssen besonders hier – und das erlebe ich auch als Osteuropäerin in Deutschland – ein bisschen mehr über die historischen Wurzeln dieser Probleme wissen. Es gab und gibt bis jetzt in dieser nationalen Bewegung in Ostmitteleuropa immer mindestens zwei Richtungen. Zum einen wurden nationale Projekte basierend auf der Philosophie westeuropäischer Aufklärung gegründet. Zum anderen besteht das Phänomen von Slawen und orthodoxem Erbe. Man muss hier auch verstehen, dass der Prozess der Nationenbildung noch nicht beendet ist.

*Andrea Haagn:*

Verstehen, versöhnen und bauen: Das sind viele und große Aufgaben. Ich danke den Podiumsteilnehmern und Ihnen und wünsche, dass es mit Renovabis und dem Verstehen, Versöhnen und Bauen weitergehen wird.

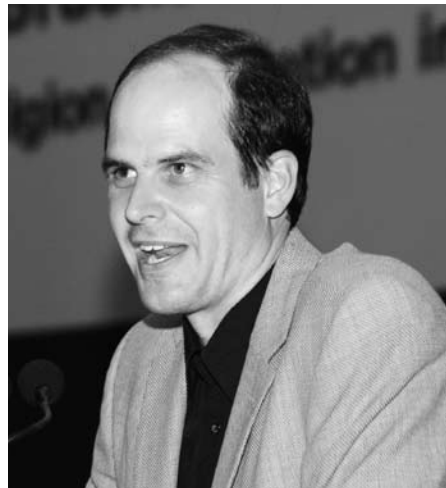
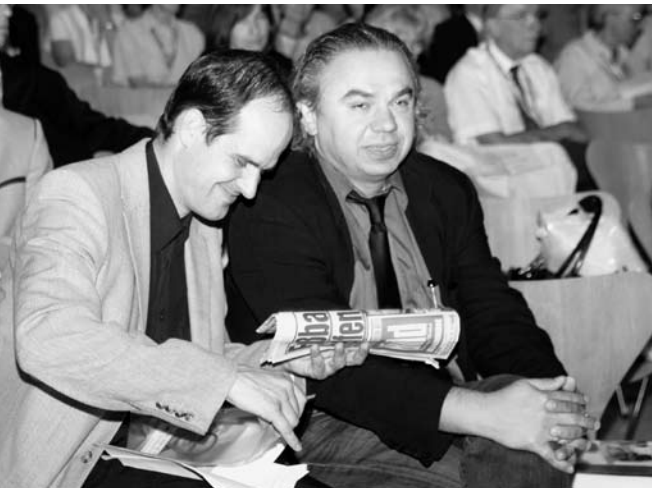
Dr. Gerhard Albert, Freising

## Einführung in den dritten Kongresstag

Der Freitag war nicht nur zeitlich, sondern auch inhaltlich gut gefüllt. Der Versuch einer Begriffsbestimmung der Nation verlief spannungsvoll, manchmal auch kontrovers. Während sicher alle darin übereinstimmen, dass die Nationen in Europa in ihrer Geschichtlichkeit zu verstehen sind, gab es doch auch intensive Diskussionen darüber, wie weit sie ihre Angehörigen nicht nur sich zuordnen, sondern auch verpflichten – als Träger der Überlieferung, der Kultur, der Werte.

Vor dem Horizont der europäischen Integration hat die Auseinandersetzung mit dieser Frage seit längerem eine besondere Dynamik gewonnen. Deshalb verlagerte sich in der Podiumsdiskussion der Schwerpunkt schließlich auf die Europäische Union selbst, die von den meisten als der

*Ein besonderes Erlebnis war der „Literarische Abend“ am 5. September mit den Schriftstellern Matthias Kneip (rechts beim Vortrag) und Artur Becker mit ihrer „Humorvollen Hommage an Polen“*





alternativlose Weg in die Zukunft der Nationen gesehen wurde. Gefordert wurde aber vor allem, sie zu einer wirklichen Union zu machen, indem ihre geistige Dimension gestärkt wird, ihr also, wie es oft gesagt wurde, „eine Seele gegeben wird“. An dieser Stelle ging es um den bedeutsamen Dienst der Kirche an und für Europa, vor allem um den Dienst der Versöhnung, der etwas Neues entstehen lässt. Schließlich kam die Rede auf die Gemeinschaft der Kirche als dem eigentlichen Volk Gottes mit seiner Bürgerschaft im Himmel, die die irdische Nationalität transzendiert.

Damit sind wir beim heutigen Kongresstag, der abschließend nach den Bruch- und Nahtstellen fragt, die es auch in der kirchlichen Gemeinschaft zwischen den Nationen gibt. Wie stellt sich die Kirche der Spannung zwischen nationaler Identität und universalem Anspruch?

Wir freuen uns, dass wir dazu nicht nur einen Vortrag, sondern ebenso ein Zeugnis hören dürfen von jemandem, der Betroffener und Verantwortlicher zugleich ist. Herr Pfarrer Dr. Alexander Hofmann ist von der Deutschen Bischofskonferenz bestellter Visitator für die Seelsorge an den Deutschen aus den Staaten der GUS, die in den letzten zwei Jahrzehnten nach Deutschland gekommen sind. Er selbst stammt aus ihren Reihen.

Das Thema soll dann in einem Podium weitergeführt werden, in dem Erfahrungen von Angehörigen verschiedener Länder und Kirchen ausgetauscht werden. Zum Abschluss des Vormittags und des Kongresses freuen wir uns auf einen Rück- und Ausblick, den uns noch einmal Erzbischof Hočevár geben wird.

# „Wanderer zwischen den Welten“. Als Christ im Spannungsfeld zwischen den Völkern



## Einführung

### *Hinführende Gedanken*

Das Thema, über das ich eingeladen bin zu referieren, heißt, wie bereits angekündigt: „Wanderer zwischen den Welten. Als Christ

im Spannungsfeld zwischen den Völkern“: Bei meinen ersten kurzen Überlegungen sammelte ich Stichworte, Schiller fiel mir ein, der der Enge deutscher Kleinstaaterei im 18. Jahrhundert entflieht und das Dasein eines Weltbürgers anstrebt, um seinen Gedanken freien Raum geben zu können. Bekannt geworden ist in diesem Zusammenhang Schillers Satz aus der „Einführung der Rheinischen Thalia“; dort heißt es: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt einzutauschen.“<sup>1</sup>

Ich dachte an Erich Maria Remarque und Walter Flex, beide waren Anfang des 20. Jahrhunderts viel gelesene Autoren. Der erwähnte Wal-

---

1 Friedrich Schiller: Ankündigung der „Rheinischen Thalia“. In: Deutsches Museum. Leipzig 1784. Bd. II., S. 564.

ter Flex schrieb nach dem Ersten Weltkrieg seine Kriegserfahrungen unter dem Titel „Der Wanderer zwischen beiden Welten“ nieder, ein Kultbuch damals, heute aber in Vergessenheit geraten.

Als ich weitersuchte, musste ich feststellen, dass diese anfänglichen Stichworte höchstens als Einführung dienen können, denn es gab keine Heimat, die ich und meine Landsleute gegen eine andere hätten austauschen können. Das Land, in dem ich geboren wurde, duldet mich und betrachtet mich zugleich als einen, der zu denen gehört, die Russland tückisch überfallen und unendliches Leid verursacht haben. Diese Hürde war nicht zu überwinden, auch nicht argumentativ.

Ich und meine Landsleute waren Fremde in diesem Land, ohne aber es je verlassen zu können. Ein leidvolles Paradoxon.

Ich muss also neu bestimmen, worauf ich näher in diesem Vortrag eingehen will.

### *Eingrenzung des Themas*

Es gilt in diesem Vortrag der Frage nachzugehen, ob und inwiefern es in der ehemaligen Sowjetunion die Erfahrung, die Gelegenheit, die Möglichkeit gegeben hat, Wanderer zwischen den Welten zu sein. War so etwas überhaupt möglich in einer kommunistischen Diktatur? Kann denn – so muss gefragt werden – in der ehemaligen Sowjetunion von einem Christsein, das im Spannungsfeld zwischen den Völkern lebt, realistisch gesprochen werden? Ich habe mich diesem Thema im ersten Teil dieser Ausführungen gestellt. Der zweite Teil bezieht sich auf die Zeit nach 1980, das heißt auf die Erfahrung in der neuen historischen Heimat. Auch in diesem Teil ist zu fragen: Gab es hier die Erfahrung, Wanderer zwischen den Welten zu sein, dazu als Christ? Ich will dabei versuchen, Erkenntnisse, aufgeworfene Fragen und angezeigte Probleme seitens der Sozialwissenschaften mitzubedenken, sonst wird man der angesprochenen Thematik nicht gerecht. Den dritten und letzten Teil bestimmen dann theologische Überlegungen.

## *Motivation*

Wanderer zwischen den Welten zu sein ist eine Erfahrung, die mich seit meinem ersten Schultag in Karaganda auf verschiedene Weise begleitet und in der Gegenwart fort dauert, da mir in der Bundesrepublik Deutschland die Seelsorge an meinen Landsleuten anvertraut ist.

Wanderer zwischen den Welten zu sein ist heute eine Erfahrung, die jeder aufgeschlossene, neugierige, beobachtende Bundesbürger in den Städten macht, denn wir sind ein Einwanderungsland, das müssen mittlerweile auch die Politiker der C-Parteien offen zugeben. Es geht nur noch um die Steuerung dieser Zuwanderung. Die SPD bekennt sich zwar in ihrem Koalitionsvertrag zusammen mit der CDU/CSU zu der historischen und moralischen Verpflichtung, den Deutschen aus Russland bei der Bewältigung der Kriegsfolgeschäden zu helfen, spricht aber leider nur noch von Migration und Migranten und verschweigt bewusst die geschichtliche Sonderstellung und Verwobenheit der Deutschen aus Russland mit der gesamtdeutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Dieses Nicht-Sehen- und Anerkennen-Wollen verletzt die Deutschen aus Russland zutiefst.

Für viele Deutsche aus Russland ist ja mit dem Wandern zwischen den Welten weniger die alltägliche Auseinandersetzung mit dem Anderen, in Form eines Gesprächs mit dem Arbeitskollegen oder Nachbarn aus der EU oder bald EU gemeint, sondern vielmehr die Erfahrung, zwischen der Welt der Einheimischen und ihrer eigenen zu wandern als Menschen, die in ihrer historischen Heimat noch keine Beheimatung gefunden haben. Die Deutschen aus Russland leben geistig gesehen noch in einer Zwischenwelt. Die geistige Beheimatung beginnt erst langsam unter dem Thema „Nachhaltige Integration“ auch die Mitdenkenden in Kirche und Politik zu beschäftigen. Davon zu reden, tut also not. Ich werde darüber im zweiten Teil dieses Vortrags sprechen.

Da wir uns im Paulus-Jahr befinden, will ich im dritten Teil das Thema „Wanderer zwischen den Welten“ mit einem für mich wichtig gewordenen theologischen Aspekt verbinden.

## **Wanderer zwischen den Welten in einem totalitären Staat.**

### *Zaunlandschaften*

Es mag zunächst als ein rhetorisches Unternehmen erscheinen zu versuchen, von einem „Wandern zwischen den Welten“ unter den Bedingungen der damaligen Sowjetunion sprechen zu wollen. Versucht man es dennoch, so gilt es gleich zu Beginn zu betonen, dass dieses Wandern nur selten über den Rahmen politisch gesetzter Grenzen möglich war. Es gab Begegnung zwischen Menschen verschiedener Nationalitäten. Tür an Tür lebten miteinander Deutsche, Russen, Kasachen, Ukrainer, Juden, Polen, Tschetschenen und Koreaner. Es gab Einladungen nach Hause, wo man auch das Anderssein der Gastgeber erleben durfte, meist verbunden mit einer umwerfenden Gastfreundschaft. Es gab Gespräche, die – wie überall auf der Welt – mit dem lapidaren Satz beginnen: „Wie geht’s?“ So kamen Menschen oft ganz verschiedener Nationalitäten einander näher, halfen sich gegenseitig, wenn etwas gebraucht wurde. Als Beispiel möchte ich Ihnen eine kurze persönliche Geschichte erzählen: Mein Vater leitete in einem Plattenbaukombinat den Bereich Holzverarbeitung. Ein jüdischer Augenarzt kam immer wieder, weil er mal eine Tür, mal ein Fenster gebraucht hat. Zwischen Vater und dem Augenarzt entstand ein freundschaftliches Verhältnis. Eines Tages, als meine Brille wieder mal kaputt war, brachte mir der Vater eine wunderschöne, filigrane goldfarbene Brille aus Metall. Sie war sicher nur aus einem gelblichen Metall gefertigt. Dennoch: Ich hatte noch nie ein so schönes Geschenk bekommen. Der mühselige russische Alltag in einer durch Verbannung geprägten Gesellschaft brachte die Menschen einander näher. Doch rückblickend muss ich feststellen, bei diesen Begegnungen sprach man nicht über Politik und das öffentliche Leben, es ging vielmehr um Lebensbewältigung, und nette Geschichten gab es zu Genüge zu erzählen. Politische Themen und Kritik an den Behörden waren Tabu und mit großer Angst besetzt. So gesehen gab es eigentlich nur eine Welt, in der verschiedene Ethnien zusammenlebten. Man konnte nicht ins Ausland reisen, geschweige denn in ein anderes Land umziehen. China wäre ja wirklich eine andere Welt gewesen, aber mit einem ähnlichen politischen System. Doch eine Reisefreiheit gab es genauso wenig wie eine Meinungsfreiheit. Ein sichtbarer Zaun – die befestigten

Grenzen – legte die Weite jener Welten fest, in denen wir uns bewegen durften. Viel schlimmer noch war der offizielle Versuch, alle Unterschiede in Sprache, Kultur und Geschichte durch eine kommunistische Weltanschauung zu nivellieren, sodass die durchaus vorhandenen Welten im Riesenreich Russland kaum wahrgenommen werden konnten. Das Wandern zwischen den Welten war eingeeignet auf die unpolitische Begegnung und den Austausch zwischen Menschen verschiedener Nationalitäten, Kulturen und Sprachen.

### *Wanderer zwischen den Welten und die Frage nach Identität*

In unserem Zusammenhang ist auch die Frage nach Identität von größter Bedeutung. Ein „Wanderer zwischen den Welten“ muss ursprünglich selbst in einer Welt beheimatet sein, um andere Welten als solche wahrnehmen zu können. Für Deutsche, zumal Christen, mussten aber viele Seiten der eigenen Identität verborgen bleiben. Zu dem Verborgenen gehörten in unserem Hause die Leseabende im Winter, zu denen manchmal auch Verwandte kamen. Die Märchen der Gebrüder Grimm und Goethe standen dabei ebenso auf dem Programm wie das Leben Jesu von Alban Stolz oder die Vita der Elisabeth von Thüringen. Später diese Zeit reflektierend ist mir der Spruch begegnet, dass die Sprache die Seele der Nation sei. Sprache schenkt ein Wir-Gefühl, sie schenkt Vertrautheit, sie gibt Heimat und Geborgenheit, mit einem Wort: Sprache schenkt Identität. Zum Verborgenen gehörten auch die heimlichen Gottesdienste in unserem Haus. Unvergesslich bleiben mir die Eucharistiefeiern mit Bischof Alexander Chira oder Pater Bukowinski in Erinnerung. Sie haben ihre Freiheit und ihr Leben riskiert, wenn sie in den Häusern Gottesdienste mit uns gefeiert haben. Glaube war für uns Deutsche genauso unverzichtbar und kostbar wie unsere Sprache und Kultur, die wir pflegten. Genaugenommen waren beide unzertrennlich, Sprache, Kultur und der Glaube. Das eine wurde durch das andere vermittelt. Von den deutschsprechenden Eltern haben wir unseren Glauben empfangen und umgekehrt, der Glaube half uns unsere Sprache zu bewahren. Gottesdienst und Predigt waren immer in deutscher Sprache gehalten. Selbstverständlich war das Deutsch auch das Medium der Verständigung zu Hause und in unserem Stadtviertel.

In Sprache und Glaube gründete unsere Identität. Doch über diese Themen konnte man öffentlich nicht reden. Damit war aber in einem wichtigen Aspekt des Lebens ein Austausch, ein Hinüberschauen in die Welt des (ganz) Anderen und Verborgenen nicht möglich, vielmehr lebten wir in einer schizophrenen Situation, unfrei und immer in Sorge, erwischt oder verraten zu werden. Lediglich die Erinnerung der Alten an die Zeit vor der Verbannung, schien uns eine Erzählung über eine andere, uns unbekannte Welt zu sein. Ähnliches kann über die Erzählungen von Bischof Chira und Pater Bukowinski gesagt werden.

### *Und wir wanderten doch*

1970–1971 begann unter Breschnew als Folge der neuen Ostpolitik Deutschlands eine Tauwetter-Periode. Sogar die Kinder, ich war damals 12, empfanden diese Veränderung: Wie wenn eine starke Frühlingssonne Leben aus dem grauen, kalten Winterboden hervorzaubern würde. Plötzlich sprach man in Klein Berlin, so hieß im Volksmund das deutsche Stadtviertel in Karaganda, von Deutschland und davon, dass man nach Litauen, Moldawien reisen und dorthin umziehen könne. Das kam alles so plötzlich, dass ich heute sagen muss, die Kommunisten nahmen uns alles, scheinbar aber nicht die Fähigkeit zu träumen: Die tief im Inneren schlummernde Sehnsucht, nach Deutschland zurückzukehren, wurde wieder wach. Viele zogen in das Baltikum oder nach Moldawien um. An mehr war zunächst nicht zu denken.

1971 zog auch unsere Familie nach Litauen um. Zum ersten Mal durfte ich erleben, dass unserer Familie Wertschätzung, Wohlwollen, Willkommensein entgegengebracht wurde: Die Litauer halfen uns, wo sie nur konnten. Als Deutsche und Katholiken waren wir für sie Freunde, und Russland schien weiter weg zu sein.

In jedem größeren Dorf Litauens gab es eine Kirche, in der an den Werktagen abends und an den Sonntagen am Vormittag Gottesdienste stattfanden, in denen der Gemeindegesang mit der Orgel begleitet wurde, an hohen kirchlichen Feiertagen sangen Chor und Solisten. Der junge Geistliche ging zum Gottesdienst ganz selbstverständlich und für alle sichtbar in einer Soutane, hielt an und unterhielt sich mit Kindern,

Jugendlichen und Pfarrangehörigen. Beim Gottesdienst ministrierten Kinder und Jugendliche. An Hochfesten zogen auch die Mädchen mit ein, in weißen Schleiern. Wir staunten und waren einfach glücklich, in einer neuen Welt angekommen zu sein. In Litauen erlebte ich zum ersten Mal eine wirkliche Begegnung mit einer neuen Welt, auf die ich mich neugierig, begeistert, lernwillig einlassen konnte. Die alltägliche Angst, verraten zu werden, vom KGB vorgeladen zu werden, legte sich und wir suchten den Kontakt zu den Litauern, zu ihrer Kultur und Kirche.

Auch in Litauen bildeten Sprache und Glaube so etwas wie eine nationale Identität, die allerdings bei den in Litauen lebenden Polen noch viel stärker war. Außer den Eltern lernten alle Geschwister die litauische Sprache und besuchten die litauische Schule.

In Litauen öffnete sich für uns das Fenster zur Welt durch die regelmäßigen Sendungen der „Deutschen Welle“ und von „Radio Vatikan“. Jeden Abend saßen wir vor den Empfängern und lauschten konzentriert den Nachrichten und den politischen Kommentaren. Dies tun zu können, war für uns bereits ein Wandern zwischen den Welten.

Die Sehnsucht, dem geistigen Eingemauertsein zu entfliehen, fand ihre Erfüllung auch im vielen Lesen. Es gab in Russland, aber auch in Litauen eine Lesetradition. Nicht nur von der Schule, sondern auch vom Elternhaus her war das Lesen von Klassikern eine Selbstverständlichkeit. Mein Pfarrer damals erlaubte mir, sich an seinem Bücherschrank zu bedienen. Nicht nur Turgenjew, Tolstoj und Dostojewski wurden verschlungen, sondern auch die französischen und deutschen Klassiker. Das war geistige Nahrung und ein Aufbrechen jener Grenzen, die das politische System gezogen hatte. Zwar war es ein Vorstoß in vergangene Welten, und dennoch war es ein Wandern zwischen den Welten.

Da ich mich mit dem Gedanken beschäftigte, ins Priesterseminar zu gehen, führte mein Weg notwendigerweise zum Militär. Dabei hatte ich das Glück, bloß nach Leningrad (St. Petersburg) und nicht wieder nach Asien oder gar Sibirien gehen zu müssen. Es war entsetzlich, wieder als Faschist beschimpft zu werden und immer wieder zu hoffen, dass der



Propagandafilm am Sonntagabend nicht gar so grausame deutsche Soldaten oder SS-Leute zeigte, denn danach hatten wir, die paar Deutschen, nichts zu lachen. Doch viel aushalten mussten auch die Juden. Der Militärdienst offenbarte, wie weit es her war mit der Völkerfreundschaft in der ruhmreichen Sowjetunion. Manche Osteuropaexperten sagen, dass die Sowjetunion an den Spannungen zwischen den vielen Nationen zerbrochen ist. Der gegenwärtige Konflikt auf dem Kaukasus zeigt erneut, welche Konfliktpotenziale in dem Riesenreich unter der Oberfläche immer noch brodeln.

Nach dem Militär stand die Entscheidung fest, dass ich Theologie studieren und in das Priesterseminar in Kaunas eintreten werde. Eines Tages sagte unser Pfarrer: „Du musst polnisch lernen, willst du an Karl Rahner rankommen, in der Originalsprache können wir diese Bücher nicht bekommen, doch aus Polen können wir seine Werke in polnischer Übersetzung vielleicht rüber bekommen. Wenn du magst, besorge ich dir eine Polnischlehrerin“. Ich musste nicht lange darauf warten, die Kosten für den Unterricht übernahm er selbst. Wieder tat sich für mich eine neue, noch freiere Welt auf, durch diese neue Sprache und Kultur. Zur gleichen Zeit aber bemühten sich bereits meine Eltern um ein Ausreisevisum, das wir nach ungefähr zwei Jahren Wartezeit auch bekamen. Wir durften nach Deutschland ausreisen!

### *Das Leben in der neuen Heimat*

Am frühen Ostermorgen 1980 rollte der Zug in den Bahnhof Göttingen ein. Das Geld, das vom Hausverkauf noch übrig war, gab mein Vater dem KGB-Beamten, der uns die ganze Reise über „begleitete“. Die Caritasschwester versorgten uns auf dem menschenleeren Bahnsteig mit heißem Kaffee, dann ging es weiter nach Friedland. Wir klebten an den Fenstern und sogen im Vorbeifahren die ersten Bilder der neuen und alten Heimat auf. So sehr wir gehofft hatten, dass alles gut geht und wir Deutschland erreichen werden, so wenig wollte der Verstand begreifen, was tatsächlich geschah. Wir waren in Westdeutschland angekommen, dem eigentlichen Deutschland, und konnten es nicht fassen. Wir haben Zeit gebraucht, unseren Augen zu trauen.

Es galt nun mehrere Umzüge und Aufenthalte in Übergangswohnheimen zu meistern, das zeigte uns, wir träumen nicht mehr! Sicher waren die Verhältnisse oft sehr beengt, denn welche Wohnung ist denn schon für eine Familie mit zwölf Personen ausgelegt. Wichtig war: Wir sind raus, wir sind frei. Dass wir auf Schritt und Tritt Neuem und Unbekanntem begegneten, irritierte und verunsicherte uns oft, doch alles wurde als Begegnung mit der neuen, zukunftssträchtigen Heimat verstanden.

In den Jahren nach 1986 begann die Einreise im großen Stil. Sie erreichte ihren Höhepunkt Mitte der neunziger Jahre, als mehrere Hunderttausende pro Jahr in die Bundesrepublik einwanderten. Allein die Deutschen aus Russland machten damals 2,7 Millionen Neubürger aus, die es zu integrieren und mit Arbeit zu versorgen galt. Hinzu kamen die Aussiedler aus Polen und Rumänien. Die Integration dieser Menschenmassen war ein Kraftakt, auf den die Bundesrepublik zu recht Stolz sein kann, denn er fiel zusätzlich zusammen mit dem Fall der Mauer und einer Auswanderungswelle in die alten Bundesländer. Die historische Bedeutung der letzten beiden Jahrzehnte für die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland ist m. E. in ihrer Tragweite noch gar nicht vollständig erschlossen.

### *Bildung als Türöffner in die neue Welt*

Wanderer zwischen den Welten zu sein, setzt neben der Freiheit auch das Freisein für dieses Thema voraus. Bei vielen Neuankömmlingen ist aber die schulische und berufliche Ausbildung noch nicht abgeschlossen oder liegt bereits lange zurück. Es stehen auch ganz praktische und elementare Fragen der Lebensbewältigung im Fordergrund. Für Menschen mit handwerklicher Ausbildung ist diese Situation genauso verunsichernd wie für Akademiker. Ein akademisch ausgebildeter Mensch mag solides Fachwissen und hohe Reflexionskraft mitbringen, der Sprung in eine neue Welt bringt aber auch für ihn große Unsicherheiten mit sich. Eine neue Welt ist eben fremd und will erkundet werden, um sich darin zurechtzufinden. Sprachkurse, Umschulungen, Studium sind daher Türen in diese neue Welt. Nicht nur, dass dabei die Sicherheit in der Sprache gewonnen wird, es werden auch gleichzeitig Denkweisen,

Bräuche und die Kultur des neuen Heimatlandes miterlernt. Freundschaften entstehen, die für die Zukunft in der neuen Heimat von großer Bedeutung sind. Das Wort „Integration“ kam lange Jahre im Alltagsgebrauch gar nicht vor, denn um diese ging es ja ohnehin auf Schritt und Tritt; erst als man die Defizite der öffentlichen Integrationsangebote bemerkte, setzte eine Reflexion und der Ruf nach Verbesserungen der Angebote ein. Sprache und Bildung sind nicht nur Voraussetzungen für ein Wandern zwischen zwei Welten, sie öffnen ganz konkret den Neuankömmlingen die Tür in die neue Gesellschaft. Alle bildungspolitischen Maßnahmen des Staates sollten diese wichtige Nebenwirkung ihrer Angebote – die geistige Integration – im Auge haben. Die Versäumnisse sollen nun in einer Art „nachholender Integration“ aufgeholt werden, sie wird sicher viel teurer und mühseliger sein.

Von besonderer Bedeutung ist daher die stärkere Hinwendung und Betreuung der Kinder im Vorschul- und Grundschulbereich. Im Grundschulbereich gibt es aber oft Diskriminierendes zu berichten. Ein Domkapitular und hochangesehener Geistlicher in seinem Bistum erzählte mir neulich, dass Kinder eines Aussiedlerehepaares, die zu seinem engeren Bekanntenkreis gehören, nicht erreichen konnten, dass ihr Kind, trotz Einserzeugnis, auf das Gymnasium durfte. Die Klassenlehrerin und der Schulleiter weigerten sich, den Übertritt zu befürworten, Aussiedler würden das Gymnasium doch nicht schaffen und sollten lieber einen handwerklichen Beruf ergreifen und dazu genüge die Hauptschule. Absurd. Einheimischen Kindern mit viel schlechteren Noten wurde der Übertritt jedoch erlaubt. Enttäuschung, Leistungsverweigerung, Probleme sind bei solchen Kindern vorprogrammiert. Denn Integrationsprobleme beginnen dort, wo Bildungswege versagen, ein Vorstoß in neue Welten Menschen verwehrt bleibt.

Ausdrücklich möchte ich an dieser Stelle auf das Problem der Nichtanerkennung von Abschlusszeugnissen der Deutschen aus den GUS-Staaten hinweisen. Denn Wanderer zwischen den Welten zu sein, hat auch eine negative Seite, nämlich das Nicht-Ankommen bzw. Nicht-angenommen-Werden im Ankunftsland. Ich will es an einen Beispiel verdeutlichen: Von den ca. 3 Millionen Deutschen aus den GUS-Staaten haben 220.000

eine abgeschlossene Hochschulausbildung. Bis auf den heutigen Tag werden die Hochschulabschlüsse der Deutschen aus den GUS-Staaten nicht anerkannt. Gleichzeitig klagen die Wirtschaft und die Politik über einen Mangel an hochqualifizierten Fachkräften und machen große Anstrengungen, diese Fachkräfte aus dem fernen Ausland zu rekrutieren. Dabei kann Folgendes beobachtet werden: Ein litauischer und ein russlanddeutscher Ingenieur haben an der gleichen Universität in Moskau studiert, der eine darf als EU-Bürger ohne Probleme seinen hochqualifizierten Beruf in allen EU-Ländern ausüben, der andere arbeitet als Fernfahrer. Hier verspielt die Politik einen großen Teil ihrer Glaubwürdigkeit in den Augen unserer Landsleute, denn Integration läuft meist über eine erfolgreiche berufliche Eingliederung. Die Politik weiß um dieses Problem, Lösungen sind allerdings erst im Reflexionsstadium. Ich will die Beauftragte der deutschen Bundesregierung für Migration Frau Prof. Dr. Maria Böhmer zitieren: „Es darf nicht sein, dass aufgrund einer unzureichenden Beratung eine voll ausgebildete Person als ungelernt eingestuft wird.“ Mit diesem Satz gesteht Frau Böhmer ein, was die Untersuchung der beiden Wissenschaftlerinnen Engelmann und Müller im Rahmen des Projekts „Global Competences“ hervorgebracht hat: „Diese Menschen (aus den GUS-Staaten) kommen mit hohen Qualifikationen zu uns, aber ihr Potenzial wird verschwendet, weil wir es nicht schaffen, die Anerkennung besser zu organisieren.“ Wohlgermerkt, es handelt sich um 220.000 Akademiker. Manche Fachkräfte gehen zurück nach Russland, wenn sie erfahren, sie könnten an ihrer alten Arbeitsstelle in Russland wieder einsteigen. Welch ein Verlust für unser Land, Welch ein Versagen unserer Behörden! Es fällt mir sehr schwer, der neuerdings aufkommenden Argumentation zu folgen, dass man die Rückwanderung nach Russland auch positiv sehen kann, denn diese Menschen könnten als Brückenmenschen für unsere Kultur und Wirtschaft in den Herkunftsländern dienen. Nun, sollte sich das nicht gleich bewahrheiten, dann könnte das daran liegen, dass die Rückwanderer noch mit den tief geschlagenen Wunden beschäftigt sind.

### *People in Between*

Es gibt beim Wandern zwischen den Welten auch das folgende Phänomen zu beobachten: Menschen mit Migrationshintergrund, aber bereits

sprachlich, beruflich und weitgehend gesellschaftlich integriert, stellen plötzlich fest, dass sie sich vom Herkunftsland und der Welt ihrer Eltern entfernt haben und – obwohl sie bereits in der neuen Heimat geboren sind – sich nicht heimisch fühlen können. Diese Menschen werden in der Soziologie als „People in Between“ genannt. Es handelt sich dabei häufig um Menschen der zweiten und dritten Generation, erfolgreich im Beruf, sprachlich kaum noch als Migranten erkennbar, gefühlsmäßig aber heimatlos und unzufrieden. Die Zuordnungskriterien können aber noch ausgeweitet werden. Wie viele Menschen kamen Mitte und Ende der neunziger Jahre nach Deutschland, stiegen gleich in einen schlecht bezahlten Job ein, ohne je einen Sprach- geschweige denn Integrationskurs gemacht zu haben? Da nun Sprache die Tür zur Gesellschaft ist, wie steht es – so ist zu fragen – mit diesen Menschen und ihrer Familien? Es nimmt kaum Wunder, dass diese Menschen mit geringen Deutschkenntnissen allzu gerne in einer abgeschotteten Welt leben, die nicht selten im Laufe der Zeit zu einem sozialen Brennpunkt wird.<sup>2</sup> Aus diesem Grund sagt der renommierte Migrationsexperte Klaus Bade: „Die nachholende Integration ist die wichtigste Säule der Integrationspolitik in Deutschland.“<sup>3</sup> Dafür hat der Staat aber noch kein Konzept, und wir in der Kirche haben es auch nicht. Es gibt also Versäumnisse auf beiden Seiten unserer Gesellschaft, auf der Seite der Zuwanderer, aber auch auf der Seite der Aufnahmegesellschaft. Wir sind heute soweit, diese Versäumnisse auch einzugestehen, auch die späte Einsicht, dass Integration keine Einbahnstraße ist und einen „doppelten Dialog“ verlangt.<sup>4</sup>

Auf den ersten Schritt, bei dem zentrale Bereiche des alltäglichen Lebens geordnet werden müssen, muss im zweiten Schritt so etwas wie eine geistige Beheimatung stattfinden. Hier sind die Kirchen und die Gesell-

---

2 Mir scheint, dass der von Klaus Bade gewählte Begriff „soziale Brennpunkte“ tatsächlich angemessener und passender ist als die Rede von einer „Parallelgesellschaft“; wie vielfach üblich in der Presse. Siehe auch den Artikel von Karen Schönwälder: Bunter als die Politik behauptet. Die Abschottungstendenzen von Migranten werden in der öffentlichen Debatte überschätzt. In: Frankfurter Rundschau, 29.08.2006.

3 Klaus J. Bade: Versäumte Integrationschancen und nachholende Integrationspolitik. In: Beiträge der Akademie für Migration und Integration. Heft 11. Göttingen 2007, S. 21-95.

4 Ebd., S. 44.

schaft in besonderer Weise gefragt. Der Staat kann Mittel zur Verfügung stellen, er kann aufrufen und mahnen, aber es braucht Menschen vor Ort, die sagen: „Du bist uns willkommen! Du gehörst zu uns. Wir brauchen dich.“ Rita Süßmuth mahnt einen Paradigmenwechsel in der Aussiedlerpolitik an, weg von der Frage, „wie kann ich dir helfen?“ hin zur Einladung: „Wir brauchen dich!“ – Wenn es uns nicht gelingt, jene Menschen, die wir als „People in Between“ bezeichnet haben, zu integrieren, dann wird unsere Gesellschaft die Herausforderungen der kommenden Jahrzehnte nicht bewältigen können. Das gilt sowohl für die Problematik, die mit der alternden Gesellschaft zu tun hat, als auch für jene, die mit dem Mangel an gut qualifiziertem Personal in der Wirtschaft zu tun hat.

### **Als Christ im Spannungsfeld zwischen den Völkern**

Die Deutschen aus Russland bezeichnen sich aufgrund ihrer Geschichte als ein „Volk auf dem Weg“. Diese Erfahrung gab auch dem Magazin der Landsmannschaft seinen Namen. Diese Bezeichnung will aber nicht nur auf die Geschichte, sondern auch auf das Leid hinweisen, dass dieser Landsmannschaft infolge deutscher und europäischer Tragödien im 20. Jahrhundert widerfahren ist: Enteignung, Vertreibung, Verfolgung, Hunger, Kälte, Tod und letztlich auch Heimatlosigkeit. Mit der Bezeichnung „Volk auf dem Weg“ verbanden die deutschen Katholiken aus Russland aber auch die Hoffnung, dass sie auf ihrem mühseligen Weg von Gott begleitet werden, dass Gott ihren Weg mitgeht und schützend seine Hand über sie hält. Bezeichnend ist, dass sie den Schutz Gottes auf die Fürsprache Mariens suchten. Das Gebet „Unter deinen Schutz und Schirm“ ist ein Mariengebete, das schon Kinder auswendig beten konnten.

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil werden die Gläubigen insgesamt als das „pilgernde und wandernde Volk Gottes durch die Zeit“ genannt. Auf dem Weg zu sein, ist also konstitutiv für das Leben eines Christen, im geistigen und wohl auch im geographischen Sinne. Jesu Wirken wird im Markusevangelium als Weg nach Jerusalem dargestellt. Paulus, dessen wir mit einem Paulus-Jahr heuer gedenken, wird als der Völkera-postel bezeichnet, und seine zahlreichen Briefe zeugen von seinen uner-

müddlichen Reisetätigkeiten um Christi Willen, damit die Botschaft Jesu bis an die Enden der Erde getragen werde. Der Missionsauftrag im letzten Kapitel des Matthäusevangeliums „Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ ist jedem getauften Christen als Auftrag mitgegeben. Auf dem Weg sein, Wanderer zwischen den Welten zu sein, ist für einen Christen gewissermaßen Auftrag. Es geht auf diesem Weg darum, Zeugnis abzulegen von jener Hoffnung, die mich trägt. Um dieses Zeugnisses Willen ist der Christ ein Wanderer zwischen den Welten. Heute muss man dafür nicht mehr in andere Länder reisen. Wir leben heute Tür an Tür mit Menschen verschiedenster Weltanschauungen, Nationen, Kulturen und Religionen. Und wenn Hans Urs von Balthasar recht hat, dass der Christ die zentralen Botschaften anderer Religionen kennen muss, um den ganzen Christus zu kennen und verkünden zu können, dann haben wir immer inmitten der Gesellschaft als Lernende, als Unterwegsseiende zu stehen. Wenn wir Christus als das Heil der ganzen Welt verkünden wollen, müssen wir auch wissen, welchen Samen der Heilige Geist in anderen Kulturen und Kontinenten gesät hat, diese Spuren seines Wirkens erfassen und uns so befähigen lassen, von Christus zu reden, dass es für Menschen verschiedener Kulturen verständlich wird. Christ sein heute impliziert ein Wandern zwischen den Welten um Christi und seiner Botschaft Willen. Mein hochverehrter Lehrer Prof. Dr. Dr. Hans Waldenfels SJ sagte aus diesem Grund einmal: „Ein Theologe spricht viele Sprachen.“ Ich möchte diesen Satz weiten: „Ein Christ spricht viele Sprachen.“ Denn Glaube ist Kommunikation. Kommunikation in einer modernen Welt setzt das Beherrschen anderer Sprachen voraus. Nebenbei bemerkt, die EU favorisiert das Modell Muttersprache+2, nicht wie die USA die Einsprachigkeit. Für einen missionarischen Geist ist das Wandern zwischen den Welten unter freiheitlichen Bedingungen und wenn es sein muss, auch in Not, ein Gewinn, ein Merkmal der Nachfolge Jesu. Er tut es heute nicht mehr – und das ist mit allem Nachdruck zu betonen – im Sinne einer früheren Konnotation des Missionsgedankens, nämlich der Ausdehnung des eigenen Kultur- und Kirchenbereichs, sondern im natürlichen Alltag gelebter Hinwendung. Auf diese Weise lebt der Christ im Spannungsfeld zwischen den Völkern, Kulturen und Religionen, als Hinweis auf den Je-mehr, auf den alle Sehnsucht stillenden Gott, was in der heutigen Welt untergehender Strukturen mehr denn je gebraucht wird.

## **Diskussion zum Vortrag von Visitator Dr. Alexander Hoffmann:**

*Burkhard Haneke:*

Ganz herzlichen Dank für diesen Vortrag. Ich habe während des Vortrags in die Gesichter der Zuhörer schauen können und deswegen kann ich Ihnen versichern, Ihren Ausführungen wurde mit allerhöchster Aufmerksamkeit gelauscht. Ich muss auch sagen, ich habe selten einen solchen Problemaufriss von Fragen, die mit Identität und Integration zusammenhängen, gehört wie gerade von Ihnen. Es hängt vielleicht auch damit zusammen, dass Sie das, was Sie uns sozusagen als systematisches Problem präsentiert haben, mit Ihrer eigenen Lebensgeschichte und Biographie auf sehr lebendige Weise verknüpft haben. Ganz herzlichen Dank für diese Ausführungen!

Ich glaube, Ihr Vortrag ist auch ein hervorragender Einstieg in die Gesamtproblematik des heutigen Vormittags, die wir dann in der Podiumsdiskussion noch weiter vertiefen werden.

Ich würde Ihnen gerne noch eine Frage stellen: Sie haben an einer Stelle bemerkt, unter den Bedingungen des totalitären Staates, in dem Sie lebten, war es nicht möglich, über die Probleme, die mit Glaube, Sprache und Identität in einem fremden Umfeld zusammenhängen, zu reden. Es war nicht möglich, weil eben die Freiheitsbedingungen in der Diktatur nicht vorhanden waren. Wie ist es denn in der liberalen Gesellschaft unserer Zeit? Damals konnte nicht darüber gesprochen werden. Sie sind ja professionell mit diesen Themen als Beauftragter der Bischofskonferenz beschäftigt. Wird denn – aus Ihrer Sicht heraus – in unserer liberalen Gesellschaft über dieses Problemzusammenhänge geredet?

*Visitator Dr. Alexander Hoffmann:*

Ich würde am Anfang Folgendes feststellen: Es ist zunächst einmal abhängig von der inneren Einstellung der jeweiligen Person, inwiefern das Fremde etwas Bedrohliches ist oder etwas ist, das mich befähigt, noch mehr Christ zu sein. Ein offener Geist geht auf andere zu und erlebt bei allen Ressentiments, die es zu überwinden gilt, dass es



für die Person und ihren Glauben bereichernd ist, in einer globalisierten Welt „Wanderer zwischen den Völkern“ zu sein. Ob wir es wollen oder nicht, Wanderer zwischen Kulturen und Sprachen zu sein, wird für uns zunehmend Wirklichkeit werden und wir müssen uns darauf einstellen. Es hilft nicht, auf Distanz zu gehen und zu meinen, dass ein friedliches und befruchtendes Zusammenleben sich schon irgendwie von selbst regelt und einrenkt, das tut es nicht! Deswegen ist es wichtig, dass es in unserer Kirche immer mehr Menschen gibt, die sich aufgrund ihres Glaubens und ihrer Bildung als Brückenmenschen verstehen, als Brückenmenschen in einer Gesellschaft, in der es Gruppen gibt, die den Weg in die Mitte der Gesellschaft nicht so richtig schaffen und vielleicht manchmal aus Bequemlichkeit, manchmal aus purer Angst oder Unwissen in der Ecke bleiben. Wanderer zwischen den Welten hat durchaus auch eine ethische Komponente und nicht nur eine schöngeistige. Ich bemühe mich im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz jenen Menschen zu helfen, die diesen Brückenschlag in die Mitte der Kirche, in die Mitte der Gesellschaft noch nicht geschafft haben. Gleichzeitig muss festgestellt werden, dass die Themenbereiche Religion, Sprache und Identität einzeln, aber auch in ihrem inneren Zusammenhang in der öffentlichen Diskussion vom Thema „Integration“ überlagert werden. Das behindert die Integration. Wir Deutsche haben eine übertriebene Scheu von Identität zu reden. Das hilft niemand.

*Burkhard Haneke:*

Vielen Dank für diese Erläuterung! Ich gebe jetzt weiter an Frau Claudia Gawrich, Bildungsreferentin bei Renovabis, die heute Vormittag als Anwältin des Publikums mitwirkt.

*Claudia Gawrich:*

Zunächst eine historische Frage nach der unterschiedlichen Situation und Behandlung von Religion und Kirche in den Ländern, die Sie genannt haben. Der Fragesteller schreibt: „Beispielsweise waren Litauen und Moldawien beide Sowjetrepubliken, aber offenbar hat sich die Diktatur in diesen Republiken der Religion gegenüber sehr unterschiedlich verhalten. Wie war das möglich, warum war das so?“

*Visitor Dr. Alexander Hoffmann:*

Es gibt eine sehr einfache Antwort darauf, die man zudem nicht für möglich hält. Bis in die achtziger Jahre hinein war die alte Schule der Kommunisten noch am Leben. Diese kannten sich untereinander. Wenn der litauische Präsident nach Moskau gefahren ist, war er mit Breschnew „per Du“, saß mit ihm an einem Tisch, sie waren Kameraden, weil sie zusammen im Krieg gekämpft haben und eine gemeinsame Vergangenheit hatten. Solch eine Person konnte in ihrer Republik auch einen gewissen eigenen Weg gehen. Allerdings muss man dazu sagen, dass es ein großer Vorteil war, dass die baltischen Republiken erst später, also nach dem Zweiten Weltkrieg zur Sowjetunion hinzugekommen sind. Es gab feste kirchliche Strukturen, die noch nicht zerstört waren, es gab sehr viele Geistliche, es gab in Litauen nach wie vor ein eigenes Priesterseminar, aus dem jedes Jahr zehn junge Priester hervorgingen. Und wie in Polen, so ist auch in Litauen Kirche und Sprache identitätsbildend. Ganz gleich, was mit dem Staat passiert, durch Sprache und Glaube wurde die nationale Identität aufrecht erhalten und hat sogar dieses System überlebt. In Litauen, wo gewachsene kirchliche Strukturen vorhanden waren, genoss der Glaube eine relative Freiheit. In Moldawien war die Situation eine andere, das Land war eher orthodox geprägt und weniger selbstständig. Sicher gab es für die dort lebenden Katholiken weniger Religionsfreiheit als in Litauen. Russlanddeutsche zogen nur deshalb dorthin, weil sie hofften, von dort aus leichter nach Deutschland ausreisen zu können. Der Zuzug der Deutschen nach Moldawien wurde aber sehr bald gestoppt, die bereits eingereisten ließ man im Vergleich zu Sibirien oder Kasachstan leichter und schneller in die Bundesrepublik ausreisen.

*Claudia Gawrich:*

Eine weitere Frage bezieht sich darauf, ob die Situation der „Menschen in between“ mit der Rückkehr in ihre Heimat nicht eher verschlimmert, weil sie dort eben auch nicht mehr zuhause sind.

*Visitor Dr. Alexander Hoffmann:*

Das ist eine gute Frage. Im Grunde steckt in dieser Sache eine große Tragik. Deswegen kann ich der Argumentation mancher Politiker,

man müsse die Rückkehr auch positiv sehen, denn es könnte ja sein, dass diese Menschen für uns, d. h. für die Industrie und irgendwie wohl auch für unsere Kultur – Brückenbauer in ihrem Herkunftsland werden könnten, nicht folgen. Ich denke vielmehr, dass diese Menschen noch sehr lange an ihren Wunden lecken werden – verzeihen Sie diesen Ausdruck. Für Deutschland ist es aber ein großer Verlust, wenn motivierte und gut ausgebildete Deutsche wieder nach Russland zurückgehen, weil ihr Hochschuldiplom – da in Russland erworben – nicht anerkannt wird!

*Claudia Gawrich:*

Es gibt noch eine weitere Frage zu den Perspektiven: „Was sollten die ‚Menschen zwischen den Welten‘ in Deutschland tun, um ihre Probleme besser zu lösen? Wo sehen Sie die wichtigsten Herausforderungen für die deutsche Politik und Gesellschaft?“

*Visitor Dr. Alexander Hoffmann:*

Nun, ich habe schon kurz über den doppelten Dialog gesprochen: Integration ist keine Einbahnstraße. Mit Sicherheit gilt es – und zwar auf beiden Seiten –, Versäumnisse einzugestehen, aber wichtig wäre auch, dass Kirche und Gesellschaft konsequenter versuchen, diese Menschen in ihre Arbeit miteinzubinden. Keiner spricht von einer Integration in die Kirche, auch wenn man hier besser von Hilfen zur geistigen Beheimatung sprechen sollte. Meine Landsleute sind durchaus offen und neugierig und stellen viele Fragen. Wenn ich mit Gruppen zusammen bin, merke ich: Das sind Menschen, die oft nicht einmal wissen, zu welcher Konfession sie eigentlich gehören, geschweige denn, was diese Konfession kennzeichnet. Es gibt für uns als Kirche hier noch eine ganz große Aufgabe, diesen „people in between“ eine geistige und kirchliche Beheimatung finden zu helfen. Ebenso ist es wichtig, dass jene Russlanddeutsche, die sich erfolgreich in die Gesellschaft integriert haben, anderen helfen, ihren Weg in der neuen Heimat zu finden.

*Claudia Gawrich:*

Folgende Frage liegt mir noch vor: „Welche Erfahrungen haben oder hatten Sie mit der russisch-orthodoxen Kirche als ‚Wanderer zwischen

den Welten‘ ?“ Ich vermute, diese Frage bezieht sich auf Sie persönlich, dann aber auch auf die Situation in unserem Land.

*Visitor Dr. Alexander Hoffmann:*

In meinem Elternhaus herrschte ein positives Bild der Orthodoxie. Das hat sich auch bis heute nicht geändert. Aus der konkreten Seelsorge gibt es Unterschiedliches zu berichten: Ich weiß, dass es auch in Bayern orthodoxe Pfarrer gibt, die sich in engagierter Weise großflächig um die orthodoxen Christen kümmern. Sehr oft beobachte ich auch, dass orthodoxen Christen die Nähe zur katholischen Kirche suchen, weil die nächste orthodoxe Kirche weit weg ist. Als Seelsorger schaffe ich es nicht, diese Menschen abzuweisen und ihnen zu sagen, dass es da 50, 80 oder 100 km weiter eine orthodoxe Gemeinde gibt. Wenn die Menschen da sind und damit sagen „Ich bin zu dieser Veranstaltung gekommen, weil es mich interessiert und ich mitmachen will“, dann sind mir diese Menschen herzlich willkommen. Sie dürfen mitmachen und können auch nach unserem katholischen Verständnis an der Heiligen Messe teilnehmen und zur Heiligen Kommunion gehen. Diese Menschen zeigen uns zugleich: Wir sind auf der Suche nach einer neuen geistigen Heimat. Ich denke, in diesem Bereich bedarf es seitens der Pastoral einer großer Sensibilität und eines glaubwürdigen christlichen Zeugnisses. Das suchen diese Menschen. Wo diese Menschen schließlich heimisch werden, liegt meist nicht in unserer Hand.

Trotz der sich hier und da ergebenden Schwierigkeiten gibt es in Deutschland Beispiele guter ökumenischer Zusammenarbeit. Diese kann weiter ausgebaut werden und manches deutet darauf hin, dass sich der Dialog mit der russisch-orthodoxen Kirche vertiefen wird, worüber ich mich sehr freuen würde. Die Bemühungen seitens des Heiligen Stuhls um einen Dialog mit der Orthodoxie wurden von der Weltöffentlichkeit mit großer Zustimmung aufgenommen, ebenso die Anzeichen einer Bereitschaft für einen Dialog seitens des Moskauer Patriarchats.

*Burkhard Haneke:*

Es sind offensichtlich keine weiteren Fragen bei der Anwältin des Publikums angekommen. Visitor Dr. Alexander Hoffmann hat gesagt, wer einigermaßen wach durch diese Zeit und unser Land geht, der

könne die Erfahrung eines „Wanderers zwischen den Welten“ machen. Er sprach das Thema „Einwanderungsland“ an. Wir haben im Anschluss an die Kaffeepause ein Podium, das sich genau mit dieser Problematik unter einer etwas anderen Überschrift befassen wird. Es geht um die so genannte „multikulturelle“ Gesellschaft, was aber im Grunde genommen nur ein anderes Wort für die gleiche Sache ist. Ich bedanke mich sehr herzlich in Ihrer aller Namen bei Herrn Visitator Dr. Hoffmann für seinen Vortrag und für die Diskussion.



## Probleme der Seelsorge in einer multikulturellen Gesellschaft

Teilnehmer: Diakon Nikola Ćapin, München  
Pfarrer Dr. Willi Klinkhammer, Budapest  
Zornitsa Kutlina-Dimitrova, Wuppertal  
Iryna Lenyshyn<sup>1</sup>, Eichstätt

Moderation: P. Provinzial Gabriele Parolin CS, Basel  
Burkhard Haneke, Freising

*P. Provinzial Gabriele Parolin CS:*

Unser Thema befasst sich mit Problemen der Seelsorge in einer multikulturellen Gesellschaft. Ich würde das Thema gerne ergänzen und nicht nur von Problemen, sondern auch von den Chancen und Herausforderungen der Seelsorge in einer multikulturellen Gesellschaft sprechen, weil ich möchte, dass wir das etwas positiver sehen, also nicht nur die Probleme, sondern auch die Chancen und die Bereicherungen, die uns diese multikulturelle Gesellschaft bringt, in den Blick nehmen.

Ich kann aus meinem Aufgabenfeld nur sagen, dass unsere priesterliche Gemeinschaft, die Scalabrini-Missionare, nicht nur die Italiener betreut, sondern alle Migranten. Ich habe in Europa mit Philippinos und Portugiesen zu tun, mit Spaniern und Latinos in Spanien, Deutschland und Italien, kurzum mit ganz verschiedenen Nationalitäten.

Ich möchte zunächst die Teilnehmer dieses Podiums vorstellen. Ich fange an mit Frau Zornitsa Kutlina-Dimitrova. Sie kommt aus Bulgarien und lebt in Aachen. Sie gehört der bulgarisch-orthodoxen Kirche

---

<sup>1</sup> Frau Lenyshyn hat inzwischen geheiratet und trägt jetzt den Namen Brychuk.

in Deutschland an und arbeitet im wissenschaftlichen Bereich. Sie war an einigen Forschungsinstituten in Aachen und in Bulgarien tätig, zur Zeit promoviert sie am Europäischen Institut für Internationale Wissenschaftsbeziehungen der Universität Wuppertal. Herzlichen Dank, dass Sie hier sind!

Als nächstes möchte ich Frau Iryna Lenyshyn vorstellen. Sie kommt aus der Ukraine, gehört der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche an und lebt in Eichstätt. Im Moment promoviert sie an der Universität Eichstätt. Auch Ihnen herzlichen Dank, dass Sie da sind!

Dann komme ich zu Herrn Pfarrer Dr. Willi Klinkhammer. Er ist Priester der Erzdiözese Köln. Nach seinem theologischen Studium und der Priesterweihe machte er eine Ausbildung zum Krankenhausseelsorger in Bonn. Aber zunächst war er ein Jahr lang Auslandspfarrer für die Deutschen in Sydney, Australien. Nun ist er schon seit einiger Zeit in zwei deutschen katholischen Gemeinden in Budapest tätig. Danke schön, dass Sie zu uns gekommen sind!

Nun komme ich zu Herrn Diakon Nikola Čapin. Er ist Kroat, geboren in Bosnien und Herzegowina. Nach seinem Theologiestudium hat er noch Germanistik und Philosophie studiert und war einige Jahre lang in der Schule tätig. Er hat im Jahr 1988 die Diakonenweihe erhalten und ist seit 1993 mit der katholischen Zigeunerseelsorge im Erzbistum München und Freising beauftragt. Danke schön, dass Sie da sind!

Unterstützen wird mich bei der Podiumsdiskussion Herr Haneke, der bereits die vorhergehende Diskussion geleitet hat.

Ich führe nun kurz in die Thematik unseres Podiumsgesprächs ein und würde Sie dann bitten, aus Ihrer Erfahrung heraus entsprechende Ergänzungen vorzunehmen.

Europa wird immer mehr zu einer multikulturellen Gesellschaft. Man muss nur durch Europa reisen, im Westen oder auch im Osten, dann treffen wir auf Menschen aus verschiedenen Kulturen, Nationen und Staaten. Diese Mischung bringt durchaus Vorteile mit sich, aber auch Spannungen, Ängste, Konflikte und Chancen. Das Empfinden einer multikulturellen Gesellschaft ist bei den Menschen sehr unterschiedlich, je nachdem, ob sie Einheimische, Migranten, Flüchtlinge oder Aussiedler sind. Und jeder betont natürlich, was er für richtig hält. Einige betonen das Wort Integration, andere das Wort Identität, wieder

andere das Wort Anpassung. Das sind Worte, die zu unserem Alltag gehören. Was aber ist die Aufgabe der Kirche in all diesen Zusammenhängen? Bietet die multikulturelle Gesellschaft auch Chancen für die Kirche? Diese Situation ist ja für die Kirche im Grunde genommen gar keine neue Situation. Die Kirche hat immer in einer multikulturellen Gesellschaft gelebt. Aber die heutige Situation bringt bestimmte neue Herausforderungen mit sich. Was also ist die Aufgabe der Kirche in der multikulturellen Gesellschaft von heute? Warum hat die Kirche besondere Seelsorgestrukturen für Migranten und für Deutsche im Ausland ins Leben gerufen? Die Sorge um und für diese Menschen braucht eigene Strukturen. Einige dieser Strukturen werden aber heute in Frage gestellt. Zum Beispiel die Zigeunerseelsorge: Hier geht es ja auch um Menschen, die für uns in Europa wichtig sind. Was tun wir für sie? Gehen wir mit Vorurteilen oder offen auf sie zu, sehen wir hier neue Chancen, neue Perspektiven? Alle diese Fragen werden wir jetzt in unsere Podiumsdiskussion mit einbringen. Ich bitte Sie schon jetzt, bei der Anwältin des Publikums, Frau Gawrich, Ihre Fragen einzureichen, damit wir diese dann gemeinsam diskutieren können.

Doch jetzt am Anfang erbitte ich je eine kurze Einführung von jeder Podiumsteilnehmerin bzw. jedem Podiumsteilnehmer, und ich beginne mit Frau Kutlina-Dimitrova.

*Zornitsa Kutlina-Dimitrova:*

Herzlichen Dank, Pater Parolin, für diese interessante Einführung! Zuerst möchte ich Renovabis danken, dass ich heute hier die Gelegenheit habe, mit Ihnen über dieses spannende Thema zu diskutieren. Wie Pater Parolin gerade sagte, komme ich aus Bulgarien, aus Sofia, lebe jedoch seit elf Jahren in Deutschland. Ich habe diese Zeit mit Studieren und Promovieren verbracht. Heute möchte ich gerne kurz auf zwei Aspekte eingehen. Erstens, wie ich als orthodoxe Christin in Aachen zur Kirche gegangen bin und wie das aussah. Und zweitens möchte ich beschreiben, wie ich als orthodoxe Christin in der deutschen Gesellschaft aufgenommen worden bin.

Als orthodoxe Christin bin ich damals mit meinem Mann und unseren Freunden aus dem Studiengang in die griechisch-orthodoxe Kirche in Aachen zum Gottesdienst gegangen. Dies war in der Regel zu Ostern



oder zu Weihnachten, und es war für mich sehr spannend zu erleben, dass ich beispielsweise zusammen mit Menschen unterschiedlicher Nationalitäten, meistens mit griechischen Freunden, in die Kirche gegangen bin, den Gottesdienst genossen habe und dass wir anschließend alle zusammen gefeiert haben. Das war eine sehr interessante und auch sehr rührende Erfahrung für mich. In Aachen gibt es zur Zeit keine bulgarisch-orthodoxe Kirche, aber das Bulgarisch-Orthodoxe stammt natürlich von der griechisch-orthodoxen Kirche ab.

Der zweite Aspekt, den ich kurz ansprechen möchte ist, wie ich als orthodoxe Christin von meinen deutschen Kollegen, Freunden und Bekannten aufgenommen worden bin. Mir wurde meistens die Frage gestellt: „Als Bulgarin bist Du Christin?“ Und in dem Moment, wo ich das bejahte, hatte ich zwar das Gefühl, dass die Sache total in Ordnung ist, aber das Interesse galt weiter diesem Thema. Ich hatte also in Deutschland als orthodoxe Christin keinerlei Schwierigkeiten. Was aber für mich spannend und vielleicht wichtig war, dass es zu Fragen kam, beispielsweise über das Osterfest. Ich sagte, dass wir das orthodoxe Osterfest an anderen Kalendertagen als die katholische Kirche feiern. Das Erstaunen war entsprechend groß, es war den meisten Menschen in Deutschland überhaupt nicht bewusst, dass man Ostern an zwei verschiedenen Zeitpunkten feiern kann. Aber Verwunderung und Missverständnissen bin ich als orthodoxe Christin nur selten begegnet. Weiterhin möchte ich sagen, dass ich in Deutschland eine Tendenz zum Übernationalen oder Supranationalen bemerkt habe. Die Deutschen und die Westeuropäer insgesamt verstehen sich meiner Meinung nach in den letzten elf Jahren immer mehr als Europäer und ein Stückchen weniger als Deutsche, Franzosen, Belgier usw. Das ist etwas, was mich besonders freut, weil ich mich als bulgarische Europäerin bezeichnen würde, und ich begrüße diese Entwicklung, die ich in Deutschland festgestellt habe, sehr.

Ich möchte gerne noch auf einen anderen Aspekt eingehen. Ich habe bemerkt, dass auch für die deutschen Menschen die persönlichen Werte eine sehr große Rolle spielen. Man ist interessiert an sozialem Verhalten, an Einfühlungsvermögen, an Kollegialität. Dies sind im Grunde alles auch christliche Werte. Zum europäischen Kulturerbe gehört das Christentum, was bei den meisten Menschen, die sich als Europäer bezeichnen, oft untergeht oder gar nicht mehr bewusst ist. Dennoch

stehen die christlichen Kirchen vor der großen Herausforderung, angesichts des Globalisierungsdrucks und des sich vereinenden Europas zusammenzuwachsen. Gestern ist hier im Raum ein Wort gefallen, das ich als sehr schön empfand: Versöhnung. Ich denke, es ist eine Hauptaufgabe der christlichen Kirchen, für Versöhnung einzutreten und die Gläubigen und die Menschen Europas zu vereinigen. Die Tatsache, dass wir, das heißt so viele orthodoxe und katholische Christen, heute hier sind, ist schon ein sehr gutes Zeichen dafür.

*Iryna Lenyshyn:*

Wir sind hier heute alle zusammengekommen, weil wir uns mit dem Problem Religion und Nation im 21. Jahrhundert beschäftigen. Wir haben gestern sehr interessante Gespräche geführt, auch in den Arbeitskreisen. Das alles, was ich Ihnen jetzt sagen werde, erzähle ich aus meinen eigenen Erfahrungen. Ich bin griechisch-katholisch, gehöre zur ukrainischen griechisch-katholischen Kirche, bin seit drei Jahren hier in Deutschland, studiere an der Katholischen Universität Eichstätt und mein Fach ist die Christliche Gesellschaftslehre.

Alle Probleme der Seelsorge muss man meiner Ansicht nach im gesellschaftlichen Kontext betrachten. Daher scheint es mir wichtig, zuerst ein paar Worte dazu zu sagen. Ich bin mir sicher, dass die Geschichte der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche vielleicht nicht so bekannt ist. Daher dazu ganz kurz: Die Geschichte der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche im 20. Jahrhundert war mit den politischen Veränderungen in Osteuropa eng verbunden. Nach der Eingliederung Ostgaliziens bzw. der Westukraine in den sowjetischen Staat 1944 war die griechisch-katholische Kirche in der Ukraine der staatlichen Verfolgung ausgesetzt. Die sowjetische Religionspolitik führte zur offiziellen staatlichen Auflösung der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche im Jahre 1946 und zur zwangsmäßigen Eingliederung in die russisch-orthodoxe Kirche. Alle Bischöfe wurden verhaftet und zu langjährigen Strafen in sowjetischen Gefängnissen verurteilt. Die ukrainische griechisch-katholische Kirche konnte ihre Struktur zwar im Untergrund bewahren, ihr öffentliches kirchliches Leben hat sich jedoch in die Diaspora verlagert.

1989, nach der Begegnung zwischen Papst Johannes Paul II. und dem damaligen sowjetischen Staatspräsidenten Gorbatschow, war die Verfol-

gung zu Ende. Unsere Kirche wurde wieder legalisiert und durfte ihre Gemeinden registrieren. Sie gewann ihren gesellschaftlichen Status zurück. Wegen ihres Widerstandes gegen das kommunistische Regime genießt sie heutzutage ein sehr hohes Ansehen in der Westukraine. Sie ist hier die größte und einflussreichste religiöse Gemeinschaft. Es scheint mir sehr wichtig zu betonen, dass in der Zeit der Verfolgung unsere Kirche die gewissermaßen die einzige Quelle zur Bewusstseinsbildung gegen die sowjetische Propaganda war. Das Ringen der griechisch-katholischen Gläubigen um die Legalisierung ihrer Kirche gegen Ende der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts war übrigens ein wesentlicher Bestandteil des allgemeinen Widerstandes gegen das totalitäre bzw. kommunistische Regime. Die Gläubigen nahmen an den Demokratisierungsprozessen aktiv teil. Daher haben die Geistlichkeit und auch wir Gläubigen keine Schwierigkeit, uns mit dem Nationalstaat zu identifizieren.

Nun möchte ich noch ganz kurz erzählen, wie ich mein christliches Leben hier in Deutschland erlebe. Ich studiere in Eichstätt und besuche dort die Gottesdienste im Collegium Orientale – dies ist meine Gemeinde. Vielleicht ist vielen von Ihnen bekannt, was das Collegium Orientale ist, manche wissen es aber nicht. Deswegen erkläre ich es jetzt: Es ist ein interkonfessionelles und internationales Studienkolleg für die Schwesterkirchen des christlichen Ostens. In dem Kolleg wohnen Priesteramtskandidaten, die aus verschiedenen unierten oder auch orthodoxen Kirchen kommen. Ich als eine Laiin gehe dort zu den Gottesdiensten am Sonntag oder auch zur Vesper an den Wochentagen hin. Die Gottesdienste, die ich dort erlebe, werden im byzantinischen Ritus und auf Deutsch gefeiert, da die Teilnehmer aus verschiedenen Kirchen kommen, beispielsweise aus der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche, der griechisch-katholischen Kirche der Slowakei oder Rumäniens. Sogar aus Indien kommen einige, und zwei Leute sind Mitglieder der koptischen Kirche. Ich bin persönlich davon überzeugt, dass es sich sehr vorteilhaft auswirkt, Deutsch als Gottesdienstsprache zu verwenden, wenn wir von einer Integration von uns Ausländern in die deutsche Gesellschaft sprechen wollen. Einerseits ist es besser und leichter für uns, aber andererseits öffnet es uns auch für die Deutschen, die zu uns in die Gottesdienste kommen und so mit uns feiern können. Sie können diese Sprache nicht nur verstehen, sondern auch aktiv mitfeiern, wenn

wir alle auf Deutsch singen. Meine These ist, dass die deutsche Sprache ein integrativer Bestandteil des gegenseitigen Kennenlernens ist, wenn wir als Ausländer aus verschiedenen Ländern bzw. Nationen hierher kommen und unsere verschiedenen Kulturen repräsentieren. Wenn wir einander kennenlernen wollen, müssen die Liturgie und der Gottesdienst meiner Ansicht nach auch für Ausländer – das heißt für uns – auf Deutsch gefeiert werden.

*P. Provinzial Gabriele Parolin CS:*

Wie Sie gehört haben – die Rolle der Sprache ist enorm! Sie ist, das haben wir vorher gehört, eine Bedingung der Identitätsbildung. Jetzt wandern wir weiter zwischen den Welten und zu den Deutschen im Ausland ...

*Pfarrer Dr. Willi Klinkhammer:*

... zu den Deutschsprachigen, um genau zu sein. Die Deutschsprachigkeit ist mein Thema und ist auch ein Thema der Deutschen Bischofskonferenz – seit 85 Jahren in diesem Jahr, denn so lange besteht das Auslandssekretariat der Bischofskonferenz schon. Heute sind es etwa 160 Gemeinden, die weltweit betreut werden. 80 Prozent der aktiven Mitglieder dieser Auslandsgemeinden sind Menschen, die befristet, meist aus beruflichen Gründen, im Ausland leben. Die deutschsprachige Seelsorge in Budapest ist seit den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts verbürgt, seit 1999 besteht auch noch eine kleinere Gemeinde im Bistum Győr, die ich damals gegründet habe.

Drei Schwerpunkte meiner pastoralen Arbeit, die mir wichtig sind, möchte ich an dieser Stelle erwähnen und Ihnen vorstellen:

Der erste Schwerpunkt ist mit dem Begriff der Heimat verbunden, dieser Begriff ist ja schon verschiedentlich gefallen. Fremd zu sein im Ausland bedeutet, da muss Heimat neu gefunden werden. Das ist die eigentliche Herausforderung der Globalisierung, jedenfalls für mich als Priester. Die Erfahrung des Fremdseins machen besonders die modernen Nomaden. Herr Dr. Hoffmann sprach von den „people in between“, eben von mobilen Menschen, die aus beruflichen Gründen im Ausland leben, die Partner in einer bi-nationalen Ehe- und Lebensgemeinschaft haben, Auswanderer sind, aber auch Rentner, oder Studenten und Praktikanten

im Ausland. Für die Menschen aus dem deutschsprachigen Raum will die Auslandsseelsorge diesen Menschen eine Heimat in der Fremde bieten. Das geschieht in erster Linie durch deutschsprachige Angebote, so zum Beispiel in der deutschen Sprache die Gottesdienste feiern zu können. Dazu gehört die Spendung der Sakramente Taufe, Erstkommunion, Firmung, Eheschließung, Krankenkommunion usw. Enger Bestandteil ist die Berücksichtigung der Ökumene, also ein ganz starker ökumenischer Anteil in der Auslandsseelsorge, so in Beziehung zur evangelisch-lutherischen oder auch zur evangelisch-reformierten Kirche, wie es in der Theologie des deutschsprachigen Raumes ja schon selbstverständlich ist. In der Lehre und Verkündigung gilt also der Standard des Herkunftslandes, und das ermöglicht auch eine theologische Heimat. Vom engen liturgischen Raum abgesehen bedeutet Heimat zu bieten weiterhin, dass wir im Religionsunterricht an den deutschsprachigen Schulen präsent sind und dort den Unterricht gewährleisten. Ich selber lehre darüber hinaus Medizinische Ethik an der deutschsprachigen Semmelweis-Universität in Budapest; aber auch der ganze Bereich der Erwachsenenbildung, den wir in der Gemeindegarbeit anbieten, gehört dazu.

Die Budapester Gemeinde will, wie alle anderen natürlich auch, ein soziales Netzwerk bilden. Hier soll das christliche Menschenbild einen konkreten Ausdruck finden, eine gemeinsame Lebensform sein, in der Menschen Entfaltungsmöglichkeiten und Heimat finden. Dies ist der eine Bereich: die *Heimat*.

Die zweite Funktion meiner Arbeit ist, eine *Brücke* zu bieten. Der ehemalige Leiter des katholischen Auslandssekretariats, Prälat Blome, hat einmal ausgeführt, dass die Seelsorge im Ausland grundsätzlich eine Brücke ist und keine Insel. Die Brückenfunktion sehe ich eben darin, dass das Umfeld, in dem Menschen vorübergehend leben und wohnen, mit seinen Eigenheiten, seiner Kultur, seinen Besonderheiten wahrgenommen und geschätzt wird. Die Seelsorge darf sich dabei nicht zurückhalten, den ihr anvertrauten Menschen diese Brücke zu zeigen oder mit ihnen auf diese Brücke zu treten. Daher ist der Kontakt zu den einheimischen Gemeinden und deren Mitgliedern wichtig. Aber auch Gespräche über Widerstände und Probleme im neuen Lebensumfeld können zu einem besseren Verständnis führen. Das Hinschauen und das Wahrnehmen der speziellen Probleme des Gastlandes können Fragen,

aber auch Antworten im Rahmen der Gemeindearbeit hervorrufen. Deswegen haben wir uns nach der heiligen Elisabeth benannt, der ungarischen Königstochter und thüringischen Landgräfin, die als Beispiel für die vielen Kontakte zwischen den deutschsprachigen Ländern und dem Gastland Ungarn steht. Jährliche Mai-Wallfahrten gehören zur Kontakt- und Brückenfunktion, um die Heiligtümer der ungarischen katholischen Kirche kennenzulernen und besser zu verstehen; aber auch die Chöre, die uns besuchen und die wir in ungarische Gemeinden schicken, oder einzelne Gruppen in der Gemeinde, die Landeskundige und -unkundige zusammenbinden, wie zum Beispiel in der Eltern-Kind-Gruppe mit Eltern und Kindern im Vorschulalter, wo sich ungarische und deutschsprachige Eltern mit ihren Kindern treffen.

Die dritte und letzte Funktion ist die der *Begleitung*. Die Umstände, die die Menschen in die Hauptstadt Ungarns geführt haben, sind so vielfältig wie die Menschen selber. Da sind Gesandte oder diplomatische Vertreter, Leiterinnen und Leiter verschiedenster Einrichtungen, Damen und Herren aus dem Bereich der Wirtschaft oder aus Forschung und Lehre, das sind Studierende verschiedener Studiengänge und auch Menschen, die aufgrund ihrer Lebens- und Partnerwahl in Ungarn leben, vielleicht für eine begrenzte Zeit, vielleicht für immer. Sie alle, ob nun mit Familie, mit Kindern, Lebenspartnern oder alleinstehend, haben ein Anrecht auf seelsorgliche Begleitung in ihrem neuen, für sie zum Teil fremden und sprachlich auch schwierigen Lebensumfeld. Begleitung ist eines der Hauptanliegen meines Handelns. Das seelsorgliche Gespräch, Begleitung in schwierigen Lebenssituationen, Beratung in persönlichen Fragen des Lebens zähle ich zu meinen vornehmsten Aufgaben. Ich biete Begleitung und Gespräch an in diesen zitierten Situationen. Aber natürlich tauschen sich auch die Mitglieder der Gemeinde mit Informationen aus, nicht nur über Einkaufsmöglichkeiten oder deutschsprachige Ärzte, gute Reiseverbindungen und Rechtsbeistände, sondern auch über Verhaltensregeln und -normen im Gastland, über Erziehungsfragen, Schulen oder Kindergartenangebote. Zu den zeitlich begrenzten Mitgliedern meiner Gemeinde zähle ich natürlich auch die Touristen, also Menschen, die sich aufgrund ihres Urlaubs dort aufhalten. Touristen bereisen dieses schöne Land Ungarn besonders in den Sommermonaten, und die Hauptstadt Budapest ist immer eine Sta-

tion des Urlaubs. Leider können dann immer auch Schwierigkeiten auftreten, die nicht vorhersehbar sind, zum Beispiel kann ein plötzlicher Krankenhausaufenthalt nötig werden oder im schlimmsten Fall ist ein Todesfall zu beklagen. Hier biete ich Seelsorge für Menschen an, die sich in einer Lebenskrise befinden oder in Situationen von Krankheit und auch Trauer.

Ein letzter Aspekt dieser Arbeit stellt für mich die seelsorgliche Begleitung von Menschen aus deutschsprachigen Herkunftsländern dar, die sich ganz unfreiwillig im Gastland aufhalten, nämlich weil sie entweder dort straffällig geworden sind und vorübergehend inhaftiert wurden – ich rede von Untersuchungshaft –, oder die sich für eine längere Zeit im Strafvollzug befinden. Hier ist mir wichtig, Menschen in den fünf Einrichtungen des Strafvollzugs in der Hauptstadt zu besuchen, die sich in diesen Anstalten entweder gar nicht oder nur ganz schwer verständlich machen können und die natürlich als Ausländer dann auch einem großen Druck ausgesetzt sind und keine oder nur seltene Besuche von ihren Angehörigen aus dem Heimatland bekommen.

Es geht also in meiner Arbeit darum, Heimat zu bieten, Brücke zu sein, Begleitung anzubieten – und das Ganze dieser Funktionen möchte ich zusammenfassen im Begriff des *Beistandes*. Der Mittelpunkt der Seelsorge ist eben der Mensch, dem dieser Beistand gilt, in dem er Heimat, Brücke und auch Begleitung erfährt.

*P. Provinzial Gabriele Parolin CS:*

Wenn ich den Begriff Heimat gleich aufnehmen darf: Ich habe gestern Abend auf einem Schild hier in der Stadt Freising gelesen „Wir sind Heimat: Einladung zu einer großen Demonstration am 6. September für die Bewahrung unserer Heimat“. Da habe ich mich dann gefragt, was denn wohl die Heimat der Zigeuner ist? Herr Diakon Čapin ist ein Kroat, integriert in Bayern, in einer deutschen Gemeinde, und er arbeitet für die Zigeuner. Herr Čapin, was ist Heimat?

*Diakon Nikola Čapin :*

„Wanderer zwischen den Völkern“: Der Vortrag, den wir gerade gehört haben, ist für mich als Fügung Gottes zu sehen und er hätte – genauso wie der ganze Renovabis-Kongress –, sehr gut zu unserem Zigeuner-

seelsorger-Kongress, der vor wenigen Tagen hier in Freising stattfand, gepasst. Alle Diskussionen und Beiträge, die wir hier gehört haben, hätten auch dort ihren Platz gehabt. Ich bin hier sozusagen als ein „Quereinsteiger“ – Domkapitular Monsignore Huber ist heute mit Erzbischof Marx in Frankreich, und so bin ich stellvertretend für ihn Teilnehmer dieser Diskussion. Aber ich sehe es auch als Gottes Vorsehung, dass die Zigeuner bei diesem Kongress einen beachtlichen Schwerpunkt bekommen haben. Gestern fanden schon fruchtbare Gespräche in zwei Arbeitsgruppen dazu statt und heute gibt es hier diesen Beitrag. Ich wurde heute schon oft angesprochen und darauf hingewiesen, dass die Parallelen evident sind, nicht nur mit dem Vortrag von Herrn Dr. Hoffmann, sondern auch jetzt in dieser Diskussion gerade mit den Aspekten der Begleitung, des Beistands, der Rolle der Sprache usw.

Hier unter uns sind auch Zigeunerseelsorger, auf die ich hinweisen möchte. Sie werden verstehen, wenn sie inkognito bleiben wollten. Hier sind der ungarische Nationaldirektor für Zigeunerseelsorge, der serbisch-montenegrinische Nationaldirektor und der „Zigeunerbischof“ aus Rumänien: Sie alle sind sehr kompetente Ansprechpartner für die Zigeunerseelsorge. Ich selber bin ein Kroat, der hier seit 30 Jahren lebt, seit 22 Jahren in der Kirche arbeitet, seit 20 Jahren in der Seelsorge als Diakon, bis vor kurzem immer auch in einer deutschen Pfarrei und als Beauftragter für die Zigeunerseelsorge im Erzbistum München und Freising, inoffiziell auch Ansprechpartner für die Diözesen Passau, Eichstätt und Augsburg, weil dort niemand für diese Aufgabe ernannt worden ist. Aus meiner Biographie geht hervor, dass ich ein „Wanderer zwischen den Welten“ war und bin, zuerst als Student und Priesteramtskandidat, später als Lehrer im kommunistischen System, danach als Diakonsbewerber und schließlich als Diakon in der katholischen Kirche.

Welche Heimat haben die Zigeuner? Sie wissen, dass die Zigeuner vor 1000 Jahren in verschiedenen Schüben aus ihrer Urheimat Indien ausgewandert sind. Dort gibt es heute noch mindestens 18 Millionen Zigeuner. Die Zahl von 250.000 Zigeunern hier in Deutschland halte ich ein bisschen hoch angesetzt, denn es können nur Schätzungen darüber gemacht werden, wie viele hier wirklich leben. Man weiß, dass es ungefähr 70.000 deutsche Zigeuner bei uns gibt – das sind vor allem die Sinti. Roma gibt es in verschiedenen Kategorien: Gastarbeiter, Zigeu-



ner aus dem ehemaligen Jugoslawien – sie haben sich als Jugoslawen deklariert, weil sie einen jugoslawischen Pass besaßen. Nach dem Zerfall Jugoslawiens sind sie Roma aus den einzelnen Teilstaaten. Dann zählen zu ihnen die Roma-Kriegsflüchtlinge aus Bosnien und dem Kosovo, insgesamt ca. 50.000 Menschen.

Die deutschen Sinti und Roma wollen nicht „Zigeuner“ genannt werden. Dazu möchte ich noch kurz zwei Sätze sagen: „Zigeuner“ ist der Oberbegriff für alle Stämme, Gruppierungen und Gruppen, weil die Zigeuner ein Nomadenvolk mit einer 1000-jährigen Geschichte waren, und „normalerweise“ war das Nomadentum immer der Grund der Ablehnung, Ausgrenzung und Vertreibung, weil sie als Fremde nicht angenommen wurden. Alle Elemente, die wir bezüglich der Ablehnung des Fremden und des Fremdseins gehört haben, sind bei den Zigeunern noch ausgeprägter. Trotz ihrer 1000-jährigen Geschichte haben sie heute noch als einziges Volk keine Heimat, aber eine gemeinsame Sprache, das Romanes, das eng verwandt mit dem Sanskrit ist.

Jedes Land und jede Region hat seine eigenen Probleme mit den Zigeunern. In Ost- und Südosteuropa sind sie besonders groß. Einige der Länder, die neu in die EU eingetreten sind, haben auf einmal große Probleme, weil die Zigeuner als Minderheit einen großen Anteil ihrer Bevölkerung ausmachen; beispielsweise sind es zwei Millionen in Rumänien. Im Erzbistum München und Freising arbeite ich seit 15 Jahren als Zigeunerseelsorger. Früher gab es eine solche Stelle nicht. Wir sind nur sieben Zigeunerseelsorger in ganz Deutschland. In Bonn gibt es im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz eine Bundesstelle, wo Pater Jozef Lancarić SDB als Seelsorger und Koordinator tätig ist. Ihm zur Seite stehen noch ein Sozialarbeiter und eine Sekretärin.

Neben der Tätigkeit in den deutschen Pfarreien wirke ich also all die Jahre auch in der Seelsorge mit den Zigeunern. Die besonderen Aufgaben bestehen in der Suche nach konkreten Wegen christlicher Glaubensvertiefung in deren eigenen Traditionen. Bekanntlich sind die Zigeuner ein Volk mit besonderen Sitten und Bräuchen, die uns wegen ihrer jahrhundertelangen nomadischen Lebensweise ziemlich fremd sind. Wie jeder Diakon, so bin auch ich in den verschiedenen Seelsorgebereichen tätig, in der Diakonie, der Verkündigung und Liturgie; ich möchte z. B. Taufen, Beerdigungen, Pfarrarbeit, Gestaltung von Medita-

tionen und Gebetszeiten, Segnungen, Wortgottesfeiern und Katechese erwähnen. Die Vorbereitung und Begleitung von Wallfahrten ist ein wichtiger Bereich meiner Tätigkeit, weil Zigeuner gerne wallfahren und so ihren Glauben besonders zum Ausdruck bringen. Sie sind sehr gläubige Menschen, ihr ganzes Leben ist eigentlich ein Dasein aus dem Gottvertrauen. Der Glaube an Gott, den Schöpfer und Erhalter des Lebens, sowie seine Führung spielen eine große Rolle im Alltag der Zigeuner. Alle diese Elemente, die ihr Glaubensleben ausmachen, brauchen Begleitung und Vertiefung im Lichte des Evangeliums.

Der karitative Bereich ist ein großes Feld, wo die Hilfestellungen in vielerlei Hinsicht angeboten werden: Beratung und Hilfestellung in Wohnungsfragen, Vermittlung an Fachstellen, Unterstützung bei Straffälligkeit, Kooperation mit relevanten Institutionen usw. Deutschland ist ein Sozialstaat, und zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren höre ich die Zigeuner öffentlich selbst anerkennen: „Wir sind glücklich und gut gestellt in Deutschland, uns geht es gut im Vergleich mit Zigeunern in Rumänien oder in anderen Ländern, die dort große Schwierigkeiten haben.“ Warum? Weil Deutschland als Sozialstaat den Zigeunern entsprechende Rechte gewährt, die die übrigen Staatsangehörigen auch genießen. So bekommt jeder beispielsweise eine Sozialwohnung usw.

Ein weiteres wichtiges Feld in meinem Dienst in der Zigeunerseelsorge sind Aufgaben in der Beratung und Information über das religiöse, kulturelle und gesellschaftliche Leben dieser Minderheit. Diese wecken das Verständnis für ihre Kultur und sind wichtiger Beitrag zum Abbau von Vorurteilen, die noch reichlich vorhanden sind. Diese Aufklärungsarbeit wird angeboten in den Pfarreien, Dekanaten und Regionen, aber auch in nichtkirchlichen Institutionen, die mit Zigeunern zu tun haben. Hier muss natürlich noch mehr geschehen. Auch die Medien seien in diesem Zusammenhang erwähnt!

Das, was Sie, Herr Pfarrer Klinkhammer, erwähnt haben, versuche ich auch zu leisten durch Begleitung, Beistand und Beratung.

*Claudia Gawrich:*

Zunächst nun eine Frage an Frau Kutlina-Dimitrova. Orthodoxe Gemeinden in Deutschland gelten oft als „Inseln“, in denen die Erinnerung an die Heimat gepflegt wird. Sehen Sie das auch so? Und wie könnten

sie zu Gruppen werden, die eine neue Beheimatung in der deutschen Gesellschaft fördern?

*Zornitsa Kutlina-Dimitrova:*

Das ist eine sehr gute Frage, und ich denke tatsächlich, dass die orthodoxe Gemeinde als eine „Insel“ zu bezeichnen ist, weil sich dort die Menschen einander zugehörig fühlen. Man kann gemeinsame Werte, Meinungen und Weltanschauungen teilen und kann zusammen feiern. Dennoch zeigt mir die Realität, dass ich mit Rumänen, Griechen und Bulgaren zusammen feiern und man so auch eine Brücke zu Menschen anderer Glaubensrichtungen und Religionen bauen kann. Für mich ist das ein wichtiges Zeichen: Indem man in der eigenen Gemeinde zusammenwächst und sich besser kennen und verstehen lernt, ist dies auch der Weg, dann weiter zu gehen und Brücken zu schlagen zu den Menschen, die anderen Nationen angehören oder auch anderen Religionsrichtungen.

*Claudia Gawrich:*

Vielleicht könnten Sie, Herr Pfarrer Klinkhammer, ein wenig erläutern, inwieweit Pastoral und Caritas wesentliche Bestandteile Ihrer Arbeit sind. Gleich damit verbinden möchte ich auch die folgende Frage: „Sind nicht Menschen mit höherer Bildung sowieso in der Lage, eher Kontakte – auch in der Kirche – zu bekommen, und inwieweit gäbe es die Möglichkeit, auch Menschen mit niedrigerem Bildungsstand ebenso zu integrieren?“

*Pfarrer Dr. Willi Klinkhammer:*

Seelsorge und Sozialarbeit, das hängt bei uns immer eng zusammen. Ich habe jetzt ein Bild vor Augen, und Sie können sich dies auch gerade einmal vor Augen führen. In unseren Sonntagsgottesdiensten in deutscher Sprache sitzt der Botschafter neben dem arbeitslosen Ungarn. Im Anschluss daran, im Gemeinde-Café, sehen sie sich dann auch wieder. Da passiert ganz viel an „Egalitärem“, was es sonst in anderen Territorialgemeinden so ohne weiteres nicht gibt. Außerdem möchte ich doch noch einmal erwähnen: Wir haben bei uns ja 80 Prozent moderne Nomaden, also Leute, die aus beruflichen Gründen

kommen und nach ein paar Jahren wieder gehen. Wir haben natürlich auch 20 Prozent, also eine kleinere Gruppe, von eher älteren Menschen, die als Ungarndeutsche dazugehören und die auch gerne die Gottesdienste, unsere Veranstaltungen und Gruppen besuchen. Und da sind wir natürlich auch, sofern wir das wissen, dahinter, denen zu helfen. Sie müssen sich das so vorstellen: Das sind Menschen, die eine Minirente von umgerechnet 300 bis 500 Euro haben und damit durch den Winter kommen müssen. Das bedeutet, sie stehen vor der unwürdigen Alternative: Entweder heizen sie ihre kleine Wohnung oder sie kaufen sich etwas zu essen. Und diese unwürdige Alternative versuchen wir bei den Leuten, die wir kennen, aufzubrechen und unterstützen daher diese Menschen zwischen November und Februar. Davor und danach nehmen diese Menschen gar kein Geld an, dafür sind sie zu stolz. Aber zwischen November und Februar bekommen sie eine finanzielle Unterstützung in Höhe von 50 Euro monatlich, damit diese Alternative aufhört. Dies ist nur ein Beispiel.

Jetzt, am Ende des Monats, fahre ich mit diesen Senioren – übrigens auch von der reformierten Seite, da spielt die Ökumene wieder eine große Rolle – eine Woche zu einem kleinen Ort in die Nähe von Passau. Die Teilnehmer bezahlen einen Anteil von 200 Euro, aber pro Person brauchen wir natürlich noch einmal den gleichen Betrag, damit wir finanziell über die Runden kommen. Da unterstützen uns dann Sponsoren aus der Wirtschaft, von den Botschaften usw.

*Diakon Nikola Čapin:*

Ich würde hier gerne etwas hinzufügen: Die Zigeunerseelsorge ist wesentlich auch Seelsorge im karitativ-sozialen Bereich, als Diakon ist mir die „diakonia“ ja auch besonders aufgetragen. Aber meine Stelle ist im Ordinariat dem Referat 9 zugeordnet und nicht dem Seelsorgereferat, weil wir meinen, dass es hier um die Verkündigung des Evangeliums durch die Tat geht. Genau das ist Caritas und Diakonie im christlichen Sinne und genau das ist auch meine Tätigkeit in der Zigeunerseelsorge, nämlich die Verkündigung des Evangeliums auch durch Taten. Dazu gehört wirklich vieles: auch die Spenden, beispielsweise für Renovabis! Wenn ich an die alte Frau im Altenheim denke, die ihr letztes Geld für Renovabis spendet, oder an die Erstkommunionkinder, dann ist das

auch in gewisser Hinsicht Seelsorge mit Herz und Verkündigung und Zeugnis durch die Tat.

*Claudia Gawrich:*

Eine konkrete Frage an Pfarrer Klinkhammer bezieht sich auf die Betreuung der Minderheiten; konkret werden die Donauschwaben in Ungarn genannt. Sind Sie für diesen Bereich auch zuständig?

*Pfarrer Dr. Willi Klinkhammer:*

Ich weise niemanden ab, aber ich bin da für die Leute, die erst einmal vorübergehend in Ungarn sind, dort arbeiten und leben. Das ist so eine Geschichte mit den Donauschwaben beziehungsweise mit der ungarndeutschen Minderheit, die ja auch zu uns kommt und auch gerne kommen kann, das ist gar kein Thema. Aber dafür bin ich nicht ernannt. Da müsste es vom entsprechenden Ortsbischof eine Ernennung geben, die besagt: „Bitte kümmern Sie sich um die ungarndeutsche Minderheit.“ Das gibt es aber nicht, jedenfalls nicht in dem Bereich, in dem ich arbeite.

*Claudia Gawrich:*

Zwei Fragen in Bezug auf die Zigeuner: Inwieweit gibt es bei ihnen die Bereitschaft, sich von ihrer Gemeinschaft zu lösen, beispielsweise bei Aufnahme eines Studiums? Und: Inwieweit gibt es bei ihnen die Bereitschaft, auch eine Arbeitsstelle anzutreten? Was dann vielleicht auch bedeuten könnte, sich von der Gruppe zu lösen und in anderen Bereichen zu leben. Wie groß ist die Bereitschaft und Einstellung, sich woanders hinzubegeben und sein eigenes Leben anders zu gestalten?

*Diakon Nikola Čapin:*

Ich habe die Frage sehr gut verstanden, weil kürzlich während des Sechsten Weltkongresses der Zigeunerpastoral hier in Freising diese Problematik besonders ins Auge gefasst wurde. Bezüglich verschiedener Nationen und Staaten wurde betont, dass es auch Beispiele von studierten Zigeunern gibt, die zum Beispiel Priester, Diakone, Ordensschwwestern geworden sind oder – auch hier in Deutschland – andere Berufe ausüben. Hier spielt manchmal die Situation der Großfamilie

und ihrer Umgebung eine Rolle, dass jemand dadurch privilegiert ist, dass er vom Vater seinen traditionellen Beruf lernen kann und akzeptiert ist. Aber im Allgemeinen schaffen 80 Prozent der Zigeuner in Deutschland nicht einmal den Hauptschulabschluss, geschweige denn weiterführende Schulen. In anderen Ländern ist die Situation, glaube ich, noch schlimmer.

Vereinzelt gibt es die Bereitschaft, aber man kann nicht pauschal sagen, dass die Zigeuner jetzt bereit wären, ihre Lebensweise aufzugeben, um sich reibungslos zu integrieren. Hier bedarf es noch großer Anstrengungen der Gesellschaft und vor allem der Kirchen und religiösen Gemeinschaften.

*Claudia Gawrich:*

Nun noch eine abschließende Frage an alle: Sollten Gottesdienste zur Erleichterung der Integration in das Gastland neben der jeweiligen Muttersprache auch in Deutsch gefeiert werden?

*Iryna Lenyshyn:*

Wenn die ukrainischen Gemeinden, beispielsweise in München, Frankfurt oder Ingolstadt, alle aus Ukrainern bestünden, würde ich bezüglich einer Integration in die deutsche Gesellschaft als Lösung vorschlagen, dass zum Beispiel die Gottesdienste in zwei Sprachen gehalten werden. Die Lesungen oder die Predigt könnten natürlich auf Ukrainisch und auf Deutsch vorgetragen werden. Ich finde, wenn wir die Liturgie immer nur in ukrainischer Sprache halten, dann ist das zwar auch schön, aber wir sind nun einmal in Deutschland und wir streben ja die Integration an. Deswegen würde ich sagen: zweisprachiger Gottesdienst und Lesung und Predigt auf Deutsch und Ukrainisch.

*P. Provinzial Gabriele Parolin CS:*

Es ist aber vorher gesagt worden, dass Sprache und Bildung Wege zur Integration sind. Können Sie etwas dazu sagen?

*Iryna Lenyshyn:*

Ja, sehr gerne. Es wurde die Frage gestellt, warum Menschen mit einem Hochschulstudium tatsächlich einen einfacheren Zugang aus

diesen Gemeinden heraus auf andere hin finden. Ich erkläre dies einfach mit einem breiteren Zugang zur Information. Da wurde auch gefragt, was man für Menschen tun kann, die nicht so gebildet sind und die nicht studiert haben. Ich denke, eine mögliche Antwort ist tatsächlich, einen Dialog zu starten, diese Menschen, die auf einem anderen Bildungsstand sind, anzusprechen und sie einzuladen, miteinander zu diskutieren, mehr voneinander zu lernen, den anderen zu verstehen und ihm die Gewissheit zu geben, dass er genauso verstanden und angenommen wird.

Ich denke, es zeigt sich ja, wie effektiv dieser Dialog auch hier und heute ist, denn dieser Kongress ist ja auch ein Dialogforum – und das finde ich einfach sehr schön, dass wir alle gemeinsam, die aus verschiedenen Ländern und Bildungsständen kommen, miteinander diskutieren können. Und vielleicht lässt sich diese Antwort, das heißt dieses Konzept, auch problemlos auf Menschen anwenden, die kein Hochschulstudium, aber dennoch das Interesse haben, von anderen zu lernen und dadurch zu wachsen.

*P. Provinzial Gabriele Parolin CS:*

Integration ist eine wichtige Frage nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch in der Kirche. Einige in der Kirche vermeiden das Wort Integration, weil manche Bischöfe sagen, dass es in der Kirche keine Ausländer gebe und alle integriert seien. Herr Pfarrer Klinkhammer, wie sehen Sie in der Kirche diese Aspekte?

*Pfarrer Dr. Willi Klinkhammer:*

Das ist sehr ambivalent. Für mich ist hier gerade das Beispiel der Auslandsseelsorge für die Deutschsprachigen wichtig. In Australien gibt es Gemeinden, die werden vielleicht das Jahr 2010 nicht mehr erleben. Diese Gemeinden sind so überaltert oder klein geworden, dass man dort den entsprechenden Pater in den Ruhestand schickt, anschließend ist Schluss. Es gibt aber umgekehrt auch immer Gemeinden, gerade an den Knotenpunkten der Welt – Budapest gehört sicher dazu, aber auch viele andere europäische Hauptstädte –, wo ganz viel passiert, wo es unheimlich viel Aktionen und Aktivitäten zwischen den Kulturen und Nationen gibt. Dort wird es auch immer eine deutschsprachige Seel-

sorge geben und geben müssen. Das ist deswegen eine so ambivalente Geschichte, weil es ja eben oft auch Gemeinden gibt, wo sich der Auftrag erfüllt hat – beispielsweise bei den Gemeinden in Melbourne und Adelaide – oder aber, wo es einen permanenten Seelsorgeauftrag gibt, weil eben die Leute ständig kommen und gehen, eben die schon genannten modernen Nomaden, die dann, wenn sie nur drei Jahre da sind, kein Ungarisch lernen wollen. Sie denken sich dann, dass man – nach einem Aufenthalt beispielsweise in China oder in Singapur – nun nicht auch noch Ungarisch lernt.

*P. Provinzial Gabriele Parolin CS:*

Eine multikulturelle Gesellschaft bereitet der Kirche manchmal Probleme, bietet aber auch verschiedene Chancen. Vielleicht wäre es eine Möglichkeit, an die Kirche die Bitte zu richten, eine multikulturelle Seelsorge zu entwickeln. Ich habe oft den Eindruck, dass sich jeder nur um seine begrenzte Aufgabe kümmert. Aber ein kirchliches Verständnis, dass wir alle an einem bestimmten Ort für alle Probleme der Christen und der Nichtchristen zuständig sind, haben wir oft nicht. Ich möchte alle Podiumsteilnehmer bitten, ein kurzes Schlusswort zu sprechen: Welche Chance bietet aus Ihrer Sicht bzw. Ihrer Aufgabe heraus die multikulturelle Gesellschaft für die Kirche?

*Diakon Nikola Čapin:*

Heute früh hat Bischof Németh am Schluss seiner Homilie ein wunderbares Wort gesagt. In seinen Worten sind Gott und der Mensch selber die Grundlagen und Maßstäbe einer solchen multikulturellen Begegnung. Ich füge bezüglich der schöpfungstheologischen Lehre noch hinzu, dass Gott in seiner Schöpfung Pluralität und nicht Uniformität wollte, er wollte mehrere Völker und Sprachen innerhalb seiner Schöpfung. Und so ähnlich hat es ja auch Erzbischof Marx bei der Eröffnung dieses Kongresses gesagt. Nur in diesem Verständnis kann Integration auch in der Kirche gelingen: Sein-Lassen und Anerkennen des Anderen, das Eigene nicht als einzigen Maßstab setzen. Das geht, das eröffnet Horizonte und das macht Freude. Meine Arbeit in der deutschen Pfarrseelsorge seit 20 Jahren und seit 15 Jahren in der Zigeunerpastoral beruht auf dieser Motivation und christlichen Einstellung. Darauf be-



ruht aber auch meine Freude am Leben und der Sinn, den ich gefunden habe, seitdem ich in der Kirche meinen Dienst tue.

*Pfarrer Dr. Willi Klinkhammer:*

Dem kann ich mich nur ganz kurz anschließen. Die multikulturelle Gesellschaft ist ein Zuwachs von Erfahrungswissen. Wenn beispielsweise Menschen verschiedener Kulturen und Ethnien in einer Gemeinde zusammentreffen und -kommen, dann lässt das keinen unberührt. Sie gehen auf jeden Fall anders heraus, als sie hinein gegangen sind.

*Zornitsa Kutlina-Dimitrova:*

Ich würde auch sagen, dass die Wahrnehmung der multikulturellen Gesellschaft durch die Kirche tatsächlich eine große Chance und Aufgabe bildet. Es ist wichtig, dass die christliche Kirche zeigt, wie sie sich auch selber weiterentwickelt und die Probleme der Menschen in einer globalisierten Welt auch tatsächlich versteht und mit den neuen Herausforderungen wachsen kann. Ich kann nur auf den inspirierenden Vortrag von Visitator Dr. Alexander Hoffmann zurückgreifen und sagen: Die Aufgabe der Kirche ist es einfach zu verstehen, zu vereinigen, und ich würde auch sagen: zusammenzuführen. Das würden die Menschen verstehen, das würde auch ihr Vertrauen in die Kirche stärken. Und überhaupt wäre das für die Weiterentwicklung der Kirche zusammen mit allen Völkern der Welt etwas Großartiges.

*Iryna Lenyshyn:*

Wir als Gemeinde im Collegium Orientale in Eichstätt können keinen einheitlichen Monolith bilden, denn wir kommen ja auch aus ganz verschiedenen Ostkirchen. Ich nehme das als ein konkretes Beispiel. In solch einer kleinen Gemeinde aus 40 Leuten gibt es natürlich manchmal auch Spannungen und Probleme. Einige dieser Probleme sind personenbezogen, andere sind vielleicht ein bisschen globaler. Aber die Worte oder Aussagen, dass wir gute Verhältnisse untereinander haben müssen, sind keineswegs leer. Sie haben eine Bedeutung. Ich finde, wenn wir alle zusammen in einer Gesellschaft leben möchten, dann müssen wir die Vorbehalte den anderen gegenüber abbauen. Das würde ich uns allen sehr herzlich wünschen.

*P. Provinzial Gabriele Parolin CS:*

Ich danke allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern und gebe das Wort an Herrn Haneke.

*Burkhard Haneke:*

Herzlichen Dank! Ich darf mich meinerseits im Namen von Renovabis bei Ihnen, Pater Parolin, für die Übernahme der Moderation dieses Podiums bedanken und auch meinerseits natürlich den Dank an alle Diskutanten aussprechen.

Es war in der Diskussion immer wieder vom Brückenbau die Rede. Ich darf jetzt die Brücke bauen zum Schlussteil unseres Renovabis-Kongresses. Wir erwarten nun ein kleines Abschlussstatement von Erzbischof Stanislav Hočevár, der den Kongress ja von Anfang an begleitet hat. Er hat den gesamten Kongress verfolgt und wird sicher noch einige Gedanken zu dem, was er hier erlebt und erfahren hat, vorlegen. Sein Abschlussstatement steht unter der Überschrift „Gedanken zu einer christlichen Identität“.

*Das Vokalensemble St. Georg, Freising, erfreute die Kongressgäste am Abend des 5. Septembers*



### **III. Berichte aus den Arbeitskreisen**



*Soczewica*

*Przybecki*

*Oeldemann*

*Berezhnaya*

*Turiy*

## Arbeitskreis 1

### **Kulturträger und Stifterin nationaler Identität? Kirche und Nation in Polen und der Ukraine**

Referenten: Dr. Lilya Berezhnaya, Münster  
Prof. Dr. Adam Przybecki, Poznań  
Wojciech Soczewica, Warschau  
Prof. Dr. Oleh Turiy, Lwiw

Moderation: Dr. Johannes Oeldemann, Paderborn

Aus den beiden Partnerländern waren jeweils zwei Experten vertreten, und zwar für die Ukraine Frau Dr. Lilya Berezhnaya, die derzeit an den Universitäten Passau und Münster lehrt, und Prof. Dr. Oleh Turiy von der Ukrainischen Katholischen Universität in Lwiw. Aus Polen nahmen Prof. Dr. Adam Przybecki (Universität Poznań) und der Politologe Wojciech Soczewica am Arbeitskreis teil. Herr Soczewica ist im Kanzleibüro des polnischen Ministerrats in Warschau für Europafragen zuständig.

In seinem Eingangsstatement hob Oleh Turiy hervor, dass die griechisch-katholische Kirche zwar für das nationale Bewusstsein in der Ukraine stets wichtig gewesen ist. Jedoch dürfe die griechisch-katholische Kirche nicht mit dem „Ukrainischen“ gleichgesetzt werden. Auch sei sie in ihrer Geschichte nie ausschließlich ukrainisch gewesen. Ein wesentliches Element für die nationale Identität der Ukrainer ist für Lilya Berezhnaya die Zugehörigkeit zur Orthodoxie. Dabei bemühe sich neben der Ukrainischen Orthodoxen Kirche des Kiewer Patriarchats seit 2007 auch die Orthodoxe Kirche des Moskauer Patriarchats verstärkt um die Schaffung einer eigenständigen nationalen orthodoxen Kirche in der Ukraine. Inzwischen sei zwischen den einzelnen orthodoxen Kirchen geradezu ein Kampf um die nationale Deutungshoheit ausgebrochen. Erst kürzlich habe sich auch der ukrainische

Staatspräsident Viktor Juschtschenko erneut für eine einheitliche orthodoxe ukrainische Kirche ausgesprochen.

Adam Przybecki verwies auf den engen Zusammenhang zwischen nationaler Identität und katholischer Kirche in Polen. Als der polnische Staat nach den Teilungen des Landes aufgehört hatte zu existieren, habe die nationale Identität, Sprache und Kultur der Polen nur durch die Kirche bewahrt und somit gerettet werden können. Die katholische Kirche in Polen habe daher weit über die Aufgabe der unmittelbaren Evangelisation gewirkt und sich daher stets auch als Träger der nationalen Kultur verstanden. Zugleich sei aber eine erfolgreiche Evangelisation ohnehin nur dann gegeben, wenn sich der Glaube in der Kultur und Sprache der Menschen ausdrücke. Glaube und sprachlich-kulturelle Identität gehören untrennbar zusammen und seien somit überhaupt die Basis für eine erfolgreiche Glaubensvermittlung<sup>1</sup>. Wojciech Soczewica wies in seinem Eingangsstatement darauf hin, dass die katholische Kirche in Polen – wie zur Zeit der polnischen Teilungen – für einige gesellschaftliche Gruppen auch in der Gegenwart wieder eine identitätsstiftende nationale Bedeutung habe. Dabei gehe es diesmal jedoch um die Europäische Union, die von einigen als Bedrohung wahrgenommen werde und einen Angstfaktor darstelle. Da die EU keine Identität stifte, erfolge ein Rückgriff auf die Kirche als identitätsstiftendes Element. Andererseits sei jedoch festzustellen, dass die Polen die größten EU-Fans seien und viele Polen sich nicht durch die EU bedroht sehen. Allerdings betrachten viele Polen die EU (ebenso wie die NATO) in erster Linie als Wertegemeinschaft und wünschen sich, dass sie sich in diese Richtung weiter entwickelt. Im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Staat und Kirche sah Wojciech Soczewica in Polen eine vergleichbare Situation wie in Deutschland. Inzwischen nehme die Kirche auch dort viele Funktionen in Staat und Gesellschaft wahr, sodass es zu einer zunehmenden Verwischung der Bereiche von Staat und Kirche komme. Da beide Bereiche immer enger miteinander verwoben seien, könne das

---

1 Siehe hierzu auch das schriftliche Statement von Professor Przybecki, das den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Arbeitskreises am Ende der Veranstaltung ausgehändigt wurde und im Nachfolgenden dokumentiert ist.

Problem künftig darin bestehen, dass es in einer Krisensituation keine ausgleichende Kraft mehr gebe, wie es für Polen in der Vergangenheit mit seinem Kräfte-Dualismus zwischen Staat und Kirche lange Zeit charakteristisch war.

*Schwerpunkte der anschließenden Diskussion:*

- Zunächst wurde über das Verhältnis von Kirche und Nation in der Ukraine gesprochen. In einer zweiten Runde wurde diese Frage im Hinblick auf die Situation in Polen erörtert. Aus zeitlichen Gründen war es jedoch nicht möglich, die beiden Diskussionsrunden in Beziehung zu setzen und auch über das polnisch-ukrainische Verhältnis und die Rolle der Kirchen zu sprechen.
- Was die Entwicklung in Polen angeht, wurde im Hinblick auf die identitätsstiftende Rolle der Kirche auf den Polen-Länderbericht von 2006 verwiesen, wonach es in Polen inzwischen keinen einheitlichen Katholizismus mehr gebe, sondern immer mehr divergierende Strömungen und Tendenzen zu beobachten seien.
- Als problematisch wurde von einigen Teilnehmern des Arbeitskreises die inhaltliche Ausrichtung von Radio Maryja gesehen. Radio Maryja wird als antisemitisch und ausgrenzend eingestuft, was sowohl den Ideen einer EU-Wertegemeinschaft als auch dem Evangelium widerspreche. Von polnischer Seite erfolgte in diesem Zusammenhang der Hinweis, Radio Maryja sei Ausdruck einer allgemeinen Verunsicherung und Angst unter alten Menschen in Polen, die noch in den alten Kategorien denken und sich vor neuen Entwicklungen fürchten.
- Als weiteres Problem im derzeitigen Verhältnis der Kirche zu Staat und Gesellschaft wurde die Angst vieler polnischer Bischöfe vor der Freiheit gesehen. Oftmals liege jedoch ein falscher Freiheitsbegriff zugrunde, der Freiheit mit Beliebigkeit verwechsle.

In einer Abschlussrunde wurde am Beispiel beider Partnerländer die identitätsstiftende Funktion von Kirche in einer zunehmend pluralen Gesellschaft erörtert. Was die Ukraine betrifft, muss für die katholische

Kirche konstatiert werden, dass es eine Ostverschiebung gegeben hat. Während man vorher nur in Galizien, also im Westen des Landes agiert hat, sei man inzwischen immer mehr im Osten tätig, der konfessionell wesentlich heterogener und pluraler sei. Daher sei es die Aufgabe der Kirche in einer multikonfessionellen Umgebung, danach zu schauen, was die verschiedenen Konfessionen und Kirchen eint und verbindet, statt nach dem Trennenden zu suchen.

Im Hinblick auf das Treffen zwischen dem Patriarchen der Russisch-Orthodoxen Kirche, Patriarch Aleksej II., und dem Patriarchen von Konstantinopel, Patriarch Bartholomaios I., das im August 2008 stattgefunden hat, wurde von Oleh Turiy kritisch angemerkt, dass dieses Treffen, das anlässlich des 1.020-jährigen Jubiläums der Christianisierung der Kiewer Rus' stattfand, nur politisch motiviert war, aber diesem Treffen keine spirituelle Dimension wie bei einem Papstbesuch zugrunde lag. Für Lilya Berezhnaya stellte dieses Treffen daher aus religiöser Sicht für die vielen pilgernden Menschen eine große Enttäuschung dar. Die enge Verbindung zwischen Religion, Nation und Politik müsse in der Ukraine somit zunehmend als ein Realitätsfaktor wahrgenommen werden.

Adam Przybecki sah die Herausforderungen für die katholische Kirche in Polen darin, künftig ihre Dialogfähigkeit zu bewahren. So sei die Kirche für junge Polen bei der Suche nach den Antworten auf grundlegende existentielle Fragen wieder wichtiger geworden. Allerdings müsse sich die Kirche hierbei dialogbereiter und weltoffener zeigen. Für Wojciech Soczewica hat die Politik in Polen die Aufgabe, künftig einen Raum zu schaffen, in dem diese grundlegenden Fragen diskutiert werden können.

*Joachim Sauer, Freising*



*Anhang: Statement von Prof. Dr. Adam Przybecki*

Polens Geschichte ist ein sehr beredtes Beispiel für die besondere Verbindung von (katholischer) Kirche und nationaler Kultur und für die Rolle, die diese Kirche bei der Gestaltung des nationalen Bewusstseins spielte und weiterhin spielt. Dies ist ein besonderer Schlüssel zum Verständnis der Spezifik der eigenartigen Beziehungen, die bis heute zwischen der Kirche und den Polen bestehen. Wesentliches Element dieser Situation ist jene Verbindung der Kirche mit Nation und nationaler Kultur, wie sie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Zeit der – von den Nachbarstaaten verantworteten – sog. polnischen Teilungen an Bedeutung gewann. Gerade diese Periode von über 120 Jahren nichtbestehender polnischer Staatlichkeit wurde zu einer Zeit, die Kirche und Nation zusammenschweißte. In dieser Periode der Nichtexistenz des polnischen Staates auf der Landkarte Europas war die Kirche, die die nationale Kultur stützte und trug, die einzige Erfahrung polnischer Identität. Daran knüpfte Papst Johannes Paul II. in der bekannten Ansprache über die Rolle der Kultur im Leben der Völker an, die er vor der Vollversammlung der UNESCO in Paris am 2. Juni 1980 hielt. Er sagte damals: „Ich bin der Sohn einer Nation, die die schrecklichsten Erfahrungen der Geschichte durchmachen musste, einer Nation, die von den Nachbarn mehrmals zum Tode verurteilt wurde – und doch am Leben und sie selber blieb. Sie wahrte die eigene Identität und wahrte in der Zeit der Teilungen und Besetzungen die eigene Souveränität als Nation – ohne sich auf irgendwelche andere Mittel physischer Macht stützen zu können, sondern nur auf die eigene Kultur, die sich in diesem Fall als Macht erwies – größer als jene Mächte.“<sup>2</sup>

Ein Publizist beschrieb diese Situation sehr treffend, als er den eigenen diesbezüglichen Betrachtungen die bezeichnende Überschrift gab: „Als die Kirche die Nation war.“ In einer Zeit, da der polnische Staat von der Landkarte Europas wegradiert war, stellte das Gotteshaus die einzige Erfahrung von Polentum und nationaler Kultur dar. Diese Ver-

---

2 Johannes Paul II.: Für die Zukunft der Kultur. Ansprache vor der UNESCO. Paris, 2. Juni 1980. In: *Wiara i kultura. Dokumenty, przemówienia, homilie* (Glaube und Kultur. Dokumente, Ansprachen, Predigten). Rom 1986, S. 74.

bindung vertiefte sich in späterer Zeit – auch während des Zweiten Weltkriegs, als die Kirche in solidarischer Weise das Schicksal der Nation teilte. Auch die Zeit der kommunistischen Regime in Polen nach dem Zweiten Weltkrieg festigte diese Verbindung von katholischer Kirche und nationaler Kultur. Die Kirche akzeptierte damals die Rolle eines Repräsentanten für die Erwartungen der unterdrückten Gesellschaft. Die polnischen Bischöfe waren sich bewusst, dass dies im Verhältnis zur grundlegenden Evangelisierungsmission eine Ersatzfunktion war. Sie unterstrichen jedoch mehrfach, dass sie den mühsamen und riskanten Dialog mit der kommunistischen Staatsmacht auf sich nahmen, um die nationale Identität der Polen und ihre Kultur zu retten.

Deutlich hervorgehoben werden muss, dass das Engagement der Kirche für die Unterstützung von nationaler Kultur und Identität ihre grundlegende Evangelisierungsmission nicht verdecken darf. Dennoch ist die Frage der Kultur im Prozess der Evangelisierung etwas sehr Wichtiges. Das Bewusstsein des sich in der Kultur erfüllenden Glaubens konstituierte vielfältige Beziehungen zwischen Kirche, Kultur und den sie schaffenden Gruppen. Mehrmals verwies Johannes Paul II. darauf, wobei er daran erinnerte, dass „Glaube, der nicht Kultur wird, ein nicht voll akzeptierter, nicht ganz durchdachter, nicht treu durchlebter Glaube ist“<sup>3</sup>. Demnach kann man dann davon sprechen, dass die Kirche ihre grundlegende Evangelisierungsmission erfüllt, wenn der Glaube in der Sprache der Kultur jener Menschen artikuliert wird, denen er verkündigt wird!

Die Erfahrung der Zeit kommunistischer Regime in Polen nach dem Zweiten Weltkrieg bestätigt die große Rolle der Kirche bei der Bewahrung von Kultur und nationaler Identität der Polen. Bis heute erlaubt es dieser kulturelle Faktor ihnen, die nationale Identität zu definieren, auch unterstützt er den Prozess der Evangelisierung. Doch in der neuen Situation des sozio-politischen Pluralismus in Polen reicht der genannte Kultur-„Träger“ – der sehr wichtig bleibt – nicht aus, um der jungen

---

3 Johannes Paul II.: Powołanie do życia Papieskiej Rady do spraw Kultury. List do Kardynała Sekretarza Stanu Agostino Casaroli. Rom, 20. Mai 1982. In: Wiara i kultura. Dokumenty, przemówienia, homilie (Glaube und Kultur. Dokumente, Ansprachen, Predigten). Rom 1986, S. 161.

Generation den Glauben zu vermitteln. Immer häufiger wird unterstrichen, dass er durch die sog. religiöse Sozialisation ergänzt werden muss, das heißt durch eine Aktivität mit dem Ziel, die persönliche Religiosität der Glieder der Gemeinschaft der Gläubigen zu vertiefen. Die Kirche, die nicht mehr eine Ersatzfunktion erfüllen muss, weil die Gesellschaft ja die volle Souveränität erlangt hat, muss sich auf die grundlegende Evangelisierungsmission konzentrieren. Allerdings zeigt sich, dass nach so vielen Jahrzehnten des Handelns in einer anderen Wirklichkeit die Realisierung einer solchen Aufgabe nicht leicht ist. Immer wieder melden sich Gewohnheiten aus der vergangenen Epoche zu Wort.

*Aus dem Polnischen übersetzt von Wolfgang Grycz. Der Text wurde in vollem Wortlaut übersetzt, doch wurde auf die französischen Zitate in den Fußnoten und die Wiedergabe der Internetquellen verzichtet.*

## Arbeitskreis 2

### **Rumänien: Chancen und Gefahren im Zusammenleben verschiedener Nationen und Konfessionen \***

Referenten: Bischof Florentin Crihalmeanu, Cluj  
Gerlinde Frei, Timișoara  
Anemarie Ioana Gasser, Bukarest  
Dr. András Marton, Alba Iulia

Moderation: Dr. Monika Kleck, Freising

Die Moderatorin führte in die Thematik des Arbeitskreises ein und betonte gleich zu Beginn, dass es in Rumänien sehr viele Nationalitäten, Religionsgemeinschaften und somit Kulturen gibt. Dies führe zusammen mit einem entsprechenden historischen Erbe zu komplexen Problemen, aber auch gleichzeitig zu großem Reichtum, enormen Möglichkeiten und kultureller Vielfalt. Im Anschluss stellten sich die Experten kurz vor.

Gerlinde Frei (Diözese Timișoara) warf einige Schlaglichter auf die Geschichte ihres Heimatbistums. Die Diözese Timișoara stand nach dem Zweiten Weltkrieg noch verhältnismäßig gut da: Die Zahl der Katholiken war zwar auf ca. 360.000 zurückgegangen, die Zahl der Pfarreien lag bei 170. Jedoch sind nach fünfzig Jahren Kommunismus, Verschleppung und Abwanderung der deutschen Bevölkerung nach Westen sowie einem massenhaften Exodus nach 1989 deutliche Spuren eines Rückgangs der Katholikenzahl festzustellen. Die Katholiken bilden heute sowohl ethnisch als auch religiös in Rumänien eine Minderheit. Von den 1,5 Millionen Einwohnern des Bistums sind rund 85 Prozent rumänisch-orthodoxen Bekenntnisses. Die etwa 140.000 Katholiken gehören fast alle einer nichtrumänischen nationalen Minder-

---

\* Der Arbeitskreis wurde in englischer Sprache durchgeführt.



heit an. Daher besteht eine doppelte Diaspora, religiös und auch ethnisch. Das Verhältnis zu den im Diözesangebiet ansässigen nichtkatholischen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften sowie zu den anderen Religionen ist von Toleranz geprägt und friedlich. Man achtet sich gegenseitig und ist im Übrigen eher zurückhaltend. Das religiöse Leben wird weitgehend von der Tradition geprägt und – im positiven Sinne – auch getragen. Dies gilt allerdings mehr für den ländlichen als für den städtischen Raum, wo jedoch der Großteil der katholischen Gläubigen meist noch in geschlossenen Sprachgruppen gesondert lebt. Gerade der sehr wichtige Bereich der Jugendarbeit, an deren Programmen sich Jugendliche aus den verschiedenen Minderheiten beteiligen, gilt als exemplarisch für die gegenseitige kulturelle Bereicherung und einen entsprechenden Austausch.

Von einem Zusammenleben der Kulturen und Religionen konnte laut Dr. András Marton (Caritas Alba Julia) am Ende der 1980er Jahre, in der Agoniephase des national-kommunistischen Systems von Ceaușescu, kaum die Rede sein, bestenfalls war es ein Nebeneinander. Der generell gültigste Charakterzug dieses Systems lief auf eine Zerstörung der menschlichen und sozialen Dimension des Lebens hinaus. Die römisch-katholische Kirche war zu dieser Zeit eine mehr oder

weniger tolerierte Glaubensgemeinschaft, die jedoch die Zusammenarbeit mit dem kommunistischen Staat verweigerte. Verloren gegangen war die Kultur und die Praxis der sozialen Verantwortungsübernahme, die lebendige Beziehung zu den Gläubigen und unter den Gläubigen ebenso wie die Fähigkeit der Selbstorganisation. Anfang der 1990er Jahre war dann die euphorische Brüderlichkeit vom Dezember 1989 sehr schnell vorbei. Nationale Minderheiten suchten nach der Möglichkeit, ihre Rechte und ihre gefährdete Identität zu retten, was im März 1990 unter anderem zu Straßenkämpfen führte. Die katholische Kirche begann schon in dieser Zeit, eine institutionelle Wohlfahrtspflege aufzubauen. Dr. Marton betonte die Wichtigkeit, auf Nationalität, Konfession, Sprache und Kultur Wert zu legen, hob aber hervor, dass das Überspitzen dieser Dimensionen durch Ausgrenzung und Entwürdigung anderer Menschen diese aufgrund von nationaler und konfessioneller Angehörigkeit entwertet. Er sieht die EU in diesem Kontext sowohl als Chance als auch Herausforderung. Der Ausblick nach Europa, das Kennenlernen von Vielfalt spornt einerseits an zu Toleranz, trägt aber auch zu einer besseren und klareren Definition der eigenen Identität bei.

Bischof Florentin Crihalmeanu (Cluj) berichtete von bedeutenden Schritten in Richtung einer Lösung interkultureller Konflikte durch die rumänische Regierung. Über dieses Befürworten hinaus wird eine Akzeptanz multikonfessioneller und interreligiöser Strukturen jedoch kaum praktiziert, sondern eher noch aufgeschoben. Einflüsse von Diskriminierungen sind bezüglich der verschiedenen Religionen immer noch spürbar. Einige Würdenträger und Geistliche zeigten sich der Ökumene gegenüber offen, aber die große Mehrheit betrachte sie mit Misstrauen und instrumentalisieren sie lediglich medial zu ihrem eigenen Zweck. Einen positiven Beitrag zum Zusammenleben der verschiedenen Konfessionen leistet die Rumänische Bischofskonferenz sowie auch die Babeş-Bolyai-Universität in Cluj, an der es vier theologische Fakultäten gibt (orthodox, römisch-katholisch, protestantisch und griechisch-katholisch). Ebenso wie etwa in der Slowakei sollte der rumänische Staat Probleme in Zusammenhang mit dem nationalen Erbe durch eine entsprechende Gesetzgebung lösen. Nationalität sollte hierbei

nicht höher bewertet werden als Religion oder Konfession. Jeder Bürger sollte versuchen, in Einheit mit seinen Mitmenschen zu leben und dennoch Vielfalt zu wahren.

Anemarie Ioana Gasser (Bukarest) sprach sich für die Identifikation und Qualifikation führender Personen innerhalb von Minderheiten-  
gruppen aus. In der Vergangenheit kümmerten sich viele Menschen nur um ihre eigenen Probleme. Der Austausch von Erfahrungen sollte dazu beitragen, eigene Traditionen und kulturelle Werte entsprechend zu schätzen und zurückzugewinnen. Auch sollte man zuerst sich selbst kennen, bevor man etwas über andere lernt. Werte und die eigene Identität seien die Grundlage für eine Zusammenarbeit zwischen verschiedenen ethnischen und religiösen Gruppen.

Stichworte zur anschließenden Diskussion:

- Zusammenarbeit und etwas über den anderen zu lernen ist möglich, wenn man dies will.
- Zitat aus dem Evangelium „Neuer Wein in neuen Schläuchen“: Die Länder Mittel-, Ost- und Südosteuropas sind noch nicht bereit für den „neuen Wein“
- Christen sind verpflichtet, ihr Leben nach dem Evangelium zu leben.
- Wandel in der Spiritualität wird die Kirche noch viel Zeit und Arbeit kosten.
- Versöhnung, Vergebung, Verständnis, Kommunikation miteinander und Respekt füreinander sind *unerlässlich für den Fortschritt* (bei gleichzeitigem positiven Zurückblicken, d.h. einer Interpretation der Geschichte ohne Reue).
- Junge Menschen haben es einfacher, da sie den Kommunismus nicht miterlebt haben und daher weniger nationalistisch denken.
- Mentaler Schaden durch Kommunismus wurde unterschätzt. Ziel ist das Heilen der Erinnerungen (Dr. Marton erwähnt als Beispiel ein aktuelles Universitätsprogramm).
- Uneinigkeit bezüglich Kollekten für andere Gemeinden und Diözesen. Ein gutes Zeichen sind jedoch Äußerungen wie „Wir haben zwar selbst nicht genug, aber ...“

- Jeder sollte im Rahmen seiner Möglichkeiten Verantwortung übernehmen. Dies ist häufig aufgrund eigener Armut nicht so einfach.
- Basierend auf der eigenen Lebensgeschichte das Erlernte weitergeben.
- Die Formulierung universeller Werte sei besonders wichtig.
- Persönliche Beziehungen als positives Beispiel und Gegenpol zu Vorurteilen.
- Vorsicht bei unterschiedlicher Betrachtung von Problemen (Subjektivität bei Problemlösungen).

Die Teilnehmer des Arbeitskreises sollten durch Zuordnung von Stichpunkten auf einer Pinnwand innerhalb des Spektrums „Nation und Religion“ positive bzw. negative Einflüsse auf das Zusammenleben verschiedener Nationen und Konfessionen bestimmen. Am häufigsten genannte positive Einflüsse waren:

- Der Metropolit als ein positives Beispiel für Toleranz und Respekt,
- eine Gebetswoche für die Einheit der Christen,
- die gemeinsame Bischofskonferenz,
- soziale Projekte und Unterstützung für jedermann,
- Selbsterkenntnis (eigene Werte und Identität) als Grundlage für ein Miteinander.

Am häufigsten genannte negative Einflüsse:

- Eine Orientierung hin zu Macht und Geld zerstört Menschlichkeit und Respekt.
- Die politische und wirtschaftliche Krise erschwert das Zusammenleben von Kirche und Staat.
- Staatliche Diskriminierung der griechisch-katholischen Kirche.
- Der Kommunismus war prägend für eine nationalistische Doktrin und zerstörte die Gesellschaft auf allen Ebenen.
- Sprachliche Minderheiten leben in geschlossenen Kreisen zusammen.
- Unterschiedliche Ansichten über bestimmte historische Ereignisse.

*Thomas Hartl, Freising*



## Arbeitskreis 3



### Serbien: Erfahrungen von Miteinander

Referenten: Erzbischof Stanislav Hočevar SDB, Belgrad  
Dragiša Jerkić, Regensburg  
Jelena Jablonov Maksimović M.A., Belgrad  
Bischof Dr. László Nemet, Zrenjanin

Moderation: Stefan Kube, Zürich

Wenn man heutzutage Pressemeldungen über Serbien studiert, ergibt sich ein fast ausschließlich negatives Bild; schlechte Schlagzeilen über das südosteuropäische Land sind fast jeden Tag in den Massenmedien anzutreffen. Die jüngste politische Geschichte ist von immensen Krisen geprägt – man denke an Kosovo. Aber auch die Aufarbeitung der Genozide des Jugoslawienkrieges in den neunziger Jahren ist noch zu bewältigen.

Frau Maksimović, Mitarbeiterin der Konrad-Adenauer-Stiftung in Belgrad, brachte in diesem Zusammenhang den Begriff der „erinnernen Versöhnung“ in die Diskussion ein. Sie informierte aus persönlicher Sicht über die Lage der serbisch-orthodoxen Kirche (im folgenden SOK). Die von vielen apostrophierte Wende sei für die Kirche eher negativ gewesen, ein (Neu-)Orientierungsprozess noch im Gange. 2001 wurde der Religionsunterricht an staatlichen Schulen wieder einge-

führt, seit 2004 werden Seminare für Mitarbeiter der Medien angeboten, seit 2007 gibt es ein Abkommen für engere Zusammenarbeit zwischen Kirche und Staat, und erst kürzlich traf man sich in Novi Sad zu einem interkonfessionellen Katechetenseminar. Mit Hilfe der Konrad-Adenauer-Stiftung ist ein Kompendium der Soziallehre in serbischer Sprache erschienen. Auf dem Weg in ein modernes Serbien sind dies zwar kleine, aber äußerst hoffnungsvolle Schritte.

Dragiša Jerkić, der aus Serbien stammt und in Regensburg studiert, thematisierte in seinem Kurzreferat die Situation auf der „politischen Bühne“, also das Problem des serbischen Nationalismus, die geschichtliche Entwicklung Serbiens und das Wesen der Liturgie der SOK. Im Grunde genommen wurde – so sein Fazit – das Typische des Serbischen bewahrt: die Einheit von Kirche und Nation.

Bischof Dr. László Németh skizzierte die vielen Wellen von Erneuerung und Umwälzung, aber auch ökologische Probleme (z. B. der Bau eines Staudammes), die vor allem die kroatischen und bosnischen Heimatvertriebenen in der Wojwodina hart treffen. Dort leben nahezu 99 Prozent aller serbischen Katholiken, und dort hat die Kirche ihre genuine Aufgabe, die je eigenen Muttersprachen der Volksgruppen zu bewahren. Nach Krieg und Vertreibungen sind nur noch 400.000 Katholiken in den drei Bistümern Bačka, Banat und Zrenjanin übriggeblieben.

Erzbischof Stanislav Hočevar, gebürtiger Slowene und seit 2001 im Amt, erläuterte die politisch-geographische Einbindung der einzelnen Regionen Montenegro, Kosovo und Wojwodina. In der ganzen Welt besteht eine serbische Diaspora. Viele junge Menschen entscheiden sich für ein Studium im Ausland. Tendenziell studieren Laien in West- und Mitteleuropa, Anwärter für den Klerus hingegen vor allem in Russland bzw. Griechenland. Im staatlich garantierten Recht auf Religionsunterricht sieht er eine Chance für den Frieden der Kulturen über die Konfessionsgrenzen hinweg (auch für Judentum und Islam). Die religiösen Gemeinschaften sind präsenter geworden.

Zentrale Themen der anschließenden Diskussion waren:

- Die theologische Ausbildung,
- religiöse Themen in den serbischen Medien,
- der Austausch zwischen dem serbischen Staat und dem Vatikan,
- die Tätigkeit der gemischten Kommission von orthodoxen und katholischen Bischöfen,
- die fruchtbare Arbeit der Caritas,
- die Unterstützung begabter orthodoxer Studenten durch römische Stipendien.

Entgegen der von den Medien oft negativ dargestellten Situation Serbiens hat sich für die Teilnehmer des Arbeitskreises ein ganz anderes, durchwegs positives Bild des Balkanlandes herauskristallisiert. Zwischen allen christlichen Konfessionen besteht ein lebendiger Dialog. Erzbischof Hočevar schilderte in der Diskussion die hoffnungsvollen Ansätze im interkonfessionellen Kontakt besonders zur SOK. Man erkennt sich gegenseitig an, besucht sich bei den Gottesdiensten und initiiert auch konfessionsverbindende soziale Projekte. In einer Schlussrunde kam an erster Stelle der teilweise fehlende Mut in der Begegnung mit der anderen Konfession auf Ebene der Basis (Gemeinde) – vor allem die Begegnung von Katholiken und Orthodoxen – zur Sprache. Wünschenswertes Ziel wäre die Interkommunion. Doch dies bleibt wohl (einstweilen) Zukunftsmusik.

*Reinhard Schnitzler, München*

## Arbeitskreis 4



### Brennpunkt Kosovo

Referenten: Jelena Bosković, Hannover  
Jak Gjoni, Prizren  
Srdjan Popović, Prishtina

Moderation: Carol Lupu, München

Der Arbeitskreis fokussierte das problematische Miteinander von Albanern und serbischer Minderheit im Kosovo und suchte nach Lösungsansätzen, wie langfristig ein friedliches Zusammenleben der beiden Bevölkerungsgruppen erreicht werden kann.

Als Einführung in die Thematik stellte Jak Gjoni das Kosovo in einer Kurzpräsentation vor, aus der folgende Daten für ein besseres Verständnis der nachfolgenden Redebeiträge genannt seien: Von den geschätzten 1,9-2,2 Millionen Einwohnern des Kosovo sind nach Schätzungen der Weltbank 88 Prozent Albaner, 7 Prozent Serben und 5 Prozent Angehörige anderer Ethnien. Die überwiegende Anzahl der Albaner bekennt sich zum sunnitischen Islam. Die Serben gehören der serbisch-orthodoxen Kirche an, die zugleich ein Identitätsmerkmal ist. Die etwa 65.000 Katholiken sind fast ausnahmslos Albaner. Über die Lebensumstände in den weit von urbanen Zentren entfernten serbischen Enklaven, insbe-

sondere auch die Probleme der Jugendlichen, berichtete Srdjan Popović, wobei „brain drain“ und eine allgemein hohe Arbeitslosigkeit von etwa 42 Prozent als Problem des gesamten Kosovo zu gelten haben.

Anschließend wurden die vielfältigen Hindernisse der Kommunikation zwischen Serben und Albanern zusammengetragen. Konkret fragte der Moderator nach Ängsten und Vorurteilen. Genannt wurden:

- der gegenseitige Vorwurf erhöhter Kriminalität und Gewaltbereitschaft,
- die Angst vor dem Verlust der (serbischen) Kultur,
- die Angst, die Serben könnten das Kosovo politisch vereinnahmen,
- die Befürchtung, man könne der Kollaboration verdächtigt werden, wenn man sich mit der jeweils anderen Gruppe verständige.

Weitere Hemmnisse eines friedlichen Miteinanders im Kosovo auf der politischen und institutionellen Ebene sind:

- die Beeinflussung der Vorgänge im Kosovo von außen, etwa auch durch militärische Interventionen,
- eine durchgängig negative Darstellung der Regierung des Kosovo durch die serbische Regierung, die einen Dialog von Anfang an unmöglich machte, sowie eine wenig Vertrauen fördernde kosovarische Regierung,
- ungünstig verlaufene Statusverhandlungen, in denen die USA die Unabhängigkeit des Kosovo ohne Zutun der Albaner quasi zusicherte, und zu hohe Erwartungen der Albaner an ihre Unabhängigkeit,
- eine gewisse Passivität der serbischen Minderheit bei den Versuchen, ihre Lage zu verbessern, sowie das Fehlen von Fachkräften.

Im Zentrum der Diskussion stand die Weigerung der serbisch-orthodoxen Kirche, mit kosovarischen Einrichtungen zu kommunizieren. Trauer und Entsetzen über die antiserbischen Ausschreitungen des Frühjahrs 2004, die am 17. März ihren Höhepunkt in der Zerstörung des symbolträchtigen Erzengelklosters bei Prizren fanden, ließen die Dialogbereitschaft der serbisch-orthodoxen Kirche gegenüber den albanischen Institutionen wie auch der (albanischen) katholischen Kirche erlöschen.

Der Moderator regte die Teilnehmer an, über Lösungen nachzudenken, die einen Weg hin zu Versöhnung, Dialog und einem friedlichen

Zusammenleben eröffnen könnten. Dabei kamen auch konkrete Projekte der Versöhnungsarbeit zur Sprache: Schon zu Beginn des Arbeitskreises hatte Frau Bosković von der internationalen Summer School in Prishtina unter Beteiligung von mindestens 15 serbischen Studenten berichtet. Sie umriss auch ein anderes Projekt, das serbische und albanische Kinder zusammenzubringen versuchte, jedoch an deren wechselseitigen Feindschaften scheiterte. Diskutiert wurde außerdem über das Loyola-Gymnasium, das von nahezu allen ethnischen Gruppen des Kosovo besucht wird – allerdings gerade mit Ausnahme serbischer Schüler.

Folgende Überlegungen zur Versöhnungsarbeit im Kosovo wurden schließlich angesprochen:

- Der angestrebte Verständigungsprozess erfordert Vorbilder, die bereit sein müssen, die Verantwortung für das Gelingen des Dialogs zu übernehmen – ein Problem, das in der Diskussion mehrfach greifbar wurde. Dies könnten angesichts des Mangels solcher Vorbilder in der Politik Nichtregierungsorganisationen und kirchliche Laienmitarbeiter sein. Den albanischen Katholiken kommt dabei eine beachtliche Brückenfunktion zwischen den orthodoxen Serben als Christen und den muslimischen Albanern zu.
- Für grundlegend erachtet und mehrfach, zuletzt im Schlusstatement, erwähnt wurde die Versöhnungsarbeit im Alltag etwa in Form von konkretem Zusammenleben, Aufbau von Netzwerken, Nachbarschaftsprojekten, gegenseitiger Akzeptanz und Vertrauen.
- Ein Grund für das Scheitern bisheriger Projekte der Versöhnungsarbeit wurde in der Kurzfristigkeit der Projekte gesehen. Von Podiumsteilnehmern wie dem Publikum wurde unter Bezugnahme auf ähnlich problematische Dialogsituationen (Beispiel: Nordirland) mehrfach die Prozesshaftigkeit der Versöhnungsarbeit betont. Dies erfordere längerfristige Projekte zur Vertrauensbildung, ebenso wie eine verantwortungsvolle Verwendung von Hilfsgeldern für eine nachhaltige Entwicklung des Kosovo.
- Ein erster Schritt in diesem Prozess könnte statt dem ambitionierteren Zusammenleben ein friedliches „Nebeneinanderleben“ sein. Gerade in diesem Bereich lassen sich bereits Fortschritte verzeichnen.

*Dr. Antje Bräcker, Trier*

## Arbeitskreis 5

### **Roma in Mittel- und Osteuropa: ihre besondere nationale und religiöse Situation**

Referenten: Thomas Hackl, Satu Mare  
Bischof Ladislav Hučko, Prag  
Pfarrer József Lánko, Alsószentmárton

Moderation: Markus Leimbach, Freising

Zu Beginn des Arbeitskreises wurden zwei extreme Strömungen gegenüber gestellt: „Roma sind faul“ – „Roma werden diskriminiert“. Wie kommt es zu diesen Stereotypen, wie kann man damit umgehen? Die Experten aus Rumänien, Tschechien und Ungarn beschrieben darauf aufbauend die Situation der Roma in ihren Ländern. Daran schloss sich eine offene Aussprache an, in der folgende Punkte behandelt wurden:

- Ihr Leben im Abseits, räumlich weit weg von der Mitte der Gesellschaft, führt zu Ausgrenzung und zu Schwierigkeiten, Ressourcen in Anspruch zu nehmen. Damit ist das soziale Abseits vorprogrammiert. Alkoholismus, Drogen und Prostitution sind die Hauptprobleme. Sozialarbeit kann helfen, löst aber nicht das Grundproblem.
- Eine wichtige Voraussetzung für die Arbeit mit den Roma ist das Vertrauen. Die Zusammenarbeit mit Eltern und der Roma-Gemeinschaft ist dabei von besonderer Bedeutung. Mitarbeiter aus der eigenen Gruppe können sinnvoll sein, etwa wenn in einem „Ghetto“ vier von sechs Kindergartenerzieherinnen selbst Roma sind. Teilweise wird dies von den Roma jedoch nicht gewünscht; so ist z. B. in Bezug auf die Priesterrolle das Vertrauen zu Nicht-Roma höher.
- Teilweise haben die Roma mehr Vertrauen zur Kirche als zum Staat. Sie können allerdings sehr empfänglich für Sekten sein, wenn die Hilfsbereitschaft dort groß ist.

Wichtig ist es außerdem, die *positiven Seiten* der Roma-Gesellschaft hervorzuheben. Ihre Werte sollten stärker beachtet werden (Kunst, Musik, auch Bereich „Film“).

Die *Familie* (Großfamilie) ist ein wesentliches Merkmal der Roma-Kultur und stellt einen sehr hohen Wert dar. Sie ist die eigentliche Heimat nach der geschichtlich weit zurückliegenden Herkunft aus Indien und Verbreitung über alle Nationen. Strenge Sanktionen (Gesetzgebung) innerhalb der Familien, z. B. bei „Fehlritten“, haben schwerwiegende Konsequenzen für den einzelnen in der Gemeinschaft. Allerdings steht die Prostitution als Ausweg aus dem Elend, teilweise unter Druck, teilweise auch selbst gewählt, der hohen Moral entgegen.

Politische Selbstvertretung fehlt häufig. Somit ergibt sich das Problem des Stimmenkaufs bei Wahlen. Allerdings finden sich auch Roma-Bürgermeister in überwiegend von Roma bewohnten Gegenden.

Von der Kirche wünschen sich die Roma:

- als Menschen angenommen zu werden,
- geliebt zu werden, da sie sich dort zu Hause fühlen, wo sie geliebt werden (Wie kann dies allerdings konkret aussehen?)
- Roma-Projekte der Kirche (und des Staates) sollten nicht singulär sein, sondern in größere Zusammenhänge eingebettet sein. Wichtig ist die Mitwirkung von Roma als Mitarbeiter und Betreuer.

*Monika Heitmann, Meckenbeuren*



## Arbeitskreis 6



### Aspekte der Pastoral nichtdeutschsprachiger Katholiken

Referenten: Prälat Stanislaw Budyn, Hannover  
Diakon Nikola Ćapin, München  
Iryna Lenyshyn, Eichstätt

Moderation: Domkapitular Msgr. Wolfgang Huber, München

Im Anschluss an die Begrüßung durch Msgr. Huber, Dompfarrer und zuständig für die Auslandskatholiken im Erzbistum München und Freising, erfolgte eine kurze Vorstellungsrunde der Teilnehmer und Experten des Arbeitskreises.

Frau Lenyshyn stellte kurz das „Collegium Orientale“ in Eichstätt vor, das Studierenden der Ostkirchen ein Studium in Deutschland und darüber hinaus das Kennenlernen der deutschen Gesellschaft, besonders des hiesigen Kirchenlebens, ermöglicht. Sie vertrat die These, dass gemeinsame Gottesdienste im byzantinischen Ritus in deutscher Sprache wichtig für das Zusammenleben von Deutschen und Ausländern sind. Prälat Budyn, Delegat der polnischen Missionen in Deutschland, betonte, in der Kirche gäbe es keine Polarisierung; polnischsprachige

Gläubige sollten daher besser in die Kirche einbezogen werden. Laut Diakon Čapin, Zigeunerseelsorger im Erzbistum München und Freising, sollten die Probleme der Zigeuner besser durch die Kirche bzw. Seelsorge wahrgenommen werden. Auch sollten Brücken zwischen Zigeunern und Einheimischen gebaut und Stereotype und Vorurteile abgebaut werden.

In der anschließenden Aussprache fiel der Hinweis auf die Gastarbeitersituation als Anstoß zur Seelsorge für fremdsprachige Katholiken in den heutigen Strukturen. Allerdings haben sich die Probleme und Lösungsansätze der Pastoral gegenüber den sechziger Jahren verändert, da aus dem vorübergehenden Status des Gastarbeiters der „gebliebene Fremde“ geworden ist.

Weiterhin wurden folgende Themen angesprochen:

- Inwieweit kann von den Seelsorgestellen für fremdsprachige Katholiken der Impuls zur Integration ausgehen – oder existiert eine Parallelität zu den Strukturen und Inhalten der ansässigen Gemeinden, die dann ohne Berührung nebeneinander bestehen?
- Generationenunterschiede bei den fremdsprachigen Katholiken-  
gruppen: Die im Gast- oder Aufnahmeland eingegliederte Enkelgeneration „benötigt“ die Familie/Tradition nicht mehr, während die mittlere Generation noch das „Erbe“ betont.
- Bei der liturgischen Sprache könnte neben dem strengen Festhalten an der Herkunftssprache auch eine Mehrsprachigkeit treten.
- Beim Thema „Träger fremdsprachiger Seelsorge“ kommt es auf den Pfarrer an, der, wenn er aus dem Heimatland kommt, bald eine doppelte Belastung spürt, sofern er für eine Gemeinde vor Ort und daneben für eine fremdsprachige Seelsorgestelle bestellt ist. Daher wurde ein Pastorkurs für eine bessere Einführung der Geistlichen im Gastland gefordert.

Grundsätzlich appellierten die Teilnehmer an ein gewandeltes Kirchenverständnis und Strukturen auf der pfarrlichen Ebene, die eine Zusammenarbeit ermöglichen. Eine solche Zusammenarbeit scheitert aller-

dings oft an Isolierung, Desinteresse und Ängstlichkeiten, die von beiden Seiten ausgehen. Außerdem sind fremdsprachige Katholiken in den Gremien der Dekanate oder auf der Diözesanebene der Laien zahlenmäßig zu schwach vertreten. Um die genannten Gründe eines Scheiterns der Zusammenarbeit sowohl auf Seiten der deutschen Gemeinden als auch bei der Seelsorgestelle/Mission fremdsprachiger Katholiken auszuräumen, müsste der Pfarrer als Integrationsfigur verstanden werden, aber auch eine Selbstorganisation durch die Laien müsste – so der Tenor der Diskussion – verstärkt erfolgen.

In seiner Abschlussbemerkung betonte Diakon Čapin nochmals aus seiner eigenen Sichtweise heraus die Bedeutung der Seelsorge für die Zigeuner als einer besonders problematischen Randgruppe der Gesellschaft. Nach Ansicht von Prälat Budyn funktioniert die Kooperation zwischen den Nationalitätengruppen insgesamt recht gut; einzelne Differenzen sollten nicht hochgespielt werden. Frau Lenyshyn mahnte zu mehr Verständnis füreinander und warb für einen weiteren Abbau von Vorbehalten.

*Pfarrer Dr. Willi Klinkhammer, Budapest*

## Arbeitskreis 7

### **Armenien und Georgien als Beispiele für religiös-ethnische Spannungsfelder im Kaukasus**

Referenten: Levan Abashidze, Tiflis  
Prof. Dr. Hacik Gazer, Erlangen  
Dr. Vaja Vardidze, Tiflis

Moderation: Dr. Jörg Basten, Freising

Im Anschluss an eine allgemeine Vorstellungsrunde beschrieben die Experten des Arbeitskreises ihre Vorstellungen von der Entwicklung im Kaukasus. Mit den Stichworten „christliche Tradition“, „historischer und aktueller Einfluss Russlands“, „geostrategische Probleme“ und „Öl als Bodenschatz (Aserbaidschan“) wurden dabei einige Bereiche angesprochen, die dann im Folgenden wiederholt zur Sprache kamen.

Der erst wenige Wochen zurückliegende militärische Konflikt zwischen Russland und Georgien<sup>1</sup> veranlasste die beiden Gäste aus Georgien, ihre persönlichen Erlebnisse aus diesen Tagen kurz zu schildern. Dr. Vardidze verwies auf das Flüchtlingsdrama (Georgien musste mehr als 100.000 Vertriebene aufnehmen), das die ohnehin schwierige gesellschaftliche und wirtschaftliche Lage in der gesamten Region zusätzlich belastet; Herr Absahidze erläuterte anhand von Zahlenmaterial die schweren materiellen Zerstörungen (Schulen, Krankenhäuser, Kindergärten usw.; Dr. Basten erwähnte in diesem Kontext die von Renovabis durchgeführten Soforthilfemaßnahmen). Georgien hat neben der Krise um Südossetien zusätzlich Probleme mit der nach Unabhängigkeit strebenden Regionen Abchasien, was in Westeuropa oft nicht beachtet wird. Russlands Haltung gegenüber Südossetien steht in unmittelbarem Zusammenhang mit den Vorgängen im Kosovo, d.h. dessen Unabhän-

---

<sup>1</sup> Vgl dazu die Hinweise oben auf S. 78f.



gigkeitserklärung, die zwar von großen Teilen der Weltgemeinschaft, nicht jedoch von Serbien anerkannt worden ist.

In einem zweiten Schritt ging Professor Gazer kurz auf das Grundanliegen des Arbeitskreises ein, die religiös-ethnische Struktur der Kaukasusregion. In einem relativ kleinen Gebiet mit ca. 30 Millionen Einwohnern finden sich Angehörige von über 60 verschiedenen, nur z.T. miteinander verwandten Sprachgruppen, die sich zudem hinsichtlich Religion bzw. Konfession erheblich unterscheiden. Alle gemeinsam leiden bis heute unter den Folgen der über 70jährigen kommunistischen Herrschaft, die sowohl die gesellschaftlichen und kirchlichen Strukturen dauerhaft geschädigt als auch in Köpfen der Menschen schwere Verwüstungen hinterlassen hat – und zwar bei den armenischen und georgischen Christen ebenso wie bei den Muslimen in Aserbaidshan und in den russischen Kaukasusgebieten. Nicht unterschätzt werden dürften die Versuche, von außen auf die Religionsgemeinschaften Einfluss zu nehmen (extremistische muslimische Strömungen, evangelikale Gruppierungen). Er appellierte an die Teilnehmer des Arbeitskreises, im Rahmen ihrer Möglichkeiten auch an anderer Stelle über diese Zusammenhänge zu berichten, um damit ein tieferes Verständnis für die spezifischen Probleme der Kaukasusregion an der Grenze zwischen Europa und Asien zu erreichen.

Schwerpunkte der anschließenden Diskussion:

- Nachfragen zu konkreten Kriegfolgen in Südossetien und zum „eingefrorenen“ Konflikt um Berg-Karabach zwischen Armenien und Aserbaidshan.

- Rolle der georgisch-orthodoxen und der russisch-orthodoxen Kirche während des Konfliktes Russland-Georgien – wieso haben die Amtskirchen zunächst geschwiegen und erst sehr spät mit einem Friedensappell reagiert?
- Nachfragen zur besonderen Geschichte und Kultur Armeniens innerhalb der Geschichte der (christlichen) Kaukasusvölker.
- Perspektiven für eine Verbesserung der demokratischen Verhältnisse in Georgien.
- Konflikt Armenien – Türkei: Bestehen Hoffungen für einen Abbau der Spannungen und eine Grenzöffnung?

In ihren Abschlussstatements wiesen die Experten noch einmal auf die spezifischen Probleme der Kaukasusregion hin, die innerhalb des Großraums „Osteuropa“ durch die Kleinräumigkeit der Landschaft, Dichte und Vielfalt von Ethnien und Glaubensgemeinschaften und die Nähe zum islamisch geprägten Vorderasien ausgezeichnet ist. Im Westen werde diese Gesamtsituation oft zu wenig beachtet. Die dortigen Länder brauchen Hilfe, nicht nur materieller Art, sondern auch im Bildungsbereich, damit sich die noch jungen Demokratien festigen können.

*Dr. Christof Dahm, Freising*

### *Gespannte Aufmerksamkeit in Arbeitskreis 8*



## Arbeitskreis 8

### **Nation und Religion im Bild der neuen Aufbruchstudie**

Referenten: Pater Dr. Ivan Šarčević OFM, Sarajevo  
Prof. Dr. Miklos Tomka, Budapest

Moderation: Prof. Dr. András Máté-Tóth, Budapest

Im Anschluss an eine Vorstellungsrunde, in der Professor Máté-Tóth das Projekt „Neue Aufbruchstudie“ skizzierte, gaben die beiden Experten ihre Einschätzung zur Veränderung des religiösen Lebens in Mittel-, Ost- und Südosteuropa ab.<sup>1</sup>

Nach Professor Tomka kann man für die Zeit zwischen 1997 und 2007 von einer „Atomisierung“ der Gesellschaft sprechen, wobei die Kirchen weiterhin in den untersuchten Ländern als größte gesellschaftliche „Organisation“ fortbestehen. Insgesamt kann man von einer Zunahme der Religiosität im östlichen Teil Europas sprechen, besonders in der Ukraine, in der Slowakei und in Kroatien. Eine Abnahme ist in Ungarn und in Slowenien zu verzeichnen. Nur 54 Prozent der Menschen sind allerdings praktizierende Christen (wobei die Beurteilungskriterien je nach Konfession nicht einheitlich sind); am höchsten ist ihr Anteil in Rumänien und Moldawien.

Was denkt man – so Professor Tomka weiter – über religiöse Menschen in den Ländern Mittel-, Ost- und Südeuropas?

---

1 Initiator der Aufbruchstudie, die zwischen 1997 und 2007 die religiösen Veränderungen im östlichen Europa analysierte, ist das „Pastorale Forum Wien – Verein zur Förderung der Kirchen in Ost(Mittel)Europa“ unter Leitung von Prof. DDr. Paul M. Zulehner. Bis 2007 wurden die Entwicklungen in zehn Ländern beobachtet; 2007 kamen vier weitere Länder hinaus. Die Ergebnisse liegen inzwischen in einer Reihe von Publikationen vor. Vgl. ausführlich <http://www.pastorales-forum.net/content/site/de/studieaufbruch/index.html> (letzter Zugriff: 30.07.2009).

- Sie sind solidarisch und sozial engagiert,
- sie sind einführend,
- sie sind treu,
- sie sind insgesamt zufriedener,
- sie erziehen ihre Kinder besser,
- sie praktizieren Nächstenliebe,
- sie haben ein hohes Ansehen in der Gesellschaft,
- sie übernehmen gesellschaftliche Verantwortung,
- sie sind Kulturträger.

Dr. Ivan Šarčević stellte anschließend die Situation in Bosnien vor. Die dortige Gesellschaft ist immer noch geprägt durch die Folgen des Kommunismus und Nationalismus. Führende ehemalige Kommunisten haben sich in glühende Nationalisten verwandelt, um an der Macht zu bleiben. Man erlebt an manchen Orten eine „nationalistische“ Theologie: „Nation statt Gott“. Man müsse sogar von einer Ghettomentalität innerhalb der Kirchen sprechen. Leider sei auch der Dialog zwischen den Amtsträgern nicht groß.

In der anschließenden Diskussion wurden besonders folgende Fragen erörtert, ohne dass allerdings klare Antworten gegeben werden konnten:

- Was sind Gründe für die geringe Religiosität in den neuen Bundesländern Deutschlands, in Tschechien und Estland?
- Wie ist es zur schwierigen Situation der Kirche in Slowenien gekommen?

Als Fazit bleibt festzuhalten: Mehr und vertiefter Dialog in den Kirchen, zwischen den Kirchen und zwischen Kirchen und Gesellschaft ist der einzig erfolgversprechende Weg in die Zukunft.

*Georg Kopetzky, Altenglach*



## Arbeitskreis 9

### **Auf dem Weg in die Freiheit. Das Jahr 1989: Wendepunkt in meinem Leben?**

Wegbegleiter: Claudia Gawrich, Freising  
Michaela Johnová, Freising  
Thomas Schumann, Freising

Außerhalb der Reihe der üblichen Arbeitskreise war es das Ziel, interessierte Teilnehmer des Kongresses nach ihren ganz persönlichen Erfahrungen, Ängsten und Hoffnungen im Kontext der „Wende“ von 1989 zu befragen. Methodisch wurden die verschiedenen Lebenslinien anhand der Methode der Biographiearbeit untersucht und reflektiert.

Der Teilnehmerkreis war bunt gemischt; u. a. nahmen eine Ordensfrau und ein Pfarrer aus Deutschland (sie aus der ehemaligen DDR, er aus der „alten“ Bundesrepublik) teil, aus den Partnerländern außerdem ein Bildungsreferentin aus Bosnien und ein Bischof aus Bulgarien. Entsprechend heterogen waren die Ergebnisse.

Beispiele für Lebenserfahrungen:

- 1989 – ein sehr bewegtes Jahr, beruflich wie privat.
- Gebanntes Miterleben der Ereignisse (Mauerfall usw.) im Fernsehen und am Radio,
- der Mauerfall – eine unglaubliche Explosion, die ungeheure Energien frei setzte und mehr Beweglichkeit, mehr Dynamik, größere Chancen ermöglichte (so eine Stimme aus Westberlin).
- *Befreiung vom Druck* des DDR-Systems durch Wegfall von Bespitzelung und täglicher Observierung (Stimme aus der ehemaligen DDR)
  - das Leben vorher: trotz aller Bedrängnisse sich von Gott getragen fühlen.
- Der Mauerfall wurde als *Wunder* angesehen, als ein unmittelbares Eingreifen des Heilswirkens Gottes!



- „Wisst ihr eigentlich, was überhaupt passiert ist?“ (Frage eines Lehrers an elfjährige Schüler)
- Möglichkeit zum „Go east“ (für Schüler, Studenten ...) – also ganz neue Möglichkeiten seit der „Wende“. Es gibt immer noch vieles zu entdecken.
- *Kontrasterfahrung* in Ex-Jugoslawien: Heute ist die Situation, bedingt durch die Kriege der neunziger Jahre, schwieriger als vor 1989 (Misstrauen zwischen den Völkern und Nationalitäten, keine Reisefreiheit).
- Der Beitritt zur Europäischen Union hat viele alte Probleme gelöst, aber auch neue geschaffen („Silberner Vorhang“).

*Dr. Christof Dahm, Freising*

## **IV. Abschlussstatement – Schlusswort**



## Gedanken zu einer christlichen Identität

Der Name *Renovabis* stellt einen ununterbrochenen Ruf und eine Ermahnung zur Erneuerung dar. Worin besteht aber diese Erneuerung? Gerade darin, dass man den Initiator aller Dinge, den Urheber aller Dinge, den Schöpfer aller Dinge, nicht vergisst. Er ist der Einzige, der alles Neue entstehen lässt, und der Einzige, der alles Alte erneuert.

Vielleicht war die Theologie als solche, im Sinne eines Gesprächs über Gott, nie notwendiger als gerade zu diesem Zeitpunkt. Niemals in der Geschichte hat man mehr nach dem Sinn des Lebens gefragt als heute. Niemals haben wir so dynamisch gelebt und deswegen so sehr nach Sicherheit gesucht. Noch niemals haben wir in einer solchen Ungewissheit gelebt und deswegen uns so sehr nach Gewissheit gesehnt. Noch niemals gab es eine dermaßen allseitige Kommunikation, aber noch niemals wurde der Mensch als Person auch dermaßen zum Objekt degradiert und erniedrigt wie heutzutage.

All die genannten Phänomene führen dazu, dass wir:

- müde werden,
- unsere geschichtlichen und traditionellen Wurzeln verlieren,
- zu Objekten reduziert werden, wobei wir oft viele Gesetze haben, ohne aber eine Moral zu besitzen,
- unsere Lebenshoffnung und unser Leben verlieren,
- mit einer demografischen Katastrophe konfrontiert sind.

Das zwanzigste Jahrhundert, „das kürzeste Jahrhundert in der Geschichte“, das Jahrhundert der monströsen Kriege, hat uns die Möglichkeit gegeben, uns Fragen zu stellen bzw. zu schweigen. Das Schweigen

führt zur Krise, zu Fragen, zum Schmerz, zum Dialog, zum Gebet ... Das ist demzufolge eine außerordentlich gute Gelegenheit, mit einem existenziellen Dialog anzufangen:

- mit dem Urheber aller Dinge (um dadurch die Wurzeln unseres Wesens zu finden),
- mit der ganzen Geschichte (um nicht weiterhin „Apostaten von Geschichte, Tradition und Leben zu sein“ [Benedikt XVI.], sondern zu „Trägern des Lebens“ zu werden),
- mit dem ganzen Universum (um nicht die moralische Ordnung zu stören, sondern zu Protagonisten der menschlichen Würde zu werden).

Wenn Europa christlich sein möchte, muss es ein Kontinent des Dialogs sein, d. h. ein Kontinent der vernünftigen Suche und der vernünftigen Zusammenarbeit.

Die jetzige Lebensweise hat die Rolle der *recta ratio* zu sehr in Dunkelheit gehüllt, und damit auch die Entwicklung und den Glauben. Die echte Entwicklung und der echte Glaube sind eine Frucht des integralen Dialogs. Genauso wie ein Vogel ohne beide Flügel nicht fliegen kann (so der Heilige Ephraim der Syrer), was ebenfalls für Flugzeuge gilt (Massimo Introvigne), so kann weder ein Einzelner noch die Menschheit „fliegen“ ohne die Flügel des Verstandes (Fragen stellen und Suchen) und des Glaubens (was bedeutet, dass sie das Ziel finden, welches im Glauben und in der Hoffnung schon gegeben ist).

Ich bin fest davon überzeugt, dass wir den richtigen Dialog nicht führen können ohne die neue und die erneuerte Einheit von Ost und West, ohne die unzerstörbare Autorität, die auf eine authentische Art und Weise die geistige und die moralische Dimension des Lebens deutet. Diese Autorität ist die Kirche als die Gemeinschaft, die von Gott auserwählt und begabt wurde.

Gerade aus diesem Grunde sehe ich die Zukunft Europas nur im Praktizieren eines authentischen Dialogs zwischen der Welt und dem vereinten authentischen Christentum. Es ist nämlich dieser Dialog, der uns die große Hoffnung gibt, den zeitgenössischen Pessimismus, Nihilismus und Utilitarismus besiegen zu können.

## Schlusswort

Liebe Schwestern und Brüder – ich darf mit dieser Anrede einmal alle mit einschließen. Wir sind also jetzt am Ende des 12. Internationalen Kongresses Renovabis „Bruchstellen in Europa!?! Religion und Nation im 21. Jahrhundert“ angelangt. Es war ein sehr spannungsreiches Thema und es passt eigentlich sehr schön dazu, dass gerade heute vor 15 Jahren, also am 6. September, Renovabis auf dem Domberg in Freising seine Arbeit aufgenommen hat und Pater Hillengass, der unter uns weilt, mit seinen damals noch wenigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern hier eingezogen ist.

Von Anfang an hat Renovabis zwei große Aufgaben mit auf den Weg bekommen. Die vordergründige, an die Sie vielleicht alle denken, war es, beim Aufbau der Kirche und der Gesellschaft in Mittel- und Osteuropa mitzuwirken und auch finanziell zu helfen. Aber zugleich wurde immer wieder betont, dass es auch um Begegnung und Dialog geht. Es geht also um das Gespräch zwischen den Menschen in Ost und West. Dies haben wir besonders gut erfüllt, indem wir diese Kongresse durchführen, und auch dieser Kongress hat doch wieder sehr dazu beigetragen, dass der Dialog zwischen den Menschen in Ost und West gepflegt werden konnte.

Der Kongress hat die vielfältigen Beziehungen zwischen Religion und Nation zur Sprache gebracht. Es gehörte dazu eine fundamentale Begriffsklärung zum Begriff der Nation, damit wir diese in der rechten Weise zur Religion in Beziehung setzen können. Ich habe mir drei wichtige Punkte gemerkt, die ich jetzt mitnehme:

- Punkt eins sind die Nahtstellen. Im Titel des Kongresses stehen die *Bruchstellen*, und aus den Bruchstellen würden *Nahtstellen* werden, so ist es immer wieder gesagt worden.

- Dann der zweite Punkt: Wie können wir *bewerkstelligen*, dass aus Bruchstellen Nahtstellen werden? Erzbischof Hočevar hat es eben nochmals betont: Es gibt keinen anderen Weg als das gegenseitige Gespräch. Der Dialog ist absolut notwendig, eine Alternative dazu gibt es nicht. Das gilt auch, wenn wir an die verbreitete Angst vor der übermächtigen Europäischen Union denken: Die Menschen müssen durch Gespräche überzeugt werden, wie wichtig sie ist.
- Punkt drei ist die Frage nach der wesentlichen Aufgabe der Kirche. Der Dialog, das ganze Gespräch und der Kongressverlauf haben gezeigt, dass die Hauptaufgabe der Kirche die *Versöhnung* sein dürfte. Das ist etwas, was die Kirche leisten kann, dazu ist sie fähig, dazu hat sie die Grundlage – die Grundlage ist Jesus Christus. Dieses Kapital der Kirche sollte sie auch heute nutzen, es kann die Völker Europas voranbringen.

Mich bewegen natürlich wie Sie alle die Ereignisse auf dem Kaukasus, wo zwei christlich geprägte Nationen, Georgien – nach dem Heiligen Georg benannt – und Russland, das sich gerade jetzt wieder auf seine christlichen Wurzeln besinnt, aneinander geraten sind. Aber ich hoffe und bete dafür und bin auch optimistisch, dass gerade die orthodoxen Kirchen beider Länder die Situation erkannt haben und wirklich zu einer echten Versöhnung beitragen. Es wäre wunderbar, wenn sie dies leisten könnten.

Nächstes Jahr wird sich der Internationale Kongress Renovabis mit der Rolle der Ostkirchen in und für Europa befassen. Ich könnte mir vorstellen, dass der eine oder andere Aspekt, der schon während des diesjährigen Kongresses angesprochen wurde, dann zu einer größeren Perspektive werden kann und uns weiter beschäftigen wird. Ich darf Sie also heute schon ganz herzlich einladen. Der Termin steht schon fest, nämlich von Donnerstag, dem 3. September, bis Samstag, dem 5. September 2009.



Abschließend möchte ich mich nochmals bei allen bedanken, die zum Gelingen unseres 12. Internationalen Kongresses Renovabis beigetragen haben:

- den Referenten und Teilnehmern in den Podiumsdiskussionen,
- den Moderatoren im Plenum und in den Arbeitskreisen,
- Herrn Erzbischof Marx für die Eröffnung,
- den Zelebranten und Predigern in den Gottesdiensten,
- den Journalisten und allen anderen Vertretern der Medien,
- den Teams des Kardinal-Döpfner-Hauses und des Pallotti-Hauses Freising,
- den Dolmetscherinnen,
- den Vordenkern und Vorbereitern des Kongresses,
- allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Renovabis und vor allem Herrn Dr. Dahm, dem zuständigen Referenten.

Ich danke Ihnen allen für Ihr Kommen, Ihr Interesse, Ihr Mitdenken und aktives Mitwirken. Wenn Sie die Referate und Diskussionen, aber auch den persönlichen Austausch als Bereicherung erlebt haben, neue Kontakte knüpfen konnten und manche Anregung mit nach Hause nehmen, hat der Kongress sein wesentliches Ziel erreicht. So wünsche ich Ihnen nun eine gute Heimreise und Gottes Segen für Sie persönlich und für Ihre Arbeit.